H. art. 304 (3

Aelteste

Geschichte

der

Celten,

insonderheit

der

Gallier und Deutschen.

Aus dem französischen des Herrn Pelloutier,
mit den Erläuterungsschriften der Herrn
Schöpflin, Gibert, Chiniac
und anderer,

deutsch herausgegeben
von
Johann Georg Purmann.

Dritter und letzter Band.

Frankfurth am Mayn,
bey Johann Gottlieb Garbe. 1784.

Wbt 165/37

Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Inhalt

des dritten und vierdten Buchs.

Drittes Buch.

Von den Religions-Begriffen der Celten.

1. Hauptstück. Einleitung in diese Materie. . . . . S. 1.

2. Hauptstück. Ob die Celten Gottesleugner gewesen. . . . . 11.

3. Haupt-

Inhalt.

3. Hauptstück. Von dem Begriff, den die Celten von der Gottheit hatten. S. 18.

4. Hauptstück. Von der Verehrung der Elemente bey den Celten. 28.

5. Hauptstück. Fortsetzung von dem Begriff des einigen höchsten Gottes bey den Celten. 49.

6. Hauptstück. Von dem höchsten Gott der Celten, Teut, genannt. 60.

7. Hauptstück. Von der Verehrung des Mars, bey den Celten. 113.

8. Hauptstück. Von den Untergottheiten der Celten. 126.

9. Hauptstück. Von der Verehrung der Quellen und Flüsse. 159.

10. Haupt-

Inhalt.

10. Hauptstück. Von der Verehrung des Feuers. . . . S. 174.

11. Hauptstück. Von der Verehrung der Luft und Winde. . . 180.

12. Hauptstück. Von der Verehrung der Sonne. . . . 183.

13. Hauptstück. Von der Verehrung des Monds. . . . 194.

14. Hauptstück. Von der Verehrung des Hercules. . . . 199.

15. Hauptstück. Von der Verehrung des Bacchus. . . . 234.

16. Hauptstück. Von den fremden und Nationalgöttern der Celten. 244.

17. Lehr-

Inhalt.

17. Hauptstück. Lehrbegriff der Celten von Gott und der Welt. . S. 258.

18. Hauptstück. Von dem Zustand des Menschen nach dem Tode. . 270.

Erster Anhang.

Pelloutiers Preißschrift über die Galater. 304.

Zweyter Anhang.

Von den heiligen Zeiten der alten Gallier und Deutschen. . . 351.

Vierdtes Buch.

Von dem äussern Gottesdienst der Celten.

1. Hauptstück. Einleitung. . S. 1.

2. Hauptstück. Von den heiligen Orten der Celten. . . . 3.

3. Haupt-

Inhalt.

3. Hauptstück. Von den heiligen Zeiten der Celten. . . . 69.

4. Hauptstück. Von den heiligen Personen der Celten. . . . 91.

5. Hauptstück. Von der Art des äusserlichen Gottesdienstes der Celten. 121.

6. Hauptstück. Von dem Aberglauben der Celten. . . . 272.

7. Hauptstück. Von den Philosophen der Celten. . . . . 376.

8. Hauptstück. Von der Einführung des Christenthums unter den Celten. 443.

Bayerische
Staatsbibliothek

Geschichte der Celten.

Viertes Buch.

Von dem äusserlichen Gottesdienst der Celten, von den Opfern, Gebräuchen und dem Aberglauben, welcher diesen Völkern besonders eigen war: Kurzgefaßte Geschichte der Weltweißen unter den Scythen und Celten.

Erstes Hauptstück.

Einleitung.

Wir haben in dem vorhergehenden Buch, die vornehmsten Lehrsätze der Religion der Celten erkläret. Wir müssen uns nun in diesem, auf das Aeusserliche der Religion wenden, und die Opfer-Gebräuche, und den Aberglauben, welcher den Celtischen Völkern besonders eigen war, vorstellen, und zu gleicher Zeit, die genaueste Verbindung und vollkommene Uebereinstimmung, welche zwischen ihrem Lehrbegriff und dem Dienst, den sie der Gottheit

leisteten, zeigen. Es wird nicht schwer seyn, die Neugierde der Leser, in Ansehung dessen, was sich auf das Aeussere der Religion beziehet, zu befriedigen. Die Alten lassen sich in diesem Betracht in eine weitläuftige Entwickelung ein, und geben hierinnen weit mehr Licht, als über ihren Lehrbegriff. Man siehet die Ursache davon leicht ein.

Auf einer Seite erstaunten die Fremden, welche in dem Land der Celten reisten, über die grausamen Opfer, welche man daselbst den Göttern brachte, und über den merklichen Unterschied, zwischen den Celten und andern Völkern in ihren Gebräuchen. Denn, nach dem Anschein zu urtheilen, hielten sie sich daselbst auf, ohne sich darum zu bekümmern, in das Innere der Religion der Celten einzudringen, oder ihre Vorstellungen und Gedanken, davon dieser äusserliche Dienst das Zeugniß und der Beweiß war, kennen zu lernen. Dergleichen Untersuchungen sind nur für Gelehrte. Und doch geschieht es öfters, daß sich auch diese darinnen irren. Plutarch, einer der grösten Männer des Alterthums, glaubte, daß die Juden den Bachus als Gott verehrten, weil man in Palästina ein Fest feyerte, welches eine Aehnlichkeit mit den Bacchanalien der Griechen hatte, welches das Fest der Lauberhütten war. Auf der andern Seite konnten die Druiden, welche zwar ihre Lehre überhaupt verborgen wollten gehalten haben, und sich alle Mühe gaben, solche vornehmlich den Fremden nicht bekannt werden zu lassen, doch nicht verhindern, daß man ihre Tempel, Opfer und den grösten Theil ihrer Gebräuche sahe. Anstatt also, daß wir vorher oft zu Muthmassungen unsere Zuflucht nehmen musten, um die verschiedenen Lehren der Religion der Celten zu entdecken,

decken, wird man hier nichts als Thatsachen finden, welche gehörig bestättigt sind, und welche vieles beytragen werden, die Lehre, welche in dem vorhergehenden Buch erkläret worden ist, zu erläutern und zu bestättigen.

Nach dem Plan, den wir uns vorgesetzt haben, müssen wir zuerst von den Oertern, wo die Celten ihre Religions-Versammlungen hielten, von der Zeit, wann sie sich zu versammlen pflegten, von den Dienern, welche dem Dienst der Gottheit vorstunden, und von den verschiedenen Theilen dieses Dienstes, welche in Gebeten, Opfern, Tänzen, Lustbarkeiten und andern Gebräuchen bestunden, reden. Sodann werden wir von dem Aberglauben der Celtischen Völker, wovon die Wahrsagerey und Zauberey die merkwürdigsten sind, handeln. Darauf werden wir eine kurze Geschichte der berühmtesten Scythischen und Celtischen Weltweisen hinzufügen, z. E. des Orpheus, Zalmolxis, Anacharsis, Diceneus; endlich werden wir dieses Buch mit einigen Anmerkungen beschliessen, über die Art und Weise, wie die Celtische Völker das Christenthum überkommen haben.

Zweytes Hauptstück.
Von den Tempeln und heiligen Orten der Celten.

Wir haben anderswo bemerket, daß in den ältesten Zeiten die Celtischen Völker Nomaden gewesen sind, das ist, daß sie sich beständig

von einer Gegend in eine andere begeben haben, ohne einen beständigen Aufenthalt zu haben Es ist nicht nöthig anzuführen, daß, so lange die Gallier, Deutschen und Scythen überhaupt, die Gewohnheit hatten ihr Leben auf Karren zuzubringen, sie nicht daran dachten, Tempel zu bauen. Die Sache redet vor sich selbst. Aber es ist doch gewiß, daß diese Völker, lange Zeit hernach, als sie sich in einem Lande niedergelassen und festgesetzt hatten, nicht glaubten daß es erlaubt sey, nach Art anderer Völker, Tempel zu bauen, Altäre zu errichten und ihre Religions-Versammlungen an besondern Orten zu halten, z. E. nach dem Begriff der Deutschen wurde die Majestät der Götter erniedrigt, wenn man solche im Tempel einsperren, und sie unter einer menschlichen Gestalt vorstellen wollte. Die Perser wollten auch nicht daß man den Göttern Tempel bauen sollte, welche sie nicht fassen könnten. Wir haben in einem der vorhergehenden Bücher gesehen, was die Ursache und der Grund dieser Bedenklichkeit gewesen. Alle Götter, welche die Celten verehrten, waren, ihren Meynungen zufolge, auf eine besondere Art mit einem Element, oder mit einem sichtbaren Theil der Welt vereinigt. Hier hatten ihre Götter ihren Aufenthalt, hier liessen sie ihre Macht sehen, und hier ertheilten sie ihre Rathschlüsse. Da sie natürlicher Weise mit den verschiedenen Theilen des Ganzen zusammen hiengen, und von den Elementen unzertrennlich waren; so konnten sie sich nicht mit menschlichen Werken vereinigen, noch ihre Wohnung in den Tempeln, noch in Bildnissen oder Gemälden, durch Menschen Hände gemacht, aufrichten. Hieraus schlossen sie, daß man die Gottheit nicht an den Orten, wo

sie ihre Würkung nicht zeigen konnten verehren, anrufen und um Rath fragen müste, sondern in derjenigen Welt, welche sie erfüllten, belebten, und welches ihr wahrhafter Tempel sey. Diesem Vorurtheil zu Folge, zerstöhrten die Celten, statt Tempel zu bauen, so gar diejenige, welche andere gebauet hatten, und begiengen selbst ihre öffentliche und privat-Andachten sub Dio, das ist, unter freyem Himmel, in freyer Luft. So bemerkte ein alter Athenienſischer Poet, Cratinus, daß die Nordischen Völker die Gewohnheit gehabt hätten, die Gottheit, nicht in Tempeln, sondern unter freyem Himmel, anzubeten. Dinon sagt von den Persern, Medern und Magiern, das nemliche, und wir werden bald sehen, daß es eben so bey allen andern Scythischen und Celtischen Völkern gewesen war. (Tacit. Germ. c. 3. Herodot. 1. 131. Cicero de Leg. lib. 2. p. 3894. Suidas. Hesych. Clem. Alexandr. p. 56.)

Eine andere Anmerkung, welche wir hier machen müssen, ist diese, daß die Celten, welche einen beständigen Wohnplatz hatten, ihre gottesdienstliche Versammlungen nicht an dem nemlichen Ort ihres Aufenthalts hielten, sondern auſser ihren Städten und Dörfern längs der Landstrasse hin, in einem Wald, oder auf einem Gebirge, welches nah an dem Ort lag, wo sie wohnten. Wir haben verschiedene Beyspiele davon in dem vorhergehenden Buch angezeiget, und es werden sich solche in diesem in Menge darstellen. Das Heiligthum, welches die Spanier Teutates nannten, nach den Namen desjenigen Gottes, welcher daselbst seinen Religionsdienst erhielte, war auf einen Hügel, nah an

der Stadt Carthagene. Dasjenige welches die Amazonen der Erde geweyhet hatten, in der Nachbarschaft von Ephesus, war von der Stadt sieben Stadien weit entfernet. Das Orakel des Apollo, welchen die Mösier Grynäus nannten, war in einem benachbarten Walde nahe bey der Stadt Clazomene. Alle Heiligthümer, welche der Vis Pater der Aboriginer in Italien hatte, waren auf Bergen oder längs den Strassen hin angelegt. (Herodot. 1. 26. Serv. ad Virg. IV. 345.)

Wir haben anderswo die Ursache dieses Gebrauchs erkläret. Die Celten waren der Meinung, daß ein Heiligthum stehen müsse, erstlich, an einem einsamen Ort, der von der Gemeinschaft der Menschen abgesondert wäre; zum andern an einem ungebauten Ort, wo man nichts sahe als nur Werke der Natur, und wo die Hand des Menschen nichts verändert oder die Theile einer Materie getrennet hätte, welche, so zu reden, der Leib und gleichsam das Vehiculum der Gottheit sey. Dieses nennten sie einen reinen Ort. Diese doppelte Vorsicht war nothwendig, damit nichts die Aufmerksamkeit des Verehrers der Gottheit, noch auch selbst die Handlung der Gottheit, welche man um Rath fragen wollte, stöhren oder unterbrechen möchte. In dieser Absicht errichteten sie ihre Tempel in einer beträchtlichen Entfernung von dem Ort ihrer Wohnung, auf Gebirgen, wo die Gottheit, welche das Ganze erfüllte, einen offenen und freyen Weg hätte; in heiligen Wäldern, welche Tacitus castum nemus nennet, d. i. solche, deren Bäume noch nicht behauen worden waren, in Buschwerken, deren Bodee noch nicht umgewühlt

wühlt worden war. Aus dem nehmlichen Grund sahen sie es als eine Versündigung gegen die Religion an, wenn man das Land der geheiligten Orte bearbeitete; um nun dieser Entweyhung so viel als möglich war, vorzubeugen, trugen sie an diejenigen Orte, wo sie ihren Gottesdienst halten wollten, eine grosse Zahl grober Steine, welche verhinderten, daß weder Wagen noch Pflug da gehen konnten. (Strabo XV, 732. Stephan. ex Polyb. XIII, p. 163. Tac. Germ. c. 40. Valesius in Excerpt. Polyb. p. 201.)

Die Gallier und Deutschen hatten ihre vornehmste Heiligthümer in den Wäldern. Tacitus versichert solches von den Deutschen. Sie glaubten, es wäre der Grösse der Götter unanständig, sie in Mauern einzuschliessen; deswegen heiligten sie Gehölze und Wälder, und nannten diese geheimen Orte nach dem Nahmen der Götter, wo sie die Gottheit nicht anderst sahen, als nur in der Ehrfurcht, welche sie ihr bezeugten. (Tac. Germ. c. 9.)

Der nehmliche Geschichtschreiber gedenket vieler geheiligten Wälder, wo die Einwohner ganzer Gegenden, ja ganze Völker sich zu ihren Religions-Uebungen und um ihre feyerlichen Feste zu begehen, versammleten, welche gewöhnlich mit dem Opfer eines Menschen anfiengen, welches diese Barbaren als das vortreflichste aller Opfer ansahen, die man den Göttern bringen könnte. Man siehet dieses in dem neun und dreyßigsten Capitel seiner Beschreibung von Deutschland, wo er sagt, daß alle Sennonische Völker sich an gewissen Tagen durch Deputirte in einem Walde versammelten, welchen ihre Vorfahren geheiligt,

und welchen die Menschen stets mit einer heiligen Furcht verehret hätten. Hier beobachteten sie die schrecklichsten Ceremonien ihres barbarischen Gottesdienstes, davon die erste diese ist, daß sie einen Menschen öffentlich opferten. Daher kam es, daß diese Wälder den Fremden ein Gegenstand des Abscheus waren, welche zitterten, wenn sie die mit Menschenblut bespritzte Bäume, Köpfe, Arme, Beine und ganze Gerippe von Menschen an Bäumen hängen sahen.

Es ist aus dem Claudian offenbar zu sehen, daß diese Gewohnheit sich in den Wäldern zu versammlen, noch zu seinen Zeiten in Deutschland gewesen sey. Dieser Dichter sagt in dem ersten Buch seiner Lobrede auf den Stilicon, zu seinen Helden, daß er bey Deutschlands Völkern, welche so weit von den Gränzen des römischen Reichs entfernet wären, dennoch einen solchen Schrecken erregt habe, daß man in dem Hercynischen Walde sicher jagen und ohne Gefahr die Gebüsche umhauen könnte, welche vorher durch die grausamen Gebräuche, welche man daselbst begangen hatte, und wegen den grossen Eichen, welche auf gewisse Art die Götter der Barbaren wären, so furchtbar gewesen wären. Noch mehr: selbst zur Zeit des heiligen Bonifacii, gab es noch Deutsche, welche den Wäldern und Quellen Opfer brachten, einige an verborgenen Orten, andere ganz öffentlich. (Claudian. de Laud. Stilic. lib. I. 228. Vilbald. vit. S. Bonif. c. 8. Otto Lib. I. cap. 27.)

Es ist also nicht ohne Grund, daß die alten Canones, welche wir anderswo angeführt haben, diese Gewohnheit, sich in den Wäldern

zu versammlen, verworfen haben. Es ist wahr, daß unter dem Evangelio jeder Ort zum Gottesdienst geschickt ist. Es ist nicht der Ort, wo man betet, sondern die Vorstellungen und Empfindungen, welche man mitbringt, die unser Opfer angenehm machen. Aber die Deutschen leisteten in ihren geheiligten Wäldern falschen Gottheiten einen Dienst, der nicht nur abergläubisch, sondern auch grausam und barbarisch war, und welcher, eben deswegen, in einer wohleingerichteten Gesellschaft nicht geduldet werden konnte. Es ist nemlich eine ganz andere Frage, ob die Christen auf ihrer Seite wohl thaten, die Deutschen hinzurichten, welche ihren Wäldern und Opfern, die sie von Alters her daselbst gebracht hatten, nicht entsagen wollten. Es ist sehr zweifelhaft, ob der heilige Bonifacius, oder die andern Mißionairien, welche an der Bekehrung der Völker des grossen Deutschlands arbeiteten, im Stand gewesen sind, ihren Catechumenen den Unterschied begreiflich zu machen, welcher zwischen den Heyden, welche ihren Göttern Menschen-Opfer brachten, und den Christen welche Menschen tödteten, die den ihrigen nicht erkennen wollten, war. (Vilibald. vit. Bonif. cap. 8. O.to 1. 27.)

Was wir so eben von den Deutschen gesagt haben, gilt auch von den Galliern. Sie weyheten den Göttern Wälder, vornehmlich Eichen-Wälder, und bey allen ihren Opfern hielten sie die Aeste von diesem Baum in der Hand. Aller Wahrscheinlichkeit nach, war das berühmte Heiligthum zu Chartres, wo die Druiden der Gallier sich zu einer gewissen Jahreszeit versammleten, ein Wald. Man wird in der Folge se-

hen, worauf sich diese Muthmassung gründet. (Plin. H. N. lib. XVI. Cæsar VI, 13.)

Alles was hier zu bemerken ist, ist, daß noch zur Zeit des Julius Cäsar, in der Provinz Narbonne, ja so gar bis vor die Thore von Marseille, solche geheiligte Wälder waren, wo die Völker des Landes hingiengen, ihre Andacht zu halten. Wenn Lucan von der Belagerung redet, welche diese Stadt gegen eine Armee des Julius Cäsars aushalten muste, so bemerkt er, daß die Belagerer das Holz eines benachbarten Waldes zur Arbeit bey der Belagerung gebraucht hatten, dessen Bäume niemals wären behauen worden; die Ceremonien, welche in diesem Walde getrieben worden, wären grausam und barbarisch gewesen; man sähe daselbst Altäre, auf welchen die Einwohner des Landes Menschen-Opfer geschlachtet hatten, und es sey kein einziger Baum da, der nicht mit dem Blut dieser Unglücklichen besprützt wäre. (Lucan. III. v. 399.)

Wir führen diese Umstände an, weil sie die Uebereinstimmung des Dienstes, welchen die Gallier und die Deutschen ihren Göttern leisteten, zu erkennen geben. Alles dieses wurde auch auf die nehmliche Art von den Völkern in Großbrittannien beobachtet. Diese giengen in Wälder, um ihre heilige Feste zu halten, und Opfer zu bringen, welche von den Opfern der Gallier und Deutschen in nichts unterschieden waren. Wenn Tacitus von der Eroberung der Insel Man durch die Römer, redet, so sagt er: Man fällte Waldungen, wo die Völker des Landes bisher den grausamsten Aberglauben getrieben hatten, indem sie das Blut der Gefangenen auf den

Altä-

Altären, welche daselbst errichtet waren, rauchen liessen, und die Gottheit durch die Eingeweide dieser Opfer um Rath fragten. (Tacit. Ann. XIV. 30. Dio Cass. LXII. p. 704. Xiphil. in Nerone p. 171.)

Wir haben bereits anderswo gesehen, daß die alten Einwohner von Italien, auch einen berühmten Wald hatten, welcher der Erde geweihet war. Die Mösier, die in Asien wohnten, dienten der Sonne in einem Walde, von welchem dieser Gott den Namen Apollo Grynäus erhalten hatte. Unter den Thraciern waren alle Tempel des Mars Waldungen. Dieses ist eine Ursache mit, weswegen man glaubte, daß diese Völker den Gott Bachus verehrten, dessen Feste man auch in den Wäldern und auf den Höhen begieng. (Statius Thebaid. VII.)

Wann die Gewohnheit die Religions-Versammlungen in den Wäldern zu halten, bey den Celten die allgemeinste war, so hat man grosse Ursache zu glauben, daß die Gewohnheit seine Andacht auf den Bergen zu verrichten, die allerälteste gewesen sey. Es ist wahr, daß die Wälder eine grosse Bequemlichkeit hiezu hatten. Auch ohne die Bemerkung des Seneca, welcher sagt, daß die Einsamkeit und Dunkelheit eines starken und grossen Waldes dem Menschen schon für sich einen gewissen heiligen Schauer erwecke, und ihm die Gegenwart der Gottheit zu verkündigen scheine, ist es gewiß, daß das Volk hier vor Wind, Regen und Sonnenhitze beschützt war. Aber die Gebirge hatten auch, nach der Lehre der Celten, noch einen besonders grossen Vortheil. Die Gottheit, welche die

Ma-

Materie belebte, hatte daselbst einen offenen und freyen Weg. Ihre Wirkung wurde hier nicht durch den Lermen dieser niedern Welt gestöhret. Die reinsten, aufmerksamsten und durchdringendsten Geister waren von unserer Atmosphäre am weitesten entfernet. (Senec. Epist. 41.)

Aus diesen Gründen glaubten die Celten, daß sie sich Gott selbst näherten, wenn sie sich dem Himmel näherten. Sie weyheten der Gottheit Hügel, und stiegen biß auf die Spitze der höchsten Berge, um daselbst ihre Opfer zu bringen. Man sagt dieses von der Pelasgern, d. i. von den alten Einwohnrn Griechenlands und klein Asien. Sie weiheten dem Jupiter anstatt eines Bildes, die Gipfel hoher Gebirge, z. E. des Olymps und Ida Sie errichteten dem Jupiter auf dem hohen Gipfel der Berge Altäre, wie man solches auf den Bergen Hymettus und Permethus sieht. Daher kommt der Zunahme Epacrius, welchen man dem Jupiter beylegte, d. i. der sein Heiligthum und seine Altäre auf den Gipfel der Berge επ' ακρας hatte. Die Perser stiegen auch auf die höchsten Berge, und schlachteten daselbst dem Jupiter Opfer, und benennten mit diesem Namen den ganzen Himmel. (Max. Tyr. Dissert. 38. Homer. Iliad. VIII. Herodot. I. Strabo IV. 732.)

Der nehmliche Gebrauch wurde auch in allen abendländischen Gegenden beobachtet. So hatten die Spanier einen Hügel, der ihrem Teutates geweyhet war, und einen heiligen Berg, dessen Erdreich zu umwühlen nicht erlaubt war. Die Gallier hatten auf dem höchsten Gipfel der Alpen ein Heiligthum, welches ihrem Jupiter

gewey-

geweyhet war, und daher hat er den Nahmen Penninus erhalten, von dem Wort Penn, oder Pinn, welches die höchste Spitze oder den Gipfel eines Berges bedeutet. Die Aboriginer dienten ihrem Dis auf dem Berg Soracte, und überhaupt auf allen hohen Oertern des Landes. Die Geten hatten einen Berg, wo ihr Hoherpriester seine Wohnung hatte, welche eben deswegen das berühmteste Heiligthum dieses ganzen Volks war. Man nennte ihn auch nur den heiligen Berg. (Liv. XXI. 38. Serv. ad Æneid. X. 13. Id. XI. Dionys. Halicarn. L. I. c. 4. Strabo VII. 298. Statius Sylv. Lib. I. Idem Syl. Lib. III. 3. n. 169.)

Die Thracier, die Nachbarn der Geten, hatten auf eben diese Art einen heiligen Berg, welcher durch Philippus, den König von Macedonien, erobert wurde. Dieses ist vielleicht derjenige, welcher den Cotis, in dem Lande der Edonier geweyhet war. Diese Gewohnheit sich auf den Bergen zu versammlen, war bey den Thraciern so allgemein angenommen, daß Strabo daraus schlieſſen zu können glaubt, daß der Berg Helicon und viele andere Gebirge Griechenlands von den Thraciern, zu der Zeit, da sie Herrn dieses Landes waren, geheiligt worden wären. Die Phrygier hatten ihre meisten Heiligthümer auf Bergen, dergleichen die Berge Berecynthus, Dindymus, Cybele und Agdestis waren. Daher kommt es, daß ihr Jupiter ordentlicher Weise auf den Münzen, durch einen Berg, der in der Mitte eines Tempels stehet, vorgestellt wird. (Æschines de Fals. Leg. p. 258. Strabo X. 470. Idem IX. 410. X. 471. Science de Medailles 184.)

Wir

Wir müssen hier nicht vergessen zu bemerken, daß auch die Celten gewöhnlicher massen ihre Heiligthümer auf Bergen oder in Wäldern hatten, wo eine Quelle, ein See oder ein fliessendes Wasser war. Z. E. die Einwohner von Gevaudan begiengen ein feyerliches Fest bey einem See, welcher auf dem Berg Helanus war. Die Deutschen hatten einen Wald, welcher der Erde geheiligt war, und mitten in diesem Wald war ein See, worinnen man die Göttin wusch, nachdem man sie in der ganzen Gegend spatzieren getragen hatte; in dem Wald Aricia war auch ein See, den man den Spiegel der Diana nannte. (s. oben B. III. Cap. 8. 9.)

Man siehet die Ursache von dieser Gewohnheit leicht ein, und es wäre nicht schwer mehrere Beyspiele hievon anzuführen. Die Celten brauchten Wasser zu den Reinigungen, Opfern, und das Fleisch der geopferten Thiere zu kochen, welches man gewöhnlicher Weise an dem nehmlichen Ort aß, wo es geopfert wurde; ausser diesem setzten sie in die Seen, Quellen und fliessende Wasser, gewisse Schutz-Geister, welche den Menschen von seinem Schicksale unterrichteten, wenn sie dafür eine anständige Verehrung bekämen. Mithin, wenn ein Heiligthum in Ansehen kommen sollte, muste man daselbst die Gottheit um Rath fragen, und ihre Antwort auf verschiedene Arten aus Wahrsagungen erkennen können, welche man von der Luft, von Bäumen, von Opfern und vornehmlich vom Wasser und Feuer entlehnte.

Daher kommt es, daß die Geschichtschreiber, welche von dem Aberglauben der Celtischen Völ-

Völker reden, einstimmig behaupten, daß sie den Bäumen, Wäldern, Bergen, Felsen und fliessenden Wassern eine göttliche Verehrung geleistet hätten. Aus eben diesem Grunde verbieten die alten Canones, welche diesen Aberglauben verdammen, beständig die Verehrung der Quellen, wie auch der Berge und Wälder. An ähnlichen Orten hielten die Celten ihre Religions-Versammlungen, und hiengen ihren Wahrsagungen nach, welche auf eine gewisse Art der einige Zweck ihres Gottesdienstes ware. (Leg. Longobard. a Lindenbr. Lib. II. Tit. 38.)

Es hatten endlich auch die Celtischen Völker, viele ihrer heiligen Oerter an den Landstrassen, und vornehmlich auf den Creutzwegen, d. i. an Orten, wo verschiedene Wege zusammenstiessen. Wann in der Nachbarschaft einer Gegend oder eines Dorfs, weder Waldung noch Berg, noch Hügel war, so richtete das Volk sein Heiligthum auf dem freyen Felde auf; und da man von diesen geheiligten Orten solche hatte, wo die Einwohner verschiedener Gegenden, und ganze Völker ihre feyerlichen Feste begiengen, so war es nothwendig, daß verschiedene Wege zusammen kommen, und sich daselbst durchcreutzen musten. So hatte man in der Landschaft der Edonier, nahe bey der Stadt Amphipolis, und dem Fluße Strymon, ein berühmtes Heiligthum, welches man die neun Wege nannte. Man hatte ihm ohne Zweifel diesen Nahmen beygelegt, weil die Einwohner von neun verschiedenen Oerten sich daselbst zu einer gewissen Jahreszeit versammleten, um das Fest des Cotis und der Bendis zu feyern. (s. B. III. C. 6.)

Aus allem diesem, was wir gesagt haben, kan man also schliessen, daß die Tempel, von Menschen-Händen gemacht, eigentlich nicht zu der alten Religion der Scythischen und Celtischen Völker gehören. So lang diese Völker ihre eigenthümliche Vorstellungen behielten, und den fremden Aberglauben nicht annahmen, sahen sie es als eine Gottlosigkeit und Thorheit an, der Gottheit Tempel zu errichten. Herodot, Strabo und Tacitus bemerken es ausdrücklich, wenn sie von den Scythen, Römern und Persern reden. Wenn diese nemliche Geschichtschreiber ihnen in einigen Stellen Tempel zuschreiben, so ist es offenbar, daß, indem sie sich eines in ihrer Sprache gewöhnlichen Ausdrucks bedienen, sie solchen blos in einem uneigentlichen Verstand brauchen, und daß solcher an diesen Stellen nichts bedeute, als einen geheiligten Ort. Z. E. Herodot sagt, daß die Scythen keiner Gottheit einen Tempel weyheten, als dem Gott Mars. Aber er bemerkt zu gleicher Zeit, daß der Tempel eine Art von Hügel gewesen sey, welchen man von Faschinen und von Erde gemacht habe. Wenn Tacitus von verschiedenen Völkern, welche in dem Mittelpunkt von Groß-Deutschland wohnten, redet, so sagt er, daß sie gemeinschaftlich der Göttin Herthus gedienet, daß sie dieselbe in allen benachbarten Gegenden herum getragen, und daß, nachdem sie der menschlichen Gesellschaft überdrüßig gewesen wäre, sie in ihren Tempel zurückgebracht hätten. Aber kurz vorher hatte er gesagt, daß dieser Tempel ein keuscher Wald castum nemus gewesen wäre, worinnen man einen Wagen, welcher der Göttin Herthus geheiligt gewesen wäre, verwahrt hätte. Strabo gedenket

denket auch der Tempel des Anaitis und des Omanus, wo die Priester dem Feuer eine göttliche Ehre erwiesen hätten. Aber man siehet aus der nehmlichen Stelle, daß diese Tempel grosse Bezirke gewesen, wo man das heilige Feuer mitten in einer Menge Asch erhalten hat. (Herodot. IV. 59.

In Ansehung der eigentlich sogenannten Tempel, welche man in dem Lande der Celten sahe, waren einige durch Fremde erbauet, die andern waren durch die Völker des Landes errichtet, zu einer Zeit, da sie schon ihre alte Religion verlassen hatten, um die Religion der Griechen oder der Römer, welche sie bezwungen, oder welche sich in ihrer Nachbarschaft niedergelassen hatten, anzunehmen. Z. E. die Carier, die Leleger und andere Scythische Völker hatten ehedem einen Theil von Klein-Asien an sich gerissen. So lang sie Herrn von diesem Lande waren, waren ihre Heiligthümer Berge und Wälder. Es geschahe nicht eher, sagt Vitruvius, als nachdem die Carier und Leleger, durch die Griechen vertrieben worden, daß diese anfiengen, die prächtigen Tempel zu erbauen, welche man noch heut zu Tag in Jonien siehet. (Vitruv. Lib. IV. c. 1.)

Justinus versichert, daß die Griechen, welche zu Marseille wohnten, die Gallier unterrichtet hätten, das Land zu bauen, Städte zu errichten und mit Mauern einzuschliessen. Daher kamen die Gottheiten, die griechische Ceremonien, und besonders die Gewohnheit den Göttern Tempel zu bauen, unvermerkt auf die Gallier. Titus Livius und Polybius scheinen nicht

undeutlich zu verstehen zu geben, daß die italiänischen Gallier zu der Zeit, als sie von den Römern bezwungen wurden, kurz vor dem zweyten Punischen Krieg, Tempel gehabt hätten. Diese Sache ist nicht gewiß, weil das Wort Tempel, von diesen Geschichtschreibern vielleicht in einem uneigentlichen Sinn ist gebraucht worden. Aber wenn wir die Wahrheit der Sache voraus setzen, so können wir ganz natürlich schliessen, daß die Gewohnheit, den Göttern Tempel zu bauen, von den Römern und Etrusciern erst zu den Galliern gekommen sey. (Justin. XLIII. Lib. XXIII. Polyb. II.)

Auch Tacitus sagt, wenn er von dem Feldzug redet, den Gemanicus gegen die Marser, im Jahr 767. nach der Erbauung Roms unternommen hatte, daß dieser Prinz alle heilige und bürgerliche Gebäude bis auf den Grund niederreissen lassen, und besonders den berühmten Tempel, welchen die Einwohner des Landes Tanfana nannten. Aber diese Marser wohnten nicht weit vom Rhein, an welchem die Römer Colonie angelegt, Tempel erbauet und ihre Religion eingeführet hatten; so daß nahe bey Cölln ein Tempel war, der dem August bey seinem Leben geweyhet war, worinnen ein deutscher Prinz das priesterliche Amt verwaltete. (Tacit. Ann. I.)

Die Celtischen Völker hatten weder Bilder nach Statuen, welche die Gottheit unter der Gestalt eines Menschen oder Thiers vorstellen sollten. Nicht als ob ihnen die Mahlerey oder Bidhauer-Kunst gänzlich unbekannt gewesen wäre; sie hatten ja Kriegs-Zeichen, welches Gestalten von Drachen, wilden Schweinen und

andern

andern Thieren waren, und zur Zeit des Friedens, wurden diese Kriegszeichen den Druiden überliefert, welche sie in den heiligen Wäldern verwahrten. Vielleicht waren diese Figuren nicht besser gemacht, als die alte Götzen-Bilder der Griechen, welche der allerernsthafteste Mann nicht ohne Lachen ansehen konnte. Aber übrigens fanden die Celten in ihrer Götter-Lehre noch besondere Gründe, welche ihnen verboten, die Gottheit durch Gemählde oder durch Bildnisse vorzustellen, und diesen einen göttlichen Dienst zu leisten. [Arrian. Tactic. p. 80. Val. Flac. Lib. VI. Tacit. Germ. cap. 7. & cap. 45. Athen. XIV.)

Diese Gründe sind folgende: erstlich verehrten sie geistische, unsichtbare Götter, sie sagten dem zu folge, erniedrige man die Gottheit, wenn man ihr eine Gestalt gäbe, welche sie nicht annehmen könnte, wenn es auch die vortreflichste Gestalt unter allen materialischen Wesen wäre. Die Deuschen glaubten, wie Tacitus bemerkt, daß es der Grösse der himmlischen Götter gar nicht anständig sey, sie in dem Bezirk einer Mauer einzusperren, oder solche unter der Gestalt eines Menschen vorzustellen; es ist bey ihnen nicht gewöhnlich, Bildsäulen Tempel und Altäre zu errichten. Sie beschuldigen so gar diejenige, welche dieses thun, einer Narrheit. Die Ursache davon ist, wie mich dünkt, daß sie nicht wie die Griechen glaubten, daß die Götter von den Menschen entsprossen wären. Zweytens, die andern Heyden hatten die Meynung, daß die Götter, welchen sie Tempel und Götzen-Bildnisse weyheten, dahin kämen, um ihre Wohnung daselbst aufzurichten, und daß man

sie folglich hier um Rath fragen und ihre Wohlthaten erflehen müsse. Daher kommt die Ceremonie der Evocation, durch welche man die Götter beschwur, sich von einem Ort zu entfernen, wo man glaubte, daß sie auf eine besondere Art gegenwärtig wären. Die Celten hatten im Gegentheil die Meynung, daß die Gottheit, indem sie mit den Elementen und den verschiedenen Theilen der Materie vereinigt sey, und auf keine Art, davon getrennet werden könnte, nicht in Tempeln und Bildern, bedient werden müsse. Sie glaubten aus diesen Gründen so gar berechtigt zu seyn, die Tempel zu zerstöhren, welche eine Wohnung der Todten, nicht aber der Gottheit wären, und die Götzen zu zerbrechen, welche, da sie den Menschen keine wahre Vorstellung von Gott geben könnten, zu nichts dienten, als ihnen irrige Begriffe beyzubringen; sie wären überdieß der Gegenstand eines abergläubischen und gottlosen Dienstes, selbst dadurch, weil die Gottheit sich nicht mit den Werken der Menschen vereinigen könnte.

Dieses hinderte indessen gar nicht, daß die Celten nicht ihre Bilder gehabt haben sollten; aber sie waren ganz verschieden von denen, welche andere Völker hatten. Um genau davon zu reden, muß man die Götzen der Nomadischen Völker von den Götzen derjenigen, welche einen beständigen Wohnsitz hatten, unterscheiden. Die erstere scheinen nichts anders gewesen zu seyn, als Sinnbilder, mit denen man die Vorstellung und den Dienst der Gottheit verbunden hatte, damit die Andacht einen gegenwärtigen und sichtbaren Gegenstand haben möchte. Die andern bekamen einen wirklichen Religions-

Dienst,

Dienst, weil man sich hier einen Geist dachte, eine Gottheit, welche ihre Ausspräche ertheilte, und Wohlthaten erwiese.

Das Bild der nomadischen Völker war ein Degen oder eine Hellebarde. Wenn Herodot in dem vierten Buch seiner Geschichte den Feldzug anführt, welchen Darius Hystaspis gegen diejenige Scythen unternommen hatte, welche auf der Nordseite der Donau wohnten, so ergreift er daher Gelegenheit, sehr weitläuftig die Lebensart der dortigen Scythen zu beschreiben, welche in der Folge den Namen der Geten, oder Goten erhielten. Er bemerkt, daß sie Nomaden gewesen seyn. Man kan sie nicht, sagt er, überfallen, ja so gar nicht einmal finden, wenn sie nicht wollen gefunden seyn, weil sie keine Städte und Vestungen haben, und jeder sein Haus mit sich führet. Sie sind geschickt, die Waffen zu Pferd zu führen. Statt von Brod zu leben, ziehen sie ihre ganze Nahrung von ihren Heerden, und haben keine andere Häusser, als ihre Wagen. (Herodot. IV. 46.)

Herodot redet in der Folge von der Religion dieser Völker, und sagt, daß die Scythen der Vesta, dem Jupiter, der Erde, dem Apollo, der Venus Urania, dem Hercules und Neptun, in der That einen äusserlichen Dienst erwiesen; aber daß sie in der Meynung wären, man müsse niemanden Bildnisse, Altäre und Tempel heiligen, ausser dem Mars. Sehet, fügt er hinzu, was für eine Gewohnheit die Scythen von ganz alten Zeiten her haben, dem Mars Tempel zu errichten. Man zeichnet ein Stück Landes von drey Stadien in die Länge, und in

die Breite, auf welchen man einen Haufen Faschinen zusammen trägt, welcher nicht ganz die nemliche Höhe hat. Ueber diesen Haufen macht man ein ebenes Viereck, welches auf drey Seiten steil ist; an der vierten steigt man durch einen langsam abhängigen Zugang hinauf. Sie bringen alle Jahre hundert und funfzig Wägen frische Faschinen auf diese Ebene, denn die alten verfaulen in der Luft. Jedes Volk hat einen alten eisernen Degen, welchen es auf diesen Haufen steckt, und dies ist das Bild des Mars, dem man jährlich Pferde und andere Opfer bringt, und das in weit grösserer Zahl, als den andern Göttern. Sie opfern auch den Hundertsten der Kriegs-Gefangenen, welche Opfer sie auf eine von den andern ganz verschiedene Art verrichten. Nachdem man nemlich Wein auf das Haupt der Gefangenen gegossen hat, so erwürgt man sie in einem besonders dazu gewidmeten Behältniße, und hernach sprützt man ihr Blut auf einen Degen. (Herodot. IV. 62.)

Wir haben oben bewiesen, daß der Mars der Scythischen und Getischen Völker, eben derjenige sey, den sie in ihrer Sprache Tay oder Vodan nennen, und welcher von diesen Völkern als der höchste Gott, und zugleich als der Beschützer der Kriegsleute angesehen wurde. Es bleiben uns also hier nur noch zwey Stücke zu bemerken übrig; Erstlich: Obgleich die Scythen, von denen wir hier handeln, keinen vestgesetzten Wohnplatz gehabt hatten, und genöthigt waren, von einer Weyde zur andern zu ziehen, um ihre Heerden zu erhalten; so schränkten sie doch ihre Streifereyen auf die Landschaften zwischen der Douau und dem Nieſter ein, und fanden

sich

sich alle zu einer gewissen Jahreszeit wieder zusammen an einem Ort ein, um daselbst das Lager des Mars zu halten, das ist, eine Versammlung der ganzen Nation, diese nahm mit verschiedenen Arten von Opfern, so dem Gott, der den Krieg regierte, gebracht wurden, ihren Anfang. Der Ort, wo man diese Opfer brachte, war eine Art von künstlichen Hügel, welchen man aus Erde und Faschinen machte. Dieser Gebrauch war ein Ueberbleibsel des alten Glaubens, welcher behauptete, die Heiligthümer müsten auf erhabenen Orten stehen. Da, wo keine Berge waren, ersetzte man diesen Mangel durch Erd-Haufen, welche man beständig in gleicher Grösse erhielt, indem man jährlich neue Faschinen dahin brachte. Zweytens, das Fest, welches die Scythen dem Mars zu Ehren feyerten, fängt sich mit der Ceremonie an, daß sie mitten in dem Heiligthum einen eisernen Degen aufsteckten, den man bey jedem Geschlechte sehr sorgfältig verwahrte; dieß war das Bild des Mars, so lang diese Feyerlichkeit dauerte. Einige Alten glaubten, daß die Scythen diesen Degen als eine wahre Gottheit angesehen hätten. Sie haben versichert, daß er der eigentliche und unmittelbare Gegenstand ihrer Verehrung gewesen wäre. Allein, sie haben sich betrogen. Er war, wie Herodot und andere erkannt haben, nichts anders als ein Sinnbild oder Zeichen, mit welchem die Scythen die Vorstellung und Verehrung ihres Mars verbanden. Wann sie auf diesem Degen das Blut der Opfer vergossen, vornehmlich von den Kriegsgefangenen; so geschahe es, dem Gott des Krieges eine Art von Ehrerbietung zu erzeigen, vor die Vortheile, so sie über ihre Feinde erhalten hatten, und um neue Siege, während

den Feldzug zu erlangen, den man jetzo in der Haupt-Versammlung der ganzen Nation, vorschlagen und festsetzen wollte. Daher erhielte dieser Degen nicht länger die Verehrung, als er in der Mitte des Heiligthums aufgesteckt war, das heist, so lang als die Versammlung währete. Wenn diese Feyerlichkeit geendigt war, so brachte man den Degen dem König oder dem Opfer-Priester, welcher ihn aufheben und das folgende Jahr wieder vorzeigen muste. (Lucian Jov. Frag. pag. 699. Epiphan. Lib. I. Amm. Marc. Lib. XVII. Pomp. Mela Lib. II. Clem. Alex. Coh. ad Gent.)

Diese Gewohnheit, die Religions-Geheimnisse bey einem Degen zu begehen, dauerte noch zur Zeit des Kayfers Valens unter den Alanen, welches eine Gothische Nation war, fort. Aber sie begiengen es mit weniger Ceremonien als die Geten, oder Gothen, so zu den Zeiten Herodots lebten. Die Alanen, sagt Ammianus Marcellinus, haben weder Tempel noch Capellen, ja so gar nicht einmal einige mit Stroh gedeckte Hütte. In das Erdreich, pflanzen sie mit barbarischen Ceremonien einen blossen Degen, den sie mit vieler Hochtung verehren, als wäre es der GOtt Mars, der Beschützer der Provinzen, welche sie durchstreifen. Daher darf man sich nicht wundern, wenn die Scythen und Celten gegen die Waffen und vornehmlich gegen das Schwerd eine solche Hochachtung bezeugten. Wenn sie einen Eid ablegen sollten, so schwuren sie bey ihren Degen. In den Unterhandlungen von Frieden, oder bey einem Bündnisse, gaben sie einen Degen zum Beweiß ihrer Aufrichtigkeit. Die Ursache dieses Gebrauchs ist leicht einzusehen. Der Degen war bey diesen Volk, das Zeichen oder das

Bild

Bild des Mars: die Schwüre so sie auf ihre Waffen thaten, waren also Verträge, wozu man den Gott zum Zeugen und Bürgen nahm, welcher den Krieg regierte, und den man zu gleicher Zeit, als den obersten Herrn der Götter und Menschen, ansahe. (Procop. Vand. Lib. I. cap. 3. Am. Marc. Lib. XXXI. cap. 2. Adam. Bremens. cap. 36. Keysler pag. 164.)

Clemens von Alexandrien und der heilige Epiphanius versichern, nebst andern ältern Schriftstellern, daß die Gewohnheit, den Degen auf eine gewisse Religions-Art zu verehren, auch bey denjenigen Scythen angetroffen werde, welche Sarmaten heissen. Wir zweifeln nicht an der Wahrheit dieser Sache, zum wenigsten ist sie, in Ansehung der Hunnen, und Avaren offenbar. Man findet, daß Attila, der König der Hunnen, als er von ohngefehr einen dieser alten Degen, welchen die vorigen Könige der Scythen in Verwahrung gehabt, gefunden hatte, sich darüber sehr glücklich geschätzt habe; er glaubte so gar, daß dieser Degen ihm die Regierung der ganzen Welt und den Sieg in allen vorzunehmenden Kriegen, versprache Was die Avaren anbelangt, so siehet man einen ihrer Chanen, der zu den Zeiten des Kayfers Justinians lebte, den Römern auf folgende Art, den gewöhnlichen Eyd, mitten unter seiner Nation leisten: Als er seinen Degen gezogen und aufgehoben hatte, wünschte er, daß das Schwerd ihn mit dem ganzen Geschlecht der Avaren vertilgen möchte, wenn er, in irgend einer bösen Absicht gegen die Römer eine Brücke über die Save schlüge. (Jornand. Gotth. cap. 35. Priscus Rhetor, in Excerpt. Legat. Menander in Excerpt. Legat.)

Es gab auch Völker, bey denen dieses Bild kein Degen, sondern eine Lanze war. Justin, nachdem er gesagt hatte, daß zu Zeiten des Romulus, die Lanze das Zeichen der königlichen Würde gewesen sey, fährt also fort: Die Celten haben sogar den Lanzen, statt der unsterblichen Götter, göttliche Ehre erwiesen, und zum Andenken dieses Diensts stellen sie noch heut zu Tage die Götter mit Lanzen vor. Nimmt man die Ausdrücke dieses Schriftstellers den Worten nach, so scheinet es, daß die alten Einwohner von Italien, keine andere Götter als ihre Lanzen verehret, und ihnen gedienet hätten. Aber gewiß war dieses weder der Gedanke des Justins, noch des Trogus Pompejus, dessen Schriften er in das Kurze gefast hat. Es ist dieses gewöhnlich der Fehler der Auszüge, daß sie, je kürzer desto undeutlicher sind. Uebrigens ist es gewiß, wie Varro zeiget, daß die Römer ehemals Lanzen anbeteten, weil sie gleichfalls bey ihnen das Bild des Mars vorstellten. (Justin. XLIII. Clemens Alex. Coh. ad Gent. Arnob. Lib. VI. Diod. Sic. XIV.)

Es waren auch in Kleinasien Scythische Völker, welche der Lanze die nemliche Ehre erwiesen, wie sie die andern Scythen dem Degen erzeigten. Sie beteten solche an, und gaben sie zum Bürgen ihrer Treue. Z. E. als bey dem Rückzug der 10000. Griechen, Xenophon, mit seinen Griechen in der Landschaft der Macroner angekommen war, so ließ er sich in eine Unterhandlung mit ihnen ein, und da man wegen der Artikel einig geworden war, empfieng er eine Lanze, und gab eine andere, zur Bestätigung des Vertrags zurück; die Barbaren sagten ihm, daß dieses von den ältesten Zeiten her, das sicherste Pfand

sey,

sey, welches sie von ihrer Treue geben könnten. (Xenoph. Anabas. Lib. V. Diod. Sic. XV. p. 412.)

In den Geschichten der Apostel, welche dem Abdias zugeschrieben werden, wird der Apostel, der den Scythen das Evangelium verkündigte, zu ihnen redend eingeführt: Reisset den Mars nieder und zermalmet ihn; richtet an seiner Stelle das Creutz unsers HErrn JEsu Christi auf, und betet es an. Dieser Mars war eine Lanze, welche bey den Scythen den Gott des Kriegs vorstellte. Man weiß wohl, daß die Apostel-Geschichte des Abdias, ein Werk des fünften oder sechsten Jahrhunderts ist, und uns also nicht dienen kan, die Gebräuche der älteren Scythen zu erkennen. Allein Herr Beausobre, der ein sehr wichtiger Richter in diesen Materien war, hat bemerkt, daß der Verfasser dieser Schrifft nichts gethan habe, als die Aufsätze, welche die alten Griechische und Syrische Schriftsteller verfertigt hatten, abgeschrieben habe, denen die Scythischen Völker von Kleinasien nicht unbekannt seyn konnten. (Fabric. Codic. Apogryph. N. T. Tom. I. pag. 739. Hist. Longob. sive Legend. Sanctor. de Sancto Apost. Philippo p. m. 15.)

Es ist auch einiger massen wahrscheinlich, daß die Lanze ein Bild der Gottheit bey den Pelasgern, den alten Einwohnern von Griechenland, war. Man glaubt solches auf einige Art in der Geschichte, vielmehr der Mythologie, der Griechen zu entdecken, welche ein Thessalier, Namens Leneus, erzehlet, der ohngefähr ein Geschlechts-Alter vor dem Trojanischen Krieg muß gelebt haben, weil er ein Zeitgenoße von Thesmus und Nestor gewesen. Man sagt, daß dieser Le-

neus

neus ein braver und unverletzlicher Mann gewesen sey. Aber man beschuldiget ihn auch zu gleicher Zeit, daß er ein gottloser Mann gewesen, der statt den unsterblichen Göttern Gebete und Opfer zu bringen, nichts verehrte, als nur seine eigene Lanze. Er war damit nicht zufrieden, ihr nur einen Religionsdienst zu leisten, sondern er begab sich auch zuweilen an öffentliche Plätze, und steckte sie auf: dann nöthigte er alle vorüber gehende, seiner Lanze göttliche Ehre zu erweisen, in so fern sie sich nicht lieber mit ihm schlagen wollten. Jupiter hat den Stolz und die Ruchlosigkeit des Leneus bestraft, indem er die Centauren gegen ihn aufhetzte, die ihn umbrachten, oder vielmehr lebendig in die Erde gruben, und Tannen und Eichen über ihm hinstürzten. (Homer. Iliad. I. Apollon. Argonaut. L. I. Eustathius ad Iliad. I. Vossius de Or. & Progr. Idol. Lib. IX.)

Da die Zeit und andere Umstände der Vertreibung der Pelasger, mit der Zeit und den Orten, wo man diesen Leneus leben ließ, übereinstimmen, so muste dieser Mann, den die Griechen zu einem Ruchlosen und Gotteslästerer machen, ein gewisser heftiger und hitziger Pelasger gewesen seyn, welcher, weil er an der alten Religion hängen blieb, nicht leiden wollte, daß irgend jemand davon abgienge, und alle die, welche er antraf, zwang, die Knie vor dem Bild seines Gottes zu beugen. Man hat bey allen Religionen solche hitzige Köpfe gefunden, welche Gewalt und Zwang anwenden, wo nicht die Unglaubigen zu überzeugen, doch zum wenigsten sie zu unterdrucken, oder ihnen einen Dienst zu erweissen, welcher einem vernünftigen Menschen eben deswegen unanstän-

anständig ist, weil ihn die Vernunft und das Herz insgeheim verfluchen.

Hieraus siehet man, was die Bilder der Nomadischen Völker gewesen. Degen und Lanzen wurden angesehen, als Zeichen des Gottes Teut oder Odin, der die Menschen in diese Welt, wie auf ein Schlachtfeld, gesetzet, um sich da durch ihre Stärke hervorzuthun, und welcher denen, so in dem edlen Stand der Waffen umkämen, eine besondere Glückseligkeit vorbehielte. Die Völker, welche einen vesten Aufenthalt hatten, und welche ihre Religions-Versammlungen in den Wäldern hielten, wählten gemeiniglich einen grossen und schönen Baum, als das Zeichen desjenigen Gottes, den sie anbeteten und welches der sichtbare Gegenstand ihres Dienstes seyn sollte. Maximus von Tyrus sagt dieses deutlich von den Galliern. Die Celten erkannten einen Gott, aber das Bild des Jupiters ist bey ihnen eine grosse Eiche. Es war das nemliche bey den Völkern von Deutschland. Die Allemannier, sagt Agathias, erweisen gewissen Bäumen und fliessenden Wassern einen Religions-Dienst. Gregorius von Tour, tadelt seine Franken wegen dem nemlichen Götzendienst. Helmoldus bemerkt auch, daß die Sachsen, welche jenseits der Elbe wohnten, noch zu seiner Zeit den Wäldern und Quellen gedient haben. (Agath. lib. I. pag. 18. Gregor. Tur. Lib. II. p. 278. Helmold. Chron. Slav. c. 48.)

Die christliche Mißionarien fanden diesen Dienst in allen Gegenden von Deutschland, wo sie das Evangelium verkündigten, allgemein eingeführt. Z. E. als der heilige Amand durch

einen

einen Canton, der nicht weit von Escaut entfernt war, und Gandavum hieß, reiste, so fand er, daß alle dortigen Völker alle Arten von Bäumen und Hölzen verehrten. Man kann auch in dem Leben des heiligen Bonifacius sehen, welches Otto beschrieben hat, wie dieser Apostel der Deutschen durch das Ansehen Caroli Martelli, und eine gute Bedeckung unterstützt, an einem Ort in Hessen-Land, mit Namen Geißmar, einen grossen Baum, welchen die Völker dieses Lands den Baum des Jupiters nannten, niedergehauen habe. Selbst, nachdem die christliche Religion überall in Gallien und Deutschland angenommen worden war, unterließ ein Theil des Volks nicht, sich in die Wälder zu begeben, und daselbst ihre Religions-Uebungen, um geheiligte Bäume herum, auszuüben. Dieses ist aus einem Brief erweißlich, welchen Gregorius der Grosse an die Königin Brunehild geschrieben hat. Wir ermahnen sie, sagt er zu dieser Prinzeßin, ihr Ansehen zu verwenden, um zu verhindern, daß ihre Unterthanen den Götzen keine Opfer bringen, daß sie den Bäumen keinen Religionsdienst erweisen, und daß sie kein unreines Opfer von dem Haupt der Thiere bringen. (Otto Vit. Sancti Bonifacii Lib. I. apud Canis. A. L. Tom. IV. Epist. Gregor. Papæ ad S. Bonifac. in vita B. Walthgeri Autore Wigando Presbyt. Bilefeld. p. 286. Vita S. Mart. cap. 13. Gregor. Magn. Epist. ad Brunechild. Lib. VII. Ep. 5.)

Die christliche Religion gründete sich nach und nach in den Ländern von Hessen und Thüringen, nachdem diese Provinzen unter die Bothmäßigkeit der Franken gekommen war, besonders durch die Niederlage des Hermanfried, Königs

von

von Thüringen, welche sich zu Anfang des sechsten Jahrhunderts, [im Jahr 530.] ereignete: Als Bonifacius ohngefähr zweyhundert Jahre hernach kam, das Evangelium in diesen Gegenden zu predigen, so fand er, wie wir schon bemerkt haben, daß die Völker des Landes hingiengen, den Eichhölzen und Wäldern Opfer zu bringen, einige im Verborgenen, andere frey und öffentlich. Man siehet wohl, daß diejenigen, welche sich öffentlich dahin begaben, Anhänger der alten Religion waren. Diejenigen im Gegentheil, welche sich zum Christenthum bekannten, giengen nur ins geheim hin, aus Furcht entdeckt und bestraft zu werden, wenn sie öffentlich an dem Götzendienste der Heyden Theil nähmen. Dieser Aberglaube, am Fuß eines geheiligten Baums zu opfern, war in dem Geist der Celtischen Völker so eingewurzelt, daß ganze Jahrhunderte erfordert wurden, sie davon abzubringen. Daher kommen die Canones der Concilien, und die Verordnungen der Fränkischen Könige, welche wir gelegenheitlich anderswo angeführt haben, welche bey harten Strafen verboten, die Bäume und Quellen zu verehren, sich in Wäldern zu versammlen, und daselbst einige andere heydnische abergläubische Gebräuche zu verrichten. (Sagittarii Antiquit. Gentilismi & Christianismi L. II. Keysl. p. 14. Du Fresne in Arbores sacrivi Tom. I. p. 327.)

Wir wollen nunmehr die eigentliche Beschaffenheit des Gottesdienstes, den die Celtischen Völker den geheiligten Bäumen leisteten, untersuchen. Man findet erstlich, daß sie hingiengen, ihre Gebete vor diesen Bäumen zu verrichten, und daß sie daselbst Fackeln anzündeten. Man

wird

wird in dem folgenden Hauptstück den Grund dieses letztern Gebrauchs sehen. Zweytens besprengten sie den geheiligten Baum, und auch die nahestehenden Bäume, mit dem Blut von Menschen und Thieren, welche sie geopfert hatten; drittens hefteten sie das Haupt, und die rechte Hand, der Menschen, welche sie ihren Göttern geopfert hatten, an diese Bäume. (die Völker welche Tempel hatten, hefteten diese Köpfe an die Thüren des Tempels Amm. Marcel. libr. XXII.) Man nagelte hier auch die Köpfe der andern Opfer an, als einen Beweis der Andacht dieser Völker, und der Menge ihrer Opfer, welche sie brachten. Das ist es eben, was Gregorius der Grosse ein ruchloses Opfer, von dem Kopf der Thiere bringen, nennt. Das Haupt war, so zu reden, das Theil der Gottheit. Die Deutschen, sagt Agathias, verehren Bäume, fliessende Gewässer, die schrehe Seiten der Gebirge, Thäler, und opfern ihre Pferde und andere Thiere, welchen sie den Kopf abhauen. Der Leib des Opfers gehörte demjenigen, der das Opfer brachte, und wenn das Fleisch daran zum essen taugte, so tractirte er damit seine Anverwandte und seine Freunde, bey dem Fest, welches gewöhnlich auf das Opfer folgte. (Histoire de France, avant Clovis. p. 40.) Viertens, jedermann machte, nach seinem Vermögen, den geheiligten Bäumen Geschenke, und die Kriegsleute hatten besonders die Gewohnheit, ihnen einen Theil der Beute, welche sie von ihren Feinden gemacht hatte, zu opfern. So, fährt Jornandes fort, nachdem er gesagt hat, „daß die Gothen ihren Mars durch einen äusserst barbarischen Dienst befriedigten, und daß sie ihm ihre Kriegsgefangenen zum Opfer brächten: Daß die nehmlichen Gothen dem Gott des

Kriegs

Krigs die Erstlinge ihrer Beute heiligten, und daßl sie, ihm zu Ehren, den Raub, das heist, die Waffen ihrer Feinde, aufhängten. Das ist die eigentliche Bedeutung des lateinischen Worts Spolia oder Exuviæ. Es war nichts, sogar bis auf die Zierrathen der Soldaten, womit die Celten nicht die Bäume überhäuften, welche der Gegenstand ihres Religions-Dienstes gewesen waren. So hatten die Gallier, welche Ariovist anführte, das Gelübde gethan, die Beute, welche sie von den Römern machen würden, zu einer Halszierde für ihren Gott Mars anzuwenden. Mars war der höchste Gott der Gallier, der nehmliche, den Maximus von Tyrus Jupiter nennt, und dessen Bild eine grosse Eiche war. Diese Gewohnheit, den Bäumen Bänder umzuhängen, trift man auch bey den Persern an. Herodot erzählet, daß, als Xerxes durch Phrygien gezogen, er daselbst eine Platane oder Ahornbaum gesehen habe, (dies ist ein grosser Baum, dessen Aeste sich in die Breite erstrecken, wie bey einem Rußbaum. Seine Blätter sind groß, und geben vielen Schatten. Der Platon des Orientalisch- und Occidentalischen Indiens, welcher sonst Musa oder der Bananasbaum heisset, ist eine Pflanze, deren Blätter ohngefähr 4, 5 oder 8 Schuh lang, und 15 oder 16 Daumen breit sind; sie können zu Tischtücher und Salveten gebraucht werden) der ihm so schön vorkam, daß er ein goldenes Halsband daran aufhieng, und einen von seiner Leibwache bey dem Baum ließ, zu verhüten, daß man ihm keinen Schaden zufügte; das ist, daß dieser Baum eben diese Ehrenbezeugung erhielt, welche man den geheiligten Bäumen erwiese. Hagenberg hat sich also sicher geirret, wenn er behauptet, daß die Gewohnheit Halsbinden, Wehrgehänge

und andere Zierrathen an die Bäume zu hängen, welchen man Opfer brachte, ursprünglich aus Italien gekommen sey, und von da nicht allein in Deutschland gedrungen, sondern sich auch in Frankreich und Engelland verbreitet habe. Dieser Gebrauch war vor Zeiten bey allen europäischen Völkern eingeführt, und ist nicht erst aus Italien zu den Persern gekommen. (Florus II, 4. Herod. VII, 31. Hagemberg Germ. Med. Diss. VIII.) Fünftens, endlich waren die geheiligten Bäume auch eine Art von Orakel, wo man die Gottheiten um Rath fragte, und ihre Antwort erhielt. Die Celten glaubten, wie wir an einem andern Ort gezeigt haben, daß die Bewegung der Aeste und der Blätter eines Baums, und das Geräusch, welches sie machen wenn sie von dem Wind bewegt werden, Zeichen und Merkmale seyen, die einem in der Wahrsagerkunst geübten Menschen sehr verständlich wären. Diesem Vorurtheil zu Folge, gaben die Andächtige, wenn sie in ihrem Gebet vor einem geheiligten Baum waren, genau auf diese Zeichen acht, welche die Gottheit ihnen gab, sie von ihrem Schicksale zu unterrichten. Deswegen verbieten die alten Kirchen-Gesetze, nicht allein die Gottheit vor den Bäumen zu verehren, sondern auch daselbst Zaubereyen und Beobachtungen zu machen. Diese Mißbräuche waren gemeiniglich beysammen. Man betete die Gottheit an, welche man in dem Baum gegenwärtig zu seyn glaubte. Darauf bäte man sie um ein Orakel, oder ein Wunder, man machte Beobachtungen und begieng Zaubereyen; Beobachtungen, um von der Zukunft benachrichtiget zu seyn; Zaubereyen, um die Gottheit zu beschwören, und irgend eine ausserordentliche Sache von ihr zu erhalten; mit einem Wort, man ver-

verübte unter dem Baum diese zwey Künste, welche das Wesentliche der Religion der Celten ausmachten, das heist, die Wahrsagungs-Kunst und die Zauberey. Hieraus kann man schliessen, daß die geheiligten Bäume, bey diesen Völker nicht blos Zeichen und Bilder gewesen sind, mit welchen sie die Vorstellung und den Dienst der Gottheit verbunden haben, sondern daß sie nothwendig glaubten, daß in den geheiligten Bäumen irgend ein Geist seinen Aufenthalt habe, der fähig sey den Menschen die Wohlthaten zu erweisen, welche sie zu erbeten kämen, und sie von dem zu unterrichten, was ihnen in der Zukunft begegnen würde. (Leg. Longob. apud Lindenbr. L. II. Concil. Antiosiod. Con. 3. Du Fresne Gloss. in: Arbores sucrivi. Tom. I. Keyssl. p. 71. 72.

Ob aber das verständige Wesen, welches man in die Bäume setzte, der Gott Teut, der allgemeine Geist, oder eine Unter-Gottheit war, getrauen wir uns nicht ausdrücklich zu behaupten. Da die Gallier grosse Bäume wählten, daß sie Bilder ihres Jupiters, das heist, des höchsten Gottes, seyn sollten; da sie diesen Bäumen Schlacht-Opfer von Menschen, und andere Opfer brachten: so hat man Ursache zu vermuthen, daß sie auch der Meynung gewesen sind, daß die Seele der Welt, die natürlicher Weise mit allen ihren Werken verbunden war, sich indessen auf eine besondere Art den Menschen in denjenigen Dingen offenbahre und mittheile, wovon das menschliche Geschlecht den meisten Nutzen zöge, dergleichen die Bäume und Quellen sind, und folglich wäre es hier, wo sie vorzüglich müste bedienet werden.

Es wird nicht unnützlich seyn hier noch zu bemerken, daß dieses alles, was von dem Dienst

der Gallier und Deutschen, welchen sie den Bäumen leisteten, gesagt worden, auf die nehmliche Art und von ganz alten Zeiten her in Griechenland und Italien ist bemerkt worden. Die Griechen hatten in dem Walde Dodone, ein sehr berühmtes Orakel, von dem man sagte, daß es die Pelasger gestiftet hätten, und welches das allerälteste von ganz Griechenland sey. Die Gottheit welche man in diesem Wald verehrte, war nach einigen, Jupiter allein, nach andern, war er dem Jupiter und der Venus zugleich geheiligt. Davon ist hier die Frage nicht; und dieser Unterschied läßt sich auch leichtlich vereinigen, wenn man an die Anmerkung, welche wir anderswo gemacht haben, gedenkt, daß nemlich die alten Europäischen Einwohner, den Dienst des höchsten Gottes, von dem Dienst, den sie der Erde leisteten, welche sie seine Frau nannten, und welches nach aller Wahrscheinlichkeit die Venus ist, woran wir hier handeln, niemals unterschieden haben. Das Orakel zu Dodone selbst, war eine Eiche. Wann jemand kam dieses Orakel zu fragen, so zeigte man ihm von ferne den Baum, welcher sich mit einem gewissen Geräusch bewegte, worauf die Priesterin das Wort übernahm und im Nahmen des Jupiters antwortete. Es war am Fuß des Baums eine Quelle, durch deren Geräusch die Götter auch ihren Willen erklärten. Es ist also auch hier eine in die Augen fallende Uebereinstimmung zwischen den Celten und den ersten Einwohner von Europa. Das älteste Heiligthum der Griechen war ein Wald. Mitten in diesem Walde war ein Baum, der das Zeichen des Jupiters war, und der, eben deswegen Orakel-Sprüche ertheilte. (Cluver Introd. p. 989. Homer. Iliad. II. 749. Eustath. ad h. loc. p. 335. Solin.

cap.

cap. 7. p. 16. c. 12. p. 201. Palmerü Antiq. Græc. L. II. Martian. Heracleot. v. 448. Strab. L. VII, 9. Herodot. II, 52. Homer. Iliad. XVI. Homer. Odyss. XIV, v. 327. XIX, v. 296. Virgil. Georg. II, v. 16. Servius ad h. loc. p. 100. idem ad Georg. I, v. 8. Stephan. de Urb. p. 320. Suidas in Dodona. Servius ad Aeneid. III, 466.)

Man findet in dem Scholiasten des Aristophanes noch einen andern besondern Umstand angemerkt, der hier angeführt zu werden verdient. Die Bauern, sagt er, haben in Griechenland die Gewohnheit, an die Bäume den Kopf und die Glieder irgend eines Thieres zu nageln; sie glauben dadurch den Zaubereyen zuvorzukommen, die man anwenden könnte, um zu machen, daß die Bäume abstünden. Die Jäger, welche auf der Jagd glücklich gewesen sind, hatten auch die Gewohnheit, zur Ehre der Diana, an einen Baum des Waldes, wo sie gejagt haben, den Kopf, oder einen Fuß des erlegten Thiers, aufzuhängen. Man sahe die nehmliche Sache in ganz Deutschland, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese verschiedene Gebräuche mit einander ihren Ursprung von dem Dienst, den die alten Einwohner von Europa den Bäumen leisteten, genommen haben. Schol. Aristoph. Plut. p. 34. Col. 2.)

Wir haben versprochen, auch ein Wort von der Religion in Italien zu sagen. Die Aborigener, welche die Herrn von Latium waren, ehe die Perser ihre Colonien dahin geschickt hatten, hielten ihre Religions-Versammlungen unter Bäumen, die sie ihren Göttern weyheten, und sie hiengen an diese Bäume die Beute von ihren

Feinden auf; dies waren ehemals, sagt Plinius, die Tempel der Götter, und die Leute auf dem Land, welche längere Zeit die alte Einfalt beybehalten haben, weyhen noch heut zu Tag der Gottheit grosse und schöne Bäume. Festus bemerkt auch, daß der Nahme von Fagutal, den eine Capelle des Jupiters führte, seinen Ursprung daher genommen habe, weil vor Alters auf dem nehmlichen Platz, eine diesem Gott geheiligte Buche gestanden habe. Es ist wahrscheinlich, daß der Baum des Waldes bey Aricia, wovon wir bereits anderswo geredet haben, und den niemand berühren durfte, auch ein Bild der Göttin gewesen sey. Der äusserliche Gottesdienst der Sarnatischen Völker, war in diesem Stück von dem Dienst der Celten gar nicht unterschieden. Zum wenigsten bezeugt Helmolous, daß er in der Landschaft der Slaven, alte Eichen gesehen habe, welche dem Gott Proven geheiligt gewesen wären. Man findet selbst noch heut zu Tag, in den weiten Gegenden gen Moscau verschiedene scythische Völker, welche den nehmlichen Dienst beybehalten. Die Czeremissen des Königreichs Casan, sagt Stralenberg, halten ihre Religions-Versammlungen unter einem Baum, und hängen an diesen Baum das Fell und das Gerippe des Opfers, welches sie bringen. Die Jacuten, welche ein Volk von Siberien sind, verrichten auch ihre Andacht um einen grossen Baum herum, und hier hängen sie den Kopf der Pferde und Ochsen, welche sie geopfert haben, mit allen Arten von kleinen eisernen und kupfernen Geschirren auf. (Schol. Aristoph. Plut. p. 34. Stralemcerg., p. 346-410. Ibid. p. 376.)

Wenn ein geheiligter Baum, entweder vor Alter oder einem sonstigen Zufall abstund, so ver-

verlohr er deswegen das Recht nicht, das Zeichen der Gottheit zu seyn. Man nahm die Rinde davon, schnitte ihn zur Pyramide oder Säule, damit er desto länger dauern sollte, und erzeigte ihm unter dieser neuen Gestalt, die nehmliche Ehre wie zuvor. So erzählt der Mönch Witichind, daß die Sachsen denen Säulen, welche das Bild ihres Mars waren, einen heiligen Dienst geleistet hätten. Sie dienten, sagt Adam von Bremen, dem Stamm eines Baums, der ausserordentlich hoch war, den sie in ihrer Sprache Irmenseul nannten, welches so viel als jedermans Säule, oder allgemeine Säule heist. Nach dem Valerius Flaccus, hatten die Coraller, ein Scythisches oder Thrazisches Volk, grosse Säulen zum Sinnbild ihres Jupiters. Die nehmliche Sache gieng auch in Griechenland im Schwang, wo die ältesten Bildnisse des Apollo, der Juno, der Ceres und der Pallas Säulen gewesen waren. Man hat Ursache zu glauben, daß die Andächtige die Aeste, welche von den geheiligten Bäumen fielen, mit in ihre Häusser nahmen, und diese als den Gegenstand ihres Gottesdiensts daselbst verehrten, wenn sie eine Krankheit oder ein anderer Zufall verhinderte, selbst hinzugehen, um ihre Gebete am Fuß des Baums zu verrichten. Man kann sonst folgende Erzählung nicht erklären, daß nemlich die Carier, statt der Diane, einem Stück Holz gedient, und daß die Römer, einen grossen Stock, von dem man die Rinde abgeschält, wie eine Gottheit verehrt hätten. Die Aeste des geheiligten Holzes, waren eine Art von Heiligthümern, denen man die nehmliche Kraft zuschrieb, wie dem Stamm oder Rumpf des Baumes selbst, davon sie abgenommen worden. (Valerius Flaccus, lib. 17. Clem. Alex. Strom. lib. I.

p. 419. Ibid. p. 412. Scaliger not. ad Euseb. Chron. p. 24. Tertulian. Apologet. p. 17. Arnobius, lib. VI. Sext. Pomp. P. Diac. p. 278. Servius ad Aeneid. IV. 56.)

Es erhellet, aus allem, was bisher angeführt worden ist, daß die Celtische Völker, welche einen beständigen Wohnsitz hatten, gewöhnlich irgend einen schönen Banm erwählten, welcher das Bild des Gottes seyn sollte, den sie verehrten, und daß sie dieses folglich zum sichtbaren Gegenstand ihres Dienstes machten. Man findet indessen auch, daß einige dieser Völker, mitten in ihren Heiligthümern einen Kießelstein, oder sonst einen grossen Stein, der niemals bearbeitet worden war, gesetzt haben, bey dem sie sich einfanden, um ihre Religions-Handlungen zu vollziehen. Wir haben an einem andern Ort gesehen, daß die Celten, um zu verhindern, daß die Erde der geheiligten Orte nicht nmwühlt werde, eine starke Anzahl grosser Steine darauf gebracht haben. Aber diejenigen Celten, wovon hier die Rede ist, hatten ausserdem, auch einen Stein, der den Nahmen der Gottheit, davon er das Zeichen war, und in dessen Namen er die Ehrenbezeugung erhielt, führte. In Phrygien war das Zeichen der Mutter der Götter ein Stein, welcher zu einer gewissen Jahrszeit mit Pracht durch das Land getragen wurde. Auf dem Berge Ida, wo die nehmliche Göttin ein sehr berühmtes Heiligthum hatte, war der Gegenstand des Dienstes ein geweyheter Kieselstein, den man an dem Fuß einer grossen Eiche erblickte.

Religiosa silex, densis quam Pinus obumbrat frondibus.

(Claudian. de Raptu Prof. lib. I. v. 214.)

Apollo

Appollonius erzählt in seinen Argonauten, daß auf einer Insel, welche nahe bey dem Lande der Chosinier gelegen war, ein Tempel gestanden habe, und in dem Tempel ein schwarzer Stein, zu welchem die Amazonen kamen um ihre Gebete zu thun, und ihre Opfer zu verrichten. Man kann nicht zweifeln, daß dieses auch der Jupiter Lapis der Scythischen Völker in klein Asien gewesen sey, den man noch auf vielen Müntzen sieht. (Apollon. Argon. Lib. II. Science des Medailles, p. 184.)

Kurz, dieser Dienst war nicht allein den Scythen eigen, welche nach Asien gekommen waren, sondern er war in ganz Griechenland eingeführt, wo man von Alters her nicht allein den Götzenbildern, sondern auch den todten Steinen göttliche Ehre erzeigte. Die Kirchen-Gesetze, welche wir an einem andern Ort Gelegenheit hatten anzuführen, und welche verbieten die Steine zu verehren, bezeugen so gar, daß diese Art von Abgötterey, in einem grossen Theil der Abendländer angenommen worden sey. (Pausan VII. Can. 20. Coucil. Nannet apud Labbeum Tom. IX. Keysler Antiq. Sept. p. 13-15.)

Ich weiß nicht, ob nicht diese Zeichen, mit welchen die alten Bewohner von Europa, die Vorstellung und den Dienst der Gottheit verbunden haben, den Ursprung zur Fabel gegeben habe, daß das menschliche Geschlecht (ex δρυων και πετρων) aus Eichen und Steinen gemacht worden sey. Doch giebt Eustathius in seiner Iliade, einen andern Grund dieser Fabel an. Die neuern Griechen erzählen lächerliche Geschichte von der Schöpfung des Menschen. Die Pelasger, welche

sich über diese Fabeln aufhielten, sagten, daß der Schöpfer des Menschen, der Gott der Eichen und Steine sey, das hiesse, der Gott Teut sey, das höchste Wesen, welches in diesen Bildern angebetet würde. Vielleicht beschuldigten deswegen die Anhänger der neuen Religion, die Pelasger, um solche auf ihrer Seite lächerlich zu machen als wenn sie lehrten, der Mensch sey von einer Eiche gebohren worden Dieses ist eine blosse Vermuthung, welche wir deswegen nicht streng behaupten wollen. Wir überlassen es herzlich gern den Lesern, solche anzunehmen oder zu verwerfen, wie sie es für gut finden. Eustath. ad Iliad. I. Etymologic. magnum in voce παλαιφατον Virg. Aeneid. VIII. v. 315. Juvenal. Satir. VI.)

Hieraus können wir sicher schliessen, daß die Bilder, welche die Gottheit unter der Gestalt eines Menschen oder eines Thiers vorstellen, eigentlich nicht zu der Religion der Celtischen Völker gehören. Allenthalben wo man sie findet, war die alte Religion schon durch fremden Aberglauben verfälscht und verdorben. Einige Beyspiele werden die Sache deutlicher machen. Numa Pompilius, der von den Sabinern abstammte, und sich beständig zu der Religion seiner Vor-Eltern hielte, hatte den Römern verboten, Bildnisse der Gottheit zu machen, und ihnen die Gestalt eines Menschen oder der Thiere beyzulegen. Er glaubte, sagt Plutarch, daß geringe und schlechte Sachen nicht schicklich wären, dadurch andere und weit herrlichere vorzustellen, und daß die Gottheit nicht anderst als mit den Gedanken könne begriffen werden. Dieses Gesetz erhielt sich in seinem ganzen Ansehen, bis auf das Jahr 170

nach Erbauung der Stadt Rom, und man sahe weder Bilder noch Säulen in den Tempeln und Capellen, die vor dieser Zeit gebauet worden sind. (Clem. Alex. Strom. l. I. c. 15. Plut. in Num. Tom. I. August. de Civit. Dei IV. c. 31. Ovid. Trist. VI.)

Erst nach diesem Jahre, von dem wir eben geredet haben, geschahe es, daß der ältere Tarquin, welcher ein Grieche von Geburt, und in Etrurien erzogen worden war, die Stadt mit Götzenbildern und fremdem Aberglauben überschwemmte. Es ist dabey höchst glaublich, daß diese Veränderung harten und langen Widerstand werde gefunden haben, weil Tarquin seinen Zweck, in Rom den Dienst der Griechen einzuführen, nicht eher erreichen konnte, als im Jahr 170, welches das zwey und dreyßigste seiner Regierung war, dessen Anfang in das Jahr 138. fällt, welches Eusebius in das Jahr 134. von Rom setzt. (Strabo V. 219. VIII. 378. Tertull. Apol. p. 27. 28. conf. Voss. de Idol. Gentil. lib. IX. c. 5. Dionys. Halic. lib. III. Solin. cap. 3. Petav. Rat. Temp. lib. II. Can. p. 159.)

Die Perser hatten vor Alters, weder Bilder, noch Götzen, noch Altäre, sie verdammten sogar diese Gewohnheit, aus anders wo angezogenen Gründen. Artaxarxes Mnemon, der zu Ende der 39sten Olympiade die Regierung antrat, war der erste, so unter den Persern die Bilder in Menschen-Gestalt einführte; er ließ, in verschiedenen Gegenden seiner Staaten, eherne Bilder der Venus Anaitis setzen. Julius Cäsar, sagt in seinem VIten Buch, daß die Gallier Anfangs dem Mercur gedient hätten, und daß man unter

ter allen Göttern, von diesem die meisten Bildnisse in Gallien sehe. Wir haben oben gezeigt, daß dieser Merkur nichts anders als der Teut, oder höchste Gott der Gallier sey. Maximus von Tyrus nennet ihn Jupiter, und berichtet gleichfalls, daß seine Bilder grosse Eichen gewesen seyen. Eine dieser Stellen erklärt die andere, und zeigt, daß Julius Cäsar das Wort, Bildniß, in einem allgemeinen und uneigentlichen Verstand genommen habe. Wir wissen wohl, daß Lucan, wenn er von diesem heiligen Gehölze der Gallier, welches noch zu seiner Zeit bey Marseille war, redet, einiger Bilder erwähnet, die man daselbst fände, und welches nicht die Bäume selbst gewesen waren. Man sahe, sagt er, auf den Rümpfen der Bäume die traurigen Bildnisse der Götter. Man wird nicht Ursache haben sich zu wundern, daß die Gallier, welche für den Thoren von Marseille waren, einigen Aberglauben der Griechen angenommen, und besonders den, die Götter unter der Gestalt eines Menschen vorzustellen und ihnen zu dienen. Aber Lucan, bemerket in seinem III. Buch ausdrücklich, „daß diese Bilder ohne alle Kunst verfertigt gewesen wären, daß sie keine Gestalt gehabt hätten, und daß daher der Abscheu, den sie den Römischen Soldaten einjagten, um so viel grösser gewesen sey, weil sie niemahls die Götter unten ähnlicher Gestalt gesehen hätten:"

\- - - - - Simulacraque mœsta deorum,
Arte carent, cœsis exstant informia truncis.
Ipse situs, putrique facit jam robore pallor,
Attonitos; non vulgatis Sacratu figuris,
Numina Sic metuunt; tantum terroribus addit,
Quos timeant non nosse Deos - - - -

(Hero-

(Herodot. I. Strabo XV. Diog. Laert p. 5 sq, Clem. Alex. loh. ad gent. p. 57. Cæsar. 17.)

Es ist also erst seit der Zeit des Lucans, daß die Bilder und Säulen anfangen, sich in Gallien einzuschleichen. Diese Bemerkung gehet besonders auf die Bilder und Statuen, wovon er in der Geschichte der Gallier redet; zum Exempel, auf das Götzenbild des Cernunus, das Bild des Hercules Ogmius, und überhaupt auf alle Statuen, welche man ausgegraben hat und noch täglich in Frankreich ausgräbt. Diese Bilder wurden in Deutschland weit später angenommen, denn nach dem Tacitus, „war es, nach der Meynung der Deutschen, der Majestät der himmlischen Götter zu nahe getretten, wenn man sie in Tempel einsperren und unter einer Menschengestalt vorstellen wollte. Sie hatten keine andere Tempel als Holzungen und Wälder, welche sie ihren Gottheiten heiligten, die sie im Geist anbeteten, ohne es zu wagen, die Augen auf die verborgenen Orte ihres Aufenthalts zu werfen, wo sie ganz besonders wohnten." Wann der nehmliche Geschichtschreiber, einige Zeilen vorher, eines Bildes der Isis erwähnt, welches man in dem Lande der Svever fand, so berichtet er zu gleicher Zeit, „daß dies Bild, (davon wir an einem andern Ort unsere Meynung entdeckt haben) die Gestalt eines Liburnischen Schiffs hatte." (Tacit. Germ. c. 9.) s. oben B. III. C. 2. Der Abbe de la Bletterie urtheilt über diese Stelle des Tacitus, daß „die Svever die Gottheit, welche sie unter der Gestalt eines Schifs verehrten, vornehmlich als eine Göttin angesehen hätten. Isis wurde vor die Erfinderin der Schifffarth gehalten; sie war die Patronin der Schiffleute.

leute. Braucht man mehr, fährt la Bletterie fort, die Römer sagen zu lassen, daß die Sveven die Isis verehrten. So viel ist gewiß, daß die Sveven keine Gottheit nnter der Gestalt eines Schiffs verehrten; dasjenige, welches Tacitus für ein Bildniß der Isis hält, war eine den Feinden der Sveven entrissene Beute; man hatte es in ein Heiligthum des Orts, wo der Sieg erlangt worden, gebracht, daß es daselbst ein ewiges Denkmahl der Niederlage der Feinde dieser svevischen Nation seyn sollte. Tacitus beurtheilt demnach die Religion der Deutschen, nach der Religion der Egyptier, unter denen das Schiff ein Zeichen der Isis war. Auch bekennet dieser Römische Schriftsteller, daß er nichts bey den Sveven finden könne, welches den Grund und Ursprung dieses ungewöhnlichen Dienstes erläuterte. Er fügt unmittelbar hinzu, daß „die Teutschen weder Bilder noch einen sichtbaren Gegenstand ihrer Religion hätten, daß sie den Nahmen der Gottheiten selbst den Wäldern beylegten, welche ihrer Verehrung geheiligt waren, und welche sie im Geist anbeteten, ohne sich zu erkühnen ihre Augen auf ihren verborgenen Aufenthalt zu wenden.

Man muß unterdessen bekennen, daß man in einigen Alten etliche Stellen antrift, welche die Meynung, so wir eben angenommen haben, zu widerlegen scheinen, und welche den Celten Götzen zuschreiben, die den Götzen der Griechen und Römer vollkommen ähnlich sind. Wir wollen mit zwey Worten diese Stellen anzuführen. Clemens von Alexandrien bemerkt aus einem älteren Schriftsteller, „daß die Götzenbilder der Thracier, blaue Augen und falbe Haare gehabt hätten, die von den Mohren aber wären schwarz und stumpf-

stumpfmäßig. Da sehet, saat man, die Götter der Thracier, in einer Menschengestalt vorgestellt! Wir läugnen die Sache an sich nicht. Die Thracier, welche nicht weit von Griechenland und Asien wohnten, erhielten bey Zeiten von ihren Nachbarn die Götzenbilder so wohl als die Vielweiberey. Aber sie hatten sich in zwey Hauptstücken von den Gebräuchen der andern Celten getrennet, und eine Zeitlang, hatten die Thracischen Völker, zum Zeichen des Jupiters grosse Säulen, und zum Bild der Sonne, eine kleine Scheibe, an einer langen Stange geheftet. (Clem. Alex. Strom. lib. VII. c. 4.)

Macrobius führt an, daß die Accitanier, welches ein Volk von Spanien war, ein Bild des Mars gehabt hätten, wo dieser Gott mit einem Haupt, das mit Strahlen umringt war, vorgestellt wurde. Aber da die Accitanier in einer See-Provinz von Spanien und nicht weit von Charthago wohnten, so darf man nicht zweifeln, daß sie von den Carthaginensern ein Bild entlehnt haben, welches aller Wahrscheinlichkeit nach, eher die Sonne, den grossen Gott der Phrygier, als den Mars, vorstellte.

Man findet in dem Herodot, daß, wenn bey den Scythen, welche die Issidoner hiessen, das Oberhaupt einer Familie starb, die Kinder, so er hinterließ, die Hirnschale ihres Vaters ablösten, solche in Gold fassen liessen, worauf diese Hirnschale ein Haus-Bild wurde, welchem die Verwandten des Verstorbenen jährliche Opfer brachten, und welche sie noch durch andere Ceremonien verehrten. Wir haben an einem andern Ort angezeigt, was zu diesem Irrthum des arie-

chischen

chischen Geschichtschreibers Ursache gegeben haben kann. Die Scythischen und Celtischen Völker verwahrten die Hirnschalen sehr sorgfältig, einige von ihren Eltern, andere von ihren Feinden. Sie setzten diese Hirnschalen an den heiligen Orten aus, sie trunken bey grosser Feyerlichkeit, und vornehmlich unter der allgemeinen Versammlung, welche alle Jahr, bey jedem Volk gehalten wurde, daraus. Dies ist der Ursprung einer Erzählung, welche man unmöglich weder mit der Religion der Scythen, die den Dienst der Todten nicht kannten, noch mit deme, was Herodotus selbst an einem andern Ort von den Scythen überhaupt sagt, daß sie ausser dem Mars, keine Bilder, Tempel und Altäre hätten, unmöglich zusammen reimen kann, und daß also das Bild dieses Gottes, bey ihnen, ein Degen war. Es kann auch seyn, daß Herodot die Issedonier eben so wenig gekannt hat, als die Arimasser und Griffaner, welche er ihnen zu Nachbarn giebt. (Herodot. IV. 26. 27.)

Der Verfasser der Religion der Gallier sagt: „daß die Gallier einen Gott aus einem ehernen Ochsen gemacht hätten, bey dem sie geschworen hät- und daß dieses ganz vollkommen das goldene Kalb der Israeliten sey. Wenn diese Sache gewiß wäre, so müßte man schliessen, daß die Gallier die Gottheit, nicht allein nnter der Gestalt eines Menschen sondern auch der Thiere vorgestellt hätten. Allein dieser Schriftsteller hat sich ganz sicher geirret, oder er ist vielmehr allzuleichtglaubig einem Gedanken gefolgt, der dem Herrn Ecchardt eingekommen war, und den er dem Publico in der Vorrede mitgetheilt hat, welche er vor die Collectanea des Herrn von Leibnitz

niß setzte. Ohne den Leser auf die Bibliotheque germanique zu verweisen, wo die Muthmassung dieser beyden Gelehrten untersucht ist, wollen wir die Gründe anführen, warum wir ihnen unsern Beyfall nicht geben können. (Relig. des Gaulois. Liv. I. p. 55. Liv. III. p. 71. Præfat. ad Collectan. Leibniz. p. 24. Biblioth. Germ. Tom. XXXVII. p. 62.)

Alles, was man von diesem ehernen Ochsen gesagt hat, gründet sich auf eine Stelle des Plutarchs, welcher in dem Leben des Marius sagt, I. Theil, Seite 418. „daß die Cimbrier, als sie eine Schanze angefallen und eingenommen hatten, die Tapferkeit bewundert hätten, mit welcher die römische Soldaten solche vertheidigt hatten, und daß sie diese Soldaten auf ihr Wort zurück geschickt hätten, nachdem sie solche den Eid bey dem ehernen Ochsen hatten schwören lassen, der hernach von den Cimbriern erobert worden, und in die Wohnung des Catulus gebracht worden ist. Man hat hieraus geschlossen, daß nicht allein die Cimbrier, sondern auch die Gallier und alle Celtische Völker überhaupt einen ehernen Ochsen als eine Gottheit verehrt, ihn mit in den Krieg genommen, und zum Zeugen und Bürgen aller ihrer Versprechungen angenommen hätten. Das ist aber ganz unglaublich. Tacitus, welcher über 200 Jahre später als Marius lebte, berichtet, „es wäre nicht die Gewohnheit der Deutschen gewesen, die himmlische Götter unter der Gestalt eines Menschen vorzustellen“ um so viel weniger bildeten sie solche unter der Gestalt der Thiere ab.

Wir wollen also sehen, was der eherne Ochs sey, aus welchem der Vater Martin, einen Gort gemacht hat. Wir haben oben gesehen, daß die Celten, wenn sie Menschen opferten, das Blut in einem hierzu geheiligten Gefäße auffiengen, und solches hierauf auf den Degen des Mars sprengten. Strabo sagt etwas ähnliches von den Cimbriern. Da die Weiber der Cimbrier sie in den Krieg begleiteten, so hatten sie bey ihrer Armee auch Prophetinnen, die alle grau, weiß angezogen, und mit einem leinenen Kriegs-Kleid bedeckt waren, welches oben mit Ringen angeheftet war. Sie hatten um ihre Lenden einen küpfernen Gürtel, und giengen barfuß. Diese Weiber liefen, mit dem blossen Degen in der Hand, vor den Gefangenen her, welche man auf das Feld führte, und nachdem sie sich derselben bemächtigt hatten, führten sie dieselbe zur ehernen Kufe, welche ohngefahr bey zwanzig Eimer, κυΦοςων hielte. Bey der Kufe war eine Bank, worauf die Prophetin stieg, und die Gefangenen, einen nach dem andern, zu sich zog; sie schnitte ihnen den Hals ab, und weissagte aus der Art, wie das Blut in die Gefässe floß. Andere zergliederten die Leichnahme der Gefangenen, welche man erwürget hatte, und untersuchten ihre Eingeweide; sie zogen daraus Weissagungen, die der Armee den Sieg versprachen. Da die Deutschen ihre Becher, Scalas nannten, weil man sie von der Hirnschale eines Menschen machte, so darf man nicht zweifeln, daß sie ihre Kufen Orhoff, nannten, d. i. einen Ochsenkopf, weil sie weit mehr in sich faßten, als ein Menschenkopf; zum wenigsten ist das Wort Orhoff, noch heut zu

Tag

Tag in der deutschen Sprache, da es ein Faß, oder ein grosses Gefäß bedeutet. (Strabo VII, 194.)

Das ist, so viel man schliessen kann, der eherne Ochs, wovon hier geredet wird. Auf einer Seite, schwuren die Cimbrier bey der Kufe, welche unter ihnen für die heiligste Sache von der Welt gehalten wurde; ein solcher Schwur bezeugte, daß sie wie die Gefangenen erwürgt werden wollten, wenn sie jemals ihr Wort brächen. Daher kommt es auch, daß sie in einer Friedens-Unterhandlung, welche sie mit dem Kayser Augustus schlossen, ihm eine dieser Kufen, als einen Beweiß ihrer Treue, überschickten. (Man konnte in der That die Römischen Soldaten nicht stärker binden ihr Wort zu halten. Dieser sichtbahre Gegenstand mußte mehr Eindruck auf sie machen, als selbst die Hochachtung welche sie vor den Göttern hatten.) Auf der andern Seite, siehet man wohl, was der Zweck des Eid-Schwurs war, welchen die Cimbrer die römischen Soldaten bey dem ehernen Ochsen thun liessen. Sie versicherten solche dadurch, wenn sie jemals wieder die Waffen gegen die Cimbrer führen, und unter ihre Gewalt kommen würden, so würden sie ganz ohnfehlbar ein gleiches Schicksal mit den andern Gefangenen haben, deren Blut sie in diese Kufe strömen gesehen hätten. (Strabo VII, 392.)

Wir haben bisher von den Heiligthümern und den Bildern der Celtischen Völker geredet. Ehe wir dieses Hauptstück beschliessen, müssen wir noch einige Anmerkungen hinzufügen, wel-

che, da sie ganz natürlich zur Erläuterung der Sache, welche wir untersuchen, dienen, auch noch dasjenige erklären können, wovon wir in den folgenden Hauptstücken handeln, und den Leser unvermerkt darauf zubereiten werden. Die Heiligthümer waren sehr geehrte Orte bey den Celten. Diese Völker legten ihnen die Nahmen der Götter selbst bey, welche sie allda im Geist anbeteten, weil sie glaubten, die Götter gäben durch sichtbare Zeichen zu erkennen, daß sie an diesen geheiligten Orten gegenwärtig wären; sie giengen nicht ohne tiefe Ehrfurcht dahin, und verboten den Wohllüstigen und Lasterhaften, welche die Druiden aus der Gemeinschaft ausgeschlossen hatten, den Zutritt dazu gänzlich. Man hatte solche Heiligthümer, „wo Niemand ungebunden hineingieng, um durch diese erniedrigende Stellung, der Majestät des Gottes, der hier wohnte, seine Hochachtung zu erweisen. Wenn man niederfiel, war es nicht erlaubt, sich selbst wieder auf die Knie aufzurichten. Man muste, sich auf der Erde wälzend, heraus gehen.“ Es gab noch andere, die das Recht der Frey-Städte hatten. Wenn ein Gefangener Gelegenheit hatte hineinzuschleichen, so muste man ihm seine Ketten und Bande abnehmen, welche hernach an einen Baum gehängt, und dem Gott, der ihm die Freyheit gab, geheiligt wurden. Wir haben an einem andern Ort gezeigt, daß es unerlaubt war, die Erde dieser heiligen Orte zu umwühlen, damit die Handlung der Gottheit, welche daselbst wohnte, nicht gestöhrt wurden möchte. Aus dem nehmlichen Grund, war es ein Haupt-Verbrechen, die Bäume eines heiligen Waldes umzuhauen,

und

und vornehmcich den Baum, welcher das Zeichen der Gottheit war, zu berühren. Lucan, der von einem solchen heiligen Wald redet, den die Gallier in der Nachbarschaft von Marseille zu den Zeiten des Julius Cäsars hatten, sagt: „Daß derselbe niemahls sey behauen worden.“ Er fügt hinzu, als Julius Cäsar die Bäume dieses Gehölzes hättea bhauen lassen, um sie zur Belagerung der Stadt zu gebrauchen, „so hätten die Gallier geseufzt, und die Soldaten selbsten, durch die Majestät des Orts erschreckt, hätten die Axt mit zitternden Händen ergriffen. Dieser Aberglaube hat sich lang in Gallien erhalten. Man sieht die nehmliche Sache in einer Stelle des Claudians, welche wir schon angeführt haben. Er führt an, daß die Römer, als sie ihre Eroberungen, bis an den Hercynischen Wald verbreitet hatten, dieses Gehölz ungestraft hätten abhauen können, weil die grausamen Ceremonien, welche man allda von ganz alten Zeiten her, beobachtete, und die grossen Eichen, welche gewissermassen die Götter der Barbaren wären, Schrecken verursachten. Das heist, daß wenn die Barbaren die Herrn davon gewesen wären, würden sie nicht gelitten haben, daß man ihre Waldung zerstöhret hätte (Tacit. Germ. 30. Serv. ad Virgil. Eleg. VI. v. 72. Lucan. III. v. 399. 445. id. 429.)

Die heilige Wälder der Celtischen Völker waren also, wie sie Tacitus nennt, keusche Wälder, castum nemus, oder, wie die Deutschen sagen, Jungfern-Wälder, Jungfern-Heyne. Es dünkt uns, daß man daraus schliessen kann, daß diese Heiligthümer, ein

gewisses Zeichen, oder einen Zaun müßen gehabt haben, welcher dazu diente, die gemeinen Ländereyen und Wälder von den geheiligten zu unterscheiden. Es scheinet auch sehr wahrscheinlich, daß der Theil des Heiligthums ein besonderer Bezirk war, wo das Bild der Gottheit stunde, dahin der Priester gieng. Wir führen von dieser Gewohnheit nur dasjenige an, was Tacitus sagt, daß „die Deutschen den himmlischen Göttern Gehölze und Waldungen weyhten, und daß sie diesen geheimen Orten den Nahmen der Gottheiten selbst, welche man im Geist anbetete, ohne es zu wagen, die Augen auf die Orte, wo die Gottheit ihre Wohnung hat zu wenden, beylegten." Wir glauben das nehmliche daraus zu muthmassen, was wir bereits angeführt haben, nemlich, „wenn jemand kam das Orakel zu Dodona um Rath zu fragen, so zeigte man ihm von weitem den Baum, der sich bewegte." Es werden sich in der Folge mehr Exempel darstellen, welche das nehmliche beweisen, und kurz; die Sache ist nicht wichtig genug, daß sie verdiente, daß wir uns länger dabey verweilen. (Tacit. Germ. 40. 9.)

Man verwahrte gemeiniglich grosse Reichthümer in den Heiligthümern der Celtischen Völker, und es ist nicht schwer zu begreiffen, wie sie daselbst zusammengescharrt worden. Erstlich. Diese Völker, welche vom Krieg und Raub lebten, heiligten ihren Göttern die eroberten Sachen, das heist, die Waffen ihrer Feinde nebst einem Theil der Beute, welche sie gemacht hatten; dieses alles wurde auf einen Haufen gelegt, den man nicht berühren durfte,

ohne

ohne ein Haupt-Verbrechen zu begehen, und ohne sich der grausamsten Bestrafung auszusetzen, wenn man darüber erwischt würde. Wann die Gallier entschlossen waren eine Schlacht zu liefern, so thaten sie ein Gelübde, dem Mars alles zu opfern, was sie im Krieg erobern würden. Diesem Gelübde zu folge, opferten sie das beste Vieh, so sie dem Feind abgenommen hatten. Was die andern Sachen betrift, so legten sie solche auf einen Haufen zusammen. Es gab verschiedene Provinzen, wo man, an den heiligen Orten, ganze Haufen solcher Beute sahe. Es fanden sich selten Leute, welche, aus Vorurtheil von diesem Gelübde, sich unterstunden, die auf solche Art verlobte Sachen, heimlich zurück zu halten, oder sie von dem Ort, wo sie niedergelegt worden, wegzunehmen, weil dieses Laster durch eine sehr grausame Strafe gerochen wurde. Diese Heiligthümer waren also eine Art von Zeughäussern, wo man Fahnen, Waffen und eine sehr grosse Menge kostbarer Dinge antraf, die man von dem Feind erobert, und solche dem Gott des Kriegs geweyhet hatte. So hatte Julius Cäsar seinen Dolch, in einem Treffen gegen die Armenier, verlohren, welchen diese in einem ihrer Tempel aufhiengen. Als ihn Cäsar einige Zeit hernach an diesem Ort hatte hängen sehen, so lachte er, und da ihn die Leute seines Gefolgs wegnehmen wollten, ließ er es nicht zu, indem er sagte, es wäre nunmehr eine heilige Sache. Zweytens. Ausser dem Raub und der Beute, welche man den Göttern heiligte, giengen die Celten sehr selten in ihre Heiligthümer, daß sie nicht irgend ein Geschenk mitbrachten. Wir haben, zum Exem-

pel, gesehen, daß die Einwohner von Gevaudan jährlich hingiengen, ihre Andacht bey einem See zu halten, dem sie Verehrungen von aller Art machten, jeder nach seinem Vermögen. Dieses nehmliche war auch bey allen andern Gallischen Völkern in Gewohnheit. Diodorus von Sicilien, hat es bemerket. Man siehet, sagt er, einen sehr besondern und ausserordentlichen Umstand in Ober Celtica, in Ansehung der Tempel und der den Göttern geheiligten Wälder. Man wirft eine grosse Menge Gold hinein, welches den Göttern geheiliget wird, und die kein Einwohner aus Aberglauben sich zu berühren untersteher, obgleich die Celten sonst das Geld sehr lieben. (Tacit. Annal. T. 59. ibid. II. 25. Eustath. ad Iliad. VII. 83. Valer. Flacc. V. 121. Plutarch. Cæsar Tom. I. p. 720. Diodor. Sic. V. 211. 212.)

Man darf sich also nicht wundern, daß die Römer, in den Capellen und heiligen Oertern der Stadt Toulouse unermeßliche Reichthümer gefunden haben. Es war in dieser Gegend, ein sehr berühmtes Heiligthum, wohin alle Völker aus der Nachbarschaft zusammen kamen, ihre Andacht daselbst zu halten. Der Nahme Toloise, welches eigentlich das alte Haus heist, (t'ol huys) zeigt an, daß es sehr alt war. Da ma dahin täglich, viele Jahrhunderte hindurch, Geschenke brachte, die sich niemand anzurühren getraute, so konnt es nicht anders seyn, als daß es alle Reichthümer des Landes verschlung.

Die Thracier verwahrten gleichfalls Schätze in ihren Heiligthümern, so wohl als die Gal-

Gallier. Da sich der König Cotys des heiligen Bergs, wovon wir an einem andern Ort geredet haben, bemächtigt hatte, so sahe er sich zugleich in dem Besitz des Schatzes, der daselbst ausgesetzt war. Eustathius erzählt auch, aus einem weit ältern Geschichtschreiber, daß die See-Räuber von Sicilien, als sie einen Tempel der Insel Samothracien angefallen hätten, mehr denn 1000 Talente davon geschlept hätten. Man darf nicht zweifeln, daß das heilige Gold der Scythen, wovon Herodotus redet, nicht auch solches Gold war, welches an irgend einem Heiligthum niedergelegt war. Man kann es gewissermassen aus der Bemerkung des Geschichtschreibers selbst schliessen, welcher sagt, „daß die Scythen sich jährlich bey diesem Gold versammelt, und ihm feyerliche Opfer gebracht hätten. Dieses Opfer gehörte dem Gott Mars, dessen Bild ein Degen war, und der die künstlich verfertigte Hügel, davon wir geredet haben, zum Heiligthum hatte. Weil man, an dem nehmlichen Ort, Pflüge, Aexte und Becher von lauterm Gold sahe, so stellten sich die Griechen, aber ganz irrig, vor, daß dieses heilige Gold der Gegenstand des Gottesdienstes der Scythen wäre. Endlich wird auch das, was Julius Cäsar sagt; „daß man die Räuber, welche etwas von dem geheiligten Schatz entwendet hätten, mit einer grausamen Marter bestraft habe" durch ein altes Gesetz der Frisen erklärt, wo man zugleich die Beschaffenheit der Strafe selbst siehet, welche man diejenigen empfinden ließ, die dieses Verbrechens überzeugt waren. „Wann jemand einen Tempel erbricht, und einen Theil der geheiligten Sachen

entwendet, so führet man ihn an das Ufer des Meeres; und da opfert man ihn dem Gott, dessen Tempel er beraubet hat, nachdem man ihm vorher die Ohren abgeschnitten, und die Schaam-Theile abgerissen hat. (Demosthen. adv. Aristocrat. p. 473. Eustath. ad Dionys. Perig. v. 874. Herodot. IV. 7. ibid. 5. Leges. Frisior. p. 508.)

Ausser den Reichthümern, welche man in den geheiligten Orten niederlegte, und welches todte Güter waren, zogen die Heiligthümer noch eine bestimmte Einkunft, von den Ländereyen und den Sclaven, die dazu gehörten. Das römische Gesetz, welches wir anderswo angeführt haben, und welches den Galliern erlaubet, den Mars zum Erben einzusetzen, giebt deutlich zu verstehen, daß es eine gewöhnliche Sache bey den Galliern war, seine Güter bey seinem Tode dem Gott Teut, das heist, den Heiligthümern, welche dem höchsten Wesen geweyhet waren, zu überlassen. Man weiß nicht, ob sie allenthalben eben so ansehnliche Einkünfte hatten, als in Galatien, und den benachbarten Provinzen, welche von den Celtischen Völkern besetzt waren. Man traf Tempel an, welche bis auf 6000 Sclaven hatten, und deren Landschaften dem obersten Priester jährlich funfzehen Talente eintrugen, das ist, zwischen Neun und Zehen Tausend Thaler, nach unserer Münze. Die Einkünfte dieser Länder gehörten den Druiden, und wann sie eine reiche Erndte verkündigten, so versprach sich das Volk wirklich eine gute Erndte. Dies konnte nicht fehlen. Man darf nicht zweifeln, daß der geistliche Stand, seine Güter

nicht unter dem Nahmen einer Besoldung für seine Dienste gehabt haben sollte, das heist, den Dienst an den heiligen Orten zu verrichten, die Vögel zu füttern, und die Pferde, welche zu den Zeichendeuterеyen und Wahrsagereyen gebraucht wurden, zu halten, und andern Aufwand zu machen, welchen die Unterhaltung des Heiligthums erforderte. (Strabo XI, 503. XII. 537-557. ibid. IV, 197. Tacit. Germ. 10.)

Was die Sclaven betrift, so waren es diejenigen, welche man glebæ adscriptos nannte. Man brauchte sie, die Ländereyen der Priester zu bearbeiten, und zu andern Verrichtungen, welche nach dem Vorurtheil der Celtischen Völker, freyen Personen nicht zukamen, und noch weniger dem Adel, unter dem die Priesterschaft den ersten Rang behauptete. Die Einkünfte, die man von diesen Sclaven zog, waren so viel beträchtlicher, weil sie ihrem Herrn nicht zur Last fielen. Sie ernährten sich mit ihren Familien, von einem Stück Land, das man ihnen anwieß, und vor welches sie noch eine gewisse Abgabe erlegten; so, daß ein Sclave seinem Herrn, nicht nur die Frohn-Dienste vor seine Person schuldig war, sondern auch noch den Zinß vor das Land, welches er benutzte. (Tacit. Germ. 10. ibid. 26.)

Die christliche Fürsten thaten also weiter nichts, als daß sie auf die Diener des Evangelii, die Güter und Einkünfte, wovon die heydnische Priesterschaft im Besitz war, übertrugen. Sie haben dasjenige mit Recht zu heiligen Gebräuchen verwenden können, was zuvor zu aber-

gläu-

gläubischen und ruchlosen Gebräuchen angewendet wurde. Wann ein ganzer Staat freywillig die Religion verändert, so müssen die Einkünfte der alten Kirche natürlicher Weisse zur neuen übergehen; und im Grunde, sehen wir nicht ein, daß es was Böses sey, daß die christliche Kirche reich ist, wenn nur ihre Reichthümer gut verwaltet werden, und sie nicht unter dem schönen Vorwand der Religion dazu dienen, die Faulheit, den Stolz und die Weichlichkeit der Priesterschaft zu ernähren.

Die Druiden wohnten, mit ihren Weibern und Kindern in den Heiligthümern. Dies war nothwendig, damit sie beständig im Stande seyn möchten, denen Antwort zu ertheilen, welche kamen, sich bey der Gottheit Raths zu erhohlen, und die Opfer zu schlachten, die ihr gebracht wurden. Da sie ihren Unterhalt von den Ländereyen zogen, welche um die heilige Orte herum lagen, so hatten sie auch die Sorge auf sich, diese Landschaften zu bauen und die Früchte davon einzuerndten. Weil sie von der Gesellschaft andrer Menschen entfernt waren, so wurden sie dadurch um so viel ehrwürdiger; man sahe sie als Leute an, die beständig im Umgang mit der Gottheit wären. Endlich, muste die Priesterschaft die Heiligthümer, und zugleich die Kriegs-Zeichen, heilige Gefässe, und die Schätze, welche hier aufbehalten wurden, verwahren. Alle diese Gründe erforderten, daß die Diener der Religion in den heiligen Orten wohnten, und daselbst gute Wache hielten.

Ob aber die Priester den nehmlichen Zweifel wie das Volk, hatte, welches sich des Kir-

chen-

chen-Raubs schuldig zu machen, würde geglaubt haben, wenn es einen Theil der geheiligten Güter weggenommen und zu seinem Gebrauch verwandt hätte, getrauen wir uns nicht zu behaupten. Im Grund, durfte man den Druiden kein Laster daraus machen, wenn sie sich über diesen Zweifel hinausgesetzt hätten. Es war gut daß man Reichthümer in den Heiligthümern aufbehielte, damit sie in öffentlichen Nothfällen ein Rettungs-Mittel wären; aber es konnten auch tausend Fälle kommen, wo es weit natürlicher würde gewesen seyn, sich dieser Reichthümer zu bedienen, als sie unnützer Weise umkommen zu lassen, oder sie aufzuheben, bis sie eines Feindes Beute würden, wie dieses in Ansehung der unermeßlichen Summen geschehen ist, die in den Capellen und heiligen Seen der Stadt Toulouse niedergelegt waren.

Dem sey wie ihm wolle, so ist gewiß, daß die Priester der Celten, ihre Wohnung in den Heiligthümern hatten. Lucan sagt es ausdrücklich, wenn er zu den Druiden redet: Ihr wohnet in hohen Gehölzen, und abgesonderten Wälder;

- - - - Nemora alta remotis
Incolitis lucis. - - - -

Pomponius Mela sagt es gleichfalls: „Die Druiden unterrichten den vornehmsten Adel der Gallier in vielen Sachen, und unterweisen sie heimlich in Höhlen und entlegenen Wäldern, wozu sie oft bey zwanzig Jahre verwenden.“ Der Adel der Gallier vertraute seine Kinder den Druiden zum Unterricht und zur Erziehung

an,

an, die mit ihren Lehrern in den Heiligthümern wohnten; und wenn die Druiden ihre Schüler darinnen unterweissen wollten, was man die verborgene Wissenschaft nannte, so begaben sie sich in Höhlen, oder in einen abgesonderten Ort der heiligen Wälder, wo sie ihnen diesen Unterricht ertheilten. Auch Ausonius sagt von einem Professor der Akademie zu Bourdeaux, „daß er von dem Geschlechte der Druiden sey, und seinen Ursprung von dem Tempel, den der Gott Nelenus in dem Lande der Bajocaßier hatte, herleitet.“ Wir glauben, daß man auf die nehmliche Art erklären müsse, was Strabo sagt, „daß Zalmolxis, da er zum Priester des Gottes, dem die Geten vorzüglich vor allen andern dienten, bestellt worden sey, sich in einen entlegaen n Ort voller Höhlen, begeben habe, wo er Niemand zu sich ließ, ausser den König und seine Hof-Leute.“ Dieses heist, so viel wir urtheilen können, daß Zamolxis eine Art von Einsiedeley, an einem abgelegenen Ort des heiligen Bergs, von dem er der oberste Priester war, errichtet habe. (Lucan. I. v. 453. Pompon. Mela lib. III. c. II. Auson. Prof. IV. p. 50. Strabo VII. 297. Herodot. IV. 96.)

Alle, so wohl bürgerliche als gottesdienstliche Versammlungen der Celtischen Völker, wurden in den heiligen Orten gehalten. Diese Sache verdient noch bemerkt zu werden, weil sie, verschiedene andere Gebräuche dieser Völker, zu erklären dient, und vielen Stellen der Alten, die wir gelegenheitlich anführen werden, Licht ertheilet. Der Graf, daß heist, der Richter eines Cantons, hielt seinen Amts-

Sitz

Sitz an dem nehmlichen Ort, wo die Einwohner des Lands hingiengen, ihre Andacht zu halten. Olaus Wormius sagt dieses von den Nordischen Völkern deutlich. Sie verwalteten die Gerechtigkeit auf freyem Felde, bey den Altären der Götter. Man siehet dieses in einer Comödie, welche den Nahmen Querolus, oder Aulularia führet, und welche Pareus mit seinem Plautus hat abdrucken lassen. Pareus glaubet, daß sie vom Gildas, einem Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts sey, worinnen er sich aber irret und widerspricht, weil er selbst bekennet, daß sie vom Servius, einem Commentator des Virgils, angeführt worden, der gegen das Ende des vierten Jahrhunders lebte. Die Worte, die sich auf der 49ten Seite der Comödie finden,

Cuncti alas quatiunt Duris cum clangoribus,

sind von Servius zur Aeneid. III. 279. angeführt. Das Stück selbst ist gewiß zu einer Zeit geschrieben worden, wo die neue Religion in Gallien noch nicht eingeführt war. „Querolus bittet seinen Gott, um eine solche Gewalt, die ihn in Stand setzte, diejenigen zu berauben, welche ihm nichts schuldig wären, die Fremden zu schlagen, und die Nachbarn zu bestehlen und zu tödten. Der Haus-Gott antwortet ihm, daß er kein anderes Mittel sehe, ihm diese Macht zu ertheilen, als ihn nach Gallien, an die Loire zu schicken. Da, sagt er, werden die Todes-Urtheile durch eine Eiche gesprochen, und werden mit Beinen aufgezeichnet. Da, halten die Bauern öffentliche Reden, und Privat-Personen halten das Gericht. Da wird euch alles erlaubet seyn, und

wenn

wenn ihr reich seyd, wird man euch noch den Nahmen Patus geben." (Olaus Vorm. Monum Danic. lib. I. Plautus ex editione Joh. Phil. Paræi Neap. Nemet. 1619. Querol. p. 41. 42.)

Es liegt in diesen Worten eine beständige Anspielung auf das gerichtliche Verfahren, das die Gallier auf ihren Richtplätzen beobachteten. Die Bauern, welche die Rede hielten, waren die Verwandten des Verklagten. Sie hatten es auf sich ihn zu vertheidigen, und in seiner Sache den Proceß zu führen. Die Privat-Personen, welche richteten, waren gewisse Leute, die man wählte, den Proceß rechtsförmig aufzusetzen, und den Richter mit ihrem Rath zu unterstützen. Sie musten pares, d. i. gleiche seyn, das heist, von dem nehmlichen Stand des Angeklagten, und so bald das Urtheil gesprochen war, begaben sie sich hinweg. Es waren also in der That Privat-Personen welche richteten, indem diese Beysitzer dem Richter blos gegeben wurden, um einen Platz in dem Gericht zu nehmen, wo der Angeklagte entweder losgesprochen oder verurtheilet wurde. Man findet noch heut zu Tage einen ähnlichen Umstand in Engelland. Das Urtheil wurde in einem heiligen Wald unter einer Eiche gesprochen, und öfters weissagte man durch die Eiche, ob der Angeklagte unschuldig oder strafbar sey. Es ist leicht zu begreiffen, daß, wenn ein Verbrecher reich und im Stande war, die Richter und die Druiden zu bestechen, welcher das Orakel fragen muste, die Eiche stets einen Ausspruch zu seinem Vortheil werde ertheilt haben. Auf diese Art, war einem

Mann,

Mann, der Geld hatte, alles erlaubt oder verziehen. Der Titel Palus oder Vates, gehörte eigentlich dem Obersten der Druiden, der in dem Heiligthum wohnte. Vielleicht ertheilte ihn die Schmeicheley auch den reichen und angesehenen Leuten. In Ansehung des Urtheils, welches mit Beinen, oder auf Beine geschrieben wurde, müßen wir unsre Unwissenheit in Absicht auf diesem Umstand bekennen; aber man siehet wohl, daß in diesen Worten eine Anspielung auf die Hirnschalen und Gebeine liegt, welche an die heiligen Bäume gehängt oder genagelt wurden.

Wenn es eine Berathschlagung wegen Frieden oder Krieg oder andere Dinge betraf, welche die gemeinschaftliche Wohlfarth der ganzen Nation angiengen; so kamen alle Cantonen desselben Volks durch ihre Abgesandten, in dem berühmtesten Heiligthum des Landes zusammen. Diese General-Versammlungen fiengen mit einem Opfer an, welches man für die Wohlfarth des Staats brachte. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß die Sache sich eben also in Groß Deutschland verhalten habe. Alle Sennonische Völker versammleten sich durch ihre Gesandten, auf einem Tage, in einem geheiligten Wald, und hier fiengen sie ihre grausame Andacht, durch das Opfer eines Menschen an, den man öffentlich schlachtete. Die Gallatier hielten gleichfalls ihre Hauptversammlung an einem Ort, den man Drynaemetus hieß, das Hauß oder den Tempel der drey Nahmen, das ist, der drey Celtischen Völker, welche nach klein Asien gekommen waren,

nehmlich, die Tectosager, die Trocmer und die Tolistoboier. Die Hauptversammlung der Gallier, oder wenigstens der Druiden, wurde auch in einem geheiligten Orte des Lands der Carnuter (der Landschaft Chartrain) gehalten. Da die Carnuter an der Loire wohnten, so konnte der heilige Ort, davon Julius Cäsar redet, wohl der nehmliche seyn, dessen in der Comödie, (Querolus) gedacht wird, welche wir eben angeführt haben, wo die Todesurtheile durch eine Eiche sind gesprochen worden; das heist, durch die Gottheit, davon die Eiche das Sinnbild war. Wir haben anderswo gezeigt, daß Meiland ehemals die Hauptstadt der Isubrier, und Vienne die Hauptstadt der Allobrogier gewesen war. Es geschahe gewöhnlicher weise in dem Heiligthum der Hauptstadt, wo der Oberste der Druiden, oder der Hohepriester jeder Nation seine Wohnung hatte. (Strabo XII, 569. Caes. VII, 11, Strabo IV, 191. 193.)

Nach diesem allem, was wir oben gesagt haben, begreift man leichtlich, warum die Verbannung durch die Priester, zugleich die Ausschließung, von allen sowohl bürgerlichen als Religions-Versammlungen mit sich führte. Bey den Deutschen wurde ein Mann, der in der Schlacht seinen Schild verlohren hatte, vor ehrlos erklärt, und eben dadurch konnte er keinem Gottesdienst beywohnen, noch in die Versammlung des Volks kommen. In Gallien wurden die Privatpersonen und Völker, die sich weigerten, sich dem Urtheil der Druiden zu unterwerfen, in den Bann gethan. Dieses war bey den Galliern, die härteste unter allen

Strafen,

Strafen, weil man diejenige, so in dem Bann waren, als gottlose und lasterhafte Leute ansahe; jedermann wich ihnen aus; man fürchtete sich ihnen zu nahen, und sich mit ihnen zu unterhalten, als ob man sich gleichsam besorgte von ihnen angesteckt zu werden. Es war unerlaubt, ihnen Recht wiederfahren zu lassen, wenn sie es forderten, und man erhob sie zu gar keiner Würde. Wenn sich die christliche Priesterschaft nicht zuweilen nach den Handlungen der alten Druiden gebildet hat, so muß man wenigstens bekennen, daß sie deren Aufführung sehr oft nachgeahmt haben. Aber hier ist nicht der Ort davon zu reden. (Tacit. Germ. 6. Caes. 17, 13.)

Es ist der Mühe werth, hier zu bemerken, daß das Unglück, welches der Bann nach sich zog, bey unsern Vätern eine unvermeidliche Folge ihres Religionssystems war. Die Druiden waren die leiblichen und geistlichen Herrn der geheiligten Orte. An diesen Orten war es, wo man die bürgerliche und Religions-Versammlungen hielt, wo man die Gerechtigkeit handhabte, wo man die Aemter und Ehrenstellen des Staats austheilte. Also war ein Mann, den die Priester mit dem Fluch belegt hatten, aller Vortheile des bürgerlichen Lebens beraubt, weil ihm der Zutritt zu den Heiligthümern schlechterdings verboten war. Tacitus sagt, daß in den allgemeinen Versammlungen der Deutschen, der Priester dem Volk das Stillschweigen auferlegt, und sogar das Recht gehabt habe, diejenigen zu züchtigen, welche ungehorsam waren. Es ist leicht zu begreifen, worauf sich dieses Recht des Prie-

sters gründete. Die Versammlung wurde auf denen Ländereyen gehalten, welche dem Gott geheiligt waren, deßen Diener er war. Man siehet hieraus zugleich, warum die Kriegszeichen an den geheiligten Orten gewöhnlich verwahret wurden. Hier hielt man, mit Anfang eines jeden Frühjahrs die Hauptversammlung jeder Nation. Die Privatpersonen nahmen ihren Sitz ganz gewaffnet ein, und sobald der Krieg beschlossen war, holten die Anführer die Kriegszeichen von dem Ort hervor, wo sie aufbehalten waren, und jeder gieng hin, sich zu seiner Fahne zu begeben, um ohne einigen Verzug ins Feld zu ziehen. (Tacit. Germ. XI. Tacit. Hist. IV, 22. Polyb. II, 119.)

Da endlich alle bürgerliche und Religions-Versammlungen der Celtischen Völker an den heiligen Orten gehalten wurden, so hielt man hier auch die Mahlzeiten, womit diese Feyerlichkeiten sich gemeiniglich endigten. So sagt Dion, „daß die Völker von Groß-Britannien ihre Opfer brachten und ihre Feyerlichkeiten in heiligen Wäldern begiengen.“ Tacitus sagt das nehmliche von den Batavern. „Als Civilis diese Nation gegen die Römer aufhetzen wollte, so versammlete er den Adel und die kühnsten des Volks in einem heiligen Wald, unter dem Vorwand einer Gasterey.“ Man siehet auch in dem Athenäus, daß ein König von Thracien, Nahmens Cotys, sich öfters in einen Wald begeben habe, um daselbst zu opfern und mit seinen Freunden ein Gastmahl zu halten. Dieser Wald war ein Heiligthum, wie daraus erhellet, was hinzu gesetzt ist, daß Cotys sich rühmte, daß ihn nach dem Es-

sen

sen gemeiniglich die Minerva besuche, und bisweilen die Nacht bey ihm bliebe. Wir werden dieser Mahlzeiten alsdenn Erwähnung thun müßen, wenn wir von dem Gottesdienst selbst reden werden, davon sie ein wesentliches Stück waren. Es ist also nicht nöthig hier weitläuftig zu seyn. (Tac. Hist. IV, 14. Athen. XII, 8.)

Drittes Hauptstück.

Von den heiligen Zeiten der Celten.

In diesem Capitel müßen wir von der Zeit reden, wann die Celtischen Völker ihre Religions-Versammlungen gehalten haben. Man muß hier dasjenige wohl unterscheiden, was gewiß und untrüglich ist, und was man nur blos als Muthmaßung wahrscheinlich erkennt. Dasjenige, was zuverläßig ist, ist erstlich, daß alle gottesdienstliche Versammlungen der Celten bey Nacht gehalten wurden. Julius Cäsar sagt, wenn er von den Galliern redet, „daß sie sich alle rühmten von dem Vater Dis entsprungen zu seyn, und daß sie sagten, sie hätten es also von ihren Druiden gelernt. Deswegen mäßen sie ihre Zeit nach der Zahl der Nächte und nicht der Tage, indem sie die Tage, Monathe und Jahre von ihrer Geburth auf die Art rechneten, daß stets die Täge auf Nächte folgten, d. i, sie fiengen ihre bürgerlichen Tage vom Anfang der Nacht an zu rechnen. Ohne alles zu wiederholen, was was wir anderswo

von dem Dis der Gallier gesagt haben, merken wir hier blos an, daß diese Völker die Nacht dem Vater Dis weyhten, den sie als den Schöpfer ansahen, und daß sie aus diesem Grund, die Zeit nach der Zahl der Nächte und nicht der Tage rechneten. Tacitus erzehlt die nehmliche Sache von den Deutschen, „die Zeit des Neu- oder Vollmondes halten sie vor die allerglücklichste, ihre Geschäffte anzufangen. Anstatt, daß wir nach Tagen rechnen, rechnen sie nach den Nächten. (In einigen neuern Sprachen findet man noch Spuren von dieser Art zu rechnen. Im Englischen heist, Sevtnigths, abgekürzt von Seven-nigths, sieben Nächte, soviel als acht Tage. Forneigth, vor Fourteen nigths, vierzehen Nächte, heist vierzehen Tage. Sieben Nächte, Seven nachte heist im Deutschen soviel als acht Tage; eine Zeit von acht Taaen. An verschiedenen Orten brauchen unsere Bauern, statt heute zu sagen, das alte Wort anet oder anuit von dem zerstümmelten Lateinischen hac nocte.) Dieses ist der Stil, dessen sie sich bey ihren Verordnungen und Zusammenberufungen bedienten; sie halten die Nacht für älter als den Tag." (Caesar VI, 18. Tacit. Germ. c. II.)

Weil die Nacht den Göttern geheiligt war, so gabe man ihr den Vorzug vor dem Tag. Und weil bey den bürgerlichen Versammlungen gewöhnlich ein Opfer vorhergieng, so ließ man sie gewöhnlich alle vor die Nacht ansagen. So befiehlt das Salische Gesetz, daß der Herr eines Sclaven, den er wegen eines Verbrechens angeklagt hat, ihn in dem Termin von sieben Nächten stellen muß. Die Franken beobachte-

ten noch in dem neunten Seculo diese Gewohnheit. Man siehet dieses in den Capitularien Carls des Großen, und Ludwig des Frommen, wo befohlen ist, daß die persöhnlichen Citationen, in sieben, vierzehen, oder vier und zwanzig Nächten, nach der Vorforderung vor Gericht zu erscheinen, gegeben werden sollten. (Apud Lindenbrog. p. 332. Tit. XLII. Capit. Carol. Mag. et Ludov. Pii lib. III. Tit. 45. p. 880. et in Leg. Long. Lib. II. Tit. 43. p. 641.)

Diese Art zu rechnen, hatte ihren Ursprung daher, daß, wie wir eben gesagt haben, die bürgerliche Versammlungen der Celten mit einem Opfer ihren Anfang nahmen, oder mit irgend einer andern Andachts-Uebung, die, der Gewohnheit dieser Völker gemäß, während der Nacht vorgenommen werden muste. Aus dem Tacitus ist offenbar, daß die Völker von Deutschland beständig die Nacht wählten, ihre feyerliche Feste und ihre heilige Mahlzeiten zu halten, ihre Lobgesänge zu singen, ihre Gebete und Opfer zu bringen, und mit einem Wort, sich aller Pflichten zu entledigen, welche zu dem gehören, was man den äußerlichen und öffentlichen Dienst der Gottheit nennet. (Tacit. Ann. l. 65. Hist. IV. 14.)

Loccenius hat in seinen Schwedischen Alterthümern bewiesen, daß dieser Gebrauch sich über alle Nordische Völker erstreckt habe, und man darf gar nicht zweifeln, daß sich solcher vor Alters durch ganz Europa verbreitet habe. Hier sind einige Beweise, welche wir Gelegenheit hatten, in dem vorhergehenden Buch anzuführen. „Die Celtiberier und die

Völker, welche auf der Mitternachtseite ihre Nachbarn waren, wählten die Nacht des Vollmonds, einen Gott ohne Nahmen zu verehren, und sie brachten diese Nacht mit Tanzen zu, und vergnügten sich mit ihren Verwandten ausserhalb der Thoren. Die Thracier begiengen auch des Nachts das Fest ihres Cotis, oder Sabacius. Aus diesem Grund verbannten die Athenienser den Dienst dieses Gottes, aus ihrer Stadt. Nächtliche Zusammenkünfte, waren ihnen aus verschiedenem Betracht verdächtig; aber wenn sie gleichförmig hätten handeln wollen, so hätten sie auch die Eleusinische Geheimniße abschaffen müßen, welche, da sie aus Thracien zu ihnen gebracht worden, auch des Nachts, bey dem Schein der Fackeln gefeyert wurden. Es ist dieses noch über das, der nehmliche Grund, warum einige den Sabacius der Thracier, mit dem Bachus der Griechen verwechseln, den man Phenaces, Phausterius, den Gott der Fackeln, oder Nictenius, den Nachtgott, nannte, weil seine Geheimniße des Nachts gefeyert wurden. (Ioh. Loccenii Antiquitates Sueco-Gothicae. cap. 4. p. 24. Etymol. magn. p. 609.)

Es war zu Rom eine alte Gewohnheit, daß die verheurathete Frauenzimmer der Stadt, jährlich einmal ihre Andacht, zu Anfang des Frühlings, in dem Walde bey Aricien verrichten musten. Sie giengen dahin an dem Tage, den man Regifugium nannte. Der alte römische Calender, den Heinsius zu seinem Ovid hat drucken lassen, setzet die Flucht Tarquins des Hochmüthigen und den Anfang des Frühlings auf den 22ten February. Die Gewohn-

heit

heit erforderte, daß sie sich des Nachts dahin begaben, und daß jede Hauß-Mutter, der Diana eine brennende Fackel mitbrachte. Macrobius bemerket auch, daß, wenn die Aborigener ihrem Dis Opfer brachten, sie brennende Lichter auf die Altäre setzten. Denn, obgleich die Celten gewöhnlichermaßen ihre Religions-Versammlungen bey Mondschein hielten, so unterließen sie doch nicht, daß nicht jeder sein Licht, oder seine brennende Fackel mit dahin brachte, welche sie vor den Baum, vor die Quelle oder den Stein, welcher der Gegenstand ihres Dienstes war, hinsetzten. (Macrob. Saturn. lib. I. c. 7.)

Dieser Mißbrauch muß sich sogar noch nach der Annahme des Christenthums, in Gallien und Deutschland erhalten haben, weil wir noch eine große Zahl von Kirchen-Gesetzen und Staats-Verordnungen haben, welche ihn verdammen. Eine Verordnung Carls des Großen enthält folgendes. „In Absicht auf die Bäume, Steine und Quellen, wo einige Thörichte hingehen, Lichter anzuzünden und andern Aberglauben zu treiben, verordnen wir, daß dieser so strafbare und in den Augen Gottes so abscheuliche Mißbrauch abgeschaft, und allenthalben, wo man ihn eingeführt findet, zerstöhrt werde.“ Hier ist noch eine andere des nehmlichen Inhalts. „Wenn sich in einem Kirchspiel Unglaubige finden, welche Fackeln anzünden, und den Bäumen, Quellen und den Steinen einen Religionsdienst leisten, so soll der Priester, welcher diesen Mißbrauch zu bessern unterläst, wissen, daß er sich dadurch eines wahren Verbrechens schuldig macht.“ Es heist

auch in einem Canon der Sammlung Burchards, Bischoffs zu Worms: „Ihr habt euch zu einer Quelle, auf einem Creuzweg, unter einem Baum oder für einen Stein begeben, und da habt ihr, aus Hochachtung dieses Orts, ein Licht oder eine Fackel angezündet. (Capit. Carol. Mag. Lib. I. Tit. 64. lib. 7. Tit. 236. Keysler p. 14. Burchard. Collect. lan. lib. X. c. 32. lib. XIX. p. 270. Hagemberg Diss. VIII. Keysler, 13. 14. 16. 18. sq. Lindenbr. Glossar. p. 1357. 1390.)

Die christliche Kirche hatte Ursache, diesen Aberglauben zu verdammen, weil er einen Theil des heydnischen Aberglaubens ausmachte. Diß war ein heiliger Dienst, welchen die Abgötterey den Bäumen, Quellen und Steinen erwieße, die man als ein Bild oder einen Sitz der Gottheit ansahe. Aber im übrigen war es ganz natürlich, daß die Leute, welche zu Nachtzeiten auf die Felder und in die Waldungen giengen, ihr Gebet zu verrichten, sich nicht ohne Lichter dahin begaben. Was hier am sonderbarsten vorkommt, ist, daß die christliche Kirche, welche ihre Versammlungen bey hellem Tage hielt, kein Bedenken trug, zu erlauben, und sogar zu befehlen, daß die Neubekehrten dem Herrn die Wachskerzen opfern sollten, welche sie ihrer Gewohnheit nach ehemals ihren Götzen opferten. (Concil. Nannet. apud Lebbæum Tom. IX. p. 474. et apud Keysler p. 15. Baluz. Capit. Tom. I. p. 956. et ap. Keysler p. 14. 15.)

Wir werden uns nicht zu weit von unserm Gegenstand entfernen, wenn wir anmerken,

ken, daß die Gewohnheit, welche die Celtische Völker hatten, sich des Nachts zu versammlen, ihrer Gottheit zu dienen, der Ursprung einer eben so alten, als in dem Geist des gemeinen Manns eingewurzelten Fabel ist, nemlich, von der Zusammenkunft der Zauberer, oder der nächtlichen Versammlung der Hexen. Als die christliche Religion, in Gallien und Deutschland, öffentlich eingeführt war, so stahlen sich diejenigen Leute, welche an der alten Religion hängen blieben, des Nachts heimlich hinweg, um sich in die Versammlungen zu begeben, welche auf den Feldern und in den Waldungen gehalten wurden. Wir werden an seinem Ort sehen, daß der Dienst selbst, den man der Gottheit in diesen Versammlungen leistete, in Opfern, Tanzen, Wahrsagungen und andern zauberischen Ceremonien bestanden. Die Druiden, welche diesen Aberglauben regierten, rühmten sich ausserdem, daß sie Wahrsager wären, welche das Gegenwärtige, Vergangene, und Zukünftige wüßten, nebst allem, was die Natur am verborgensten hielt; welche das Geheimniß hätten, die Seelen zu beschwören, die Menschen in Thiere zu verwandeln, und die ganze Natur durch ihre Kunst und Zaubereyen umzukehren. Dieses alles gab den wenig erleuchteten Christen Gelegenheit, daß sie die Heyden, welche noch in dem Lande waren, beschuldigten, daß sie Hexenmeister wären, welche die Luft durchstrichen, auf Besen ritten, nächtliche Versammlungen mit dem bösen Geistern hielten, mit Ceremonien um den Teuffel herumtanzten, der ihnen erschien, und ihre Ehrenbezeugung unter der Gestalt eines Bocks annähme.

Das wunderbarste hierbey ist, daß jederman, selbst die christliche Geistlichkeit, diesen Gedichten Glauben beymaß. Dieses siehet man aus verschiedenen alten Canonen, welche Keysler zusammen getragen hat, und welche den Glaubigen sehr ernstlich verbieten, sich zu den Zauberversammlungen zu begeben, und an den Weißagungen, den Zaubereyen und magischen Gebräuchen, theil zu nehmen, die die Zauberer daselbst vollbrachten, in der Absicht, von dem Teufel Einsichten, oder Reichthümer zu erlangen, welche ihnen die göttliche Vorsehung verweigert hatte. (Gulathings Lagen Kristendoms balk cap. I. apud Keysler p. 89. Burchard lib. I. c. 94. Du Fresne in Glossar. Tom. II. p. 92. Keysler p. 90. Burck. p. 333.)

Um nun auf unsere Materie zurückzukommen, so ist es schwer, die Gründe aufzusuchen, welche die Celten haben konnten, ihren Dienst bey Nacht zu halten. Nächtliche Versammlungen haben etwas befremdendes und gefährliches, und schicken sich vor Niemand, als etwa für Kirchen, welche keine freye Religions-Uebung haben. Aber diese Gewohnheit, sich bey der Nacht zu versammlen, muste vornemlich denen Völkern verdrießlich vorkommen, die, weil sie ihre Geheimnisse in freyer Luft und entfernt von ihrer Wohnung, hielten, lange Strecke Wegs bey Nacht gehen, und solche bey Mondenschein hinbringen musten. Wir müßen bekennen, daß es Mühe kostet, zu begreifen, wie eine so außerordentliche Gewohnheit, sich bey den Celten habe einschleichen, und eine so lange Folge von Jahrhunderten erhalten können, und dieß um so viel mehr, weil man nichts in ihrer

Religion

Religion findet, was zum Grund dieses Gebrauchs dienen könnte.

Julius Cäsar sagt zwar schon in der angeführten Stelle, „daß die Gallier sich vor Abkömmlinge von dem Gott Dis hielten, und daß sie aus diesem Grund, die Zeit nach der Zahl der Nächte, und nicht der Tage rechneten.“ Aber es ist offenbar, daß Julius Cäsar, bey dieser Gelegenheit, den Dis der Griechen und Lateiner, mit dem Dis der Gallier verwechselt hat. Die Römer opferten des Nachts dem Pluto, und den andern Gottheiten, welche die Herrschaft des Reichs der Finsterniß hatten. Statt dessen, war der Dis der Gallier das höchste Wesen, der allgemeine Geist, der Schöpfer der Welt und des Menschen. Man setzte ihn in das Valhalla, das heist, in die Wohnung der Herrlichkeit und Glückseligkeit.

Warum heiligten die Celten die Nacht dem Dis, eher als den Tag? Wir müssen gestehen, daß wir es nicht wissen, oder daß wir wenigstens nichts gewisses davon sagen können; und wenn wir bedenken, daß ein so ungewöhnlicher Gebrauch, ehemals allen Europäischen Völkern gemein war, so führt uns diese Uebereinstimmung natürlich auf die Gedanken, zu glauben, daß sie ihn alle von einem Ort erhalten haben, und daß sie ursprünglich eine und ebendieselbe Nation gewesen sind.

Wenn es erlaubt ist, Muthmaßungen vorzutragen, so haben wir hier Gelegenheit dazu. Wir glauben also, erstlich: daß diese Gewohnheit, von der alten Lebensart der Celtischen

Völker

Völker herkomme. Dieses waren Schäfer, welche ihre Heerden sonst nicht verlassen, noch sich an einem Ort versammlen konnten, als zur Nachtzeit. Zweytens, was am meisten beytrug, diese Gewohnheit einzuführen, war, daß die nächtliche Versammlungen den Wahrsagereyen und Zauberhandlungen sehr günstig waren, welche das Wesentliche der Religion der Celten ausmachten. Diese Völker würden sehr lobenswürdig gewesen seyn, wenn sie die Einsamkeit und Stille gesucht hätten, um die Gottheit, ohne einige Zerstreuung, und in einer vollkommenen Selbstgelassenheit anzubeten. Aber, da sie ihre Religions-Versammlungen, weit von den Städten und Dörfern, in einsamen und öden Orten hielten, damit die Gottheit, welche nach ihren Vorstellungen, blos ihre eigene Werke erfüllte, einen offenen und freyen Zugang haben, und ihre Wirkung durch keine fremde Ursachen gestöhret werden möchte, so entstunde daraus der Aberglaube, die Nacht zum Dienst der Götter zu wählen, weil sie sich einbildeten, daß diejenige Zeit, wo die Natur in einer Art von Stille ist, die geschickteste sey, die Stimme der Gottheit zu hören, und die Zeichen und Erinnerungen wahrzunehmen, welche sie dem menschlichen Geschlechte ertheilte. Die Zauberer unternahmen ihre Geschäffte auch nicht eher, als in der Nacht, wo die verdorbene Einbildungskraft, Gespenster und Schatten zu sehen glaubt, welche, sobald der Tag anfängt sich zu zeigen, verschwinden.

Die nächtliche Versammlungen waren wirklich für die Betrügereyen der Priester sehr vortheilhaft, als welche dem Volk allerley vorspiegel-

spiegelten, und es Dinge überredete, die nicht waren. Aber weil sich die Celten des Nachts auch noch vor der Betrügerey ihrer Priester versammleten, so glaube ich nicht, daß die Wahrsagerey und magischen Ceremonien etwas beygetragen haben, die Gewohnheit, sich des Nachts zu versammlen, in Aufnahme zu bringen. Dieser Gebrauch kam unstreitig von der alten Lebensart dieser Völker her, und gieng zurück bis auf die erste Zeiten, da Menschen auf der Welt waren. Ich werde dieses anderwärts beweisen. Aber die Wahrsagungen und zauberischen Ceremonien, welche die Betrügereyen der Priester in Gang brachten, kamen erst lang nach diesen alten Zeiten auf. Was das meiste dazu beygetragen hat, den Gebrauch, sich des Nachts zu versammlen, um Religionshandlungen vorzunehmen zu befestigen, ist, meiner Meynung nach, dieses: erstlich, weil sich die Celten in die Nothwendigkeit versetzt sahen, um sich die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen, ihre Heerden des Tags auf die Waide zu führen, auf die Jagd der wilden Thiere zu gehen, deren Fell sie bedecken konnte, u. s. w. so blieb ihnen keine Zeit übrig, sich bey Tage zu versammlen, um die gemeinschaftliche Religionsübung vorzunehmen: Zweytens, die Stille und Finsterniß der Nacht scheinen die Versammlungen erhabener zu machen, um denjenigen, welche sich versammleten, die Gottheit anzubeten, eine heilige Ehrfurcht einzugeben, die sie in den Gebeten weniger zerstreuen ließ. So ist, wie ich glaube, der Ursprung der nächtlichen Versammlungen. Aber ich glaube nicht, daß dieses zu dem andern Gebrauch, nemlich nach Nächten und nicht nach Tagen zu rechnen, Gelegenheit gegeben habe.

Der

Der Ursprung dieser zweyten Gewohnheit muß vermuthlich daher kommen, daß vor der Schöpfung der Welt, vor der Schöpfung der Sonne und Sterne, die Finsterniß die Oberfläche des Abgrunds bedeckte. Eben deswegen setzt Moses die Nacht stets zuerst, das ist vor dem Tag, und aus Abend und Morgen ward der andere Tag. u. s. w. 1 B. Mos. 1, 5. 8. 13. 19. 23. 31.

Es scheint nicht, daß die Celten die Monathe und Jahre, in Wochen abgetheilt haben, noch daß sie einen Tag von jeder Woche, dem Dienst ihrer Götter besonders geweyhet haben. Aber gewiß ist, daß sie gewöhnlich den Mondschein zu ihren öffentlichen und feyerlichen Versammlungen gewählt haben. So versammleten sich die Celtiberier und die Völker, welche auf der Nordseite ihre Nachbarn waren, des Nachts, zur Zeit des Vollmonds, einen Gott ohne Namen zu verehren, und brachten die ganze Nacht mit Tanzen zu, und sich mit ihren Familien ausserhalb den Thoren zu ergötzen.

Der nehmliche Gebrauch war auch bey den Deutschen eingeführt. „Außer unvermutheten Zufällen, sagt Tacitus, hielt man keine Hauptversammlung, als auf die gesetzten Tage. Es war dieses die Zeit des Neu- oder Voll-Mondes, welche sie für die glücklichste hielten, die Geschäffte anzufangen. Wenn sie den Göttern den Tag des Neuen- oder Voll-Monds heiligten, so glaubten sie, daß diese Tage die schicklichsten wären, wichtige Geschäffte vorzunehmen, weil die Gottheit dem Dienst

und den Gebetern ihrer Verehrer, alsdann am günstigsten war, und auf eine vorzügliche Art ihren Rathschlüssen beystünde. (Tacit. Germ. Cap. II.)

Die Gallier hielten auch ihre Versammlungen bey Mondschein. Das ist die Ursache, warum sie ihre Monathe und Jahre, nicht davon an rechneten, was wir eigentlich den Neumond nennen, sondern, von dem Tage an, wo derselbe ein hinlängliches Licht verbreitet, ihnen zu leuchten, wenn sie in ihre Heiligthümer giengen, oder von da zurückkamen. „Die Druiden, sagt Plinius, sammelten die Mistel der Eiche, den sechsten Tag des Mondes ein, und von diesem Tag an rechneten sie den Anfang ihrer Monathe, Jahre und Secula, welche, bey ihnen, dreyßig Jahre ausmachten. Sie gründen diese Gewohnheit darauf, daß alsdenn der Mond schon Kraft genug habe, ob er gleich die Hälfte seiner Grösse noch nicht erreicht habe." (Plin. XVI. c. 44. Die Indier rechnen beynahe auf die nehmliche Art. Curtius Lib. VIII. c. 9.)

Diese Art zu zählen, hatte ihren Ursprung nicht aus der alten Astronomie, als welche den Neumond nicht von seiner Vereinigung mit der Sonne berechnete, oder wenn er aus den Strahlen der Sonne herausgieng, sondern von dem Tage an, wo er anfieng sichtbar zu werden, dieses geschieht aber vor den sechsten Tage.

Noch weniger können wir die Muthmassung derjenigen billigen, welche geglaubet haben, daß die Gallier irgend ein Geheimniß in der Zahl Sechs gefunden hätten, weil sie solche als die hei-

ligste unter aller ansähen, und ihren Aberglauben so weit trieben, daß sie, um solcher Ehre zu erweissen, die Ordnung der Monathe, Jahre, und Seculen verkehrten. (Religio des Gaulois Lib. I. p. 40.)

Die Worte des Plinii zeigen vielmehr an, daß die Gallier auf einen den Astrologen und Zauberern sehr gewöhnlichen Aberglauben verfallen waren, welche sich einbildeten, daß die Mistel der Eiche und andere Pflanzen mehr Kraft hätten, wenn sie unter gewissen Stellungen der Gestirne, und unter gewissen Mondsbrüchen eingesammelt würden. Aber diese Worte haben einen weit einfachern und natürlichern Verstand. Die Gallier, wenn sie ihre Versammlungen bey Mondschein hielten, fiengen solche an dem Tage an, an dem er schon Kraft genug hatte, das ist, wenn er Licht genug hatte, ihnen zu leuchten. Aller Wahrscheinlichkeit nach, dauerten diese Versammlungen die ganze Zeit des Vollmonds, und vielleicht bis auf das letzte Viertheil fort; doch so, daß die Tage des neuen, und vollen Monds die herrlichsten und feyerlichsten waren. Der sechste Tag des Monds, war also der Anfang der Monathe und der Jahre, weil dieses der Tag war, an dem die öffentlichen und Religions-Feyerlichkeiten anfiengen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Art, den Anfang des Monaths, von dem sechsten Tage des Mondes an zurechnen, den Deutschen und Galliern gemein war, und daß eben deswegen, weil diese Völker ihren Göttern gewisse Tage des Monds heiligten, sie auch diese Tage als die vortheilhafteste Zeit ansahen, nicht

nur

nur zu wichtigen Ueberlegungen, sondern auch zu allen Arten von Unternehmungen. Z. E. die Druiden wollten, daß man an gewissen Tagen des Monds die Frucht der Eiche einerndten, und die nehmliche Vorsicht gebrauchen sollte, die Schlangen-Eyer zu sammlen, denen sie einen grossen Nutzen zuschrieben. Man siehet auch, daß die Prophetinnen, welche Ariovist bey seiner Armee hatte, ihm versicherten, daß die Deutschen zuverläßig würden geschlagen werden, wenn sie nicht das neue Licht abwarteten, den Römern eine Schlacht zu liefern. (Plin. XXIX. 3. Plutarch. Caes. 1. 717, Dio Cass. Lib. XXXVIII.. p. 90. Clem. Alex. Strom. Lib. I. c. 15. Die Lacedämonier hatten den nehmlichen Aberglauben. Puusan. Attic. p. 68.)

Ausser diesen gewöhnlichen Versammlungen, welche die Celten an gewissen Tagen des Monds hielten, hatten sie auch andere feyerliche Feste, welche alle Jahr zur nehmlichen Zeit gehalten wurden. Wir haben Gelegenheit gehabt, verschiedene davon, in den vorhergehenden Büchern zu nennen; Z. E. ein Fest, wobey Walfahrten und andere Ergötzlichkeiten gehalten wurden, welches die Teutschen und der mehreste Theil der andern Europäischen Völker, zur Ehre der Erde feyerten; ein Fest, welches die Thracier Cotitia und Bendidia nannten, nach dem Nahmen der Götter, denen es zur Ehre gefeyert wurde. Es hatte mit den Bachanalien der Griechen eine grosse Aehnlichkeit, und war gar nicht von dem unterschieden, was andere Thracier, unter dem Namen Sabazia feyerten; das jährliche Fest, welches die Einwohner von Gevaudan zu feyern und drey Tage lang auf

den Berg Helanus zu gehen pflegen; und auch noch dasjenige Fest, welches die Angel-Sachsen im Monat April, zur Ehre der Göttin Eostra feyerten.

Das feyerlichste unter allen diesen Festen aber war dasjenige, welches man zu Anfang eines jeden Frühjahrs feyerte, und bey welchem sich ganze Nationen durch ihre Abgesandten einfanden, um sich über die Bedürfnisse des Staats zu berathschlagen. Dieses wurde allenthalben von allen Scythischen und Celtischen Völkern gefeyert, es sey nun, daß es entweder dem Gott Teut oder Odin geheiligt gewesen, der dem Krieg nach der Lehre dieser Völker vorstund, oder daß der gewöhnlichste Gegenstand der Versammlung darinnen bestanden, daß sie bestimmten, auf welche Seite man dieses Jahr hindurch den Krieg spielen wollte. Andere nannten es, das May-Lager weil es ordentlicher Weise in diesem diesem Monat gehalten wurde. (Vita Sancti Remigii ap. du Chesne Tom. I. p. 525. Siehe auch Keysler und die Schriftsteller welche er anführt, pag. 87. Vita Sancti Remigii, ibid. Siegebert ad An. 662. Eginhard vit. Caroli M. c. 1. pag. 9. Paul. Diac. Rer. Longob. Lib. III. cap. 18. Hotoman. Franco-Gall. p. 138.)

Drey Stücke unterscheiden diese Feyerlichkeit vornehmlich von andern. Zum ersten war dieses das Fest ganzer Nationen, und nicht das Fest der Cantonen, welche sich, wahrscheinlicher Weise, einige Zeit vorher versammleten, um ihre Befehle den Abgesandten, die sie zur allgemeinen Versammlung abschickten, zu geben. Zum

andern,

andern schlachtete man da Menschenopfer für die Wohlfahrt und den glücklichen Erfolg des Feldzugs, den man im Begriff war zu unternehmen. „ Unter den Göttern, sagt Tacitus, dienen die Deutschen vornehmlich dem Merkur, sie glauben so gar, daß es erlaubt sey, ihm, an gewissen Tagen Menschenopfer zu bringen.“ Die Zeit, wenn es erlaubt und gar befohlen war, diese grausamen Opfer zu bringen, war derjenige der allgemeinen Zusammenkunft. Man siehet dieses aus einer andern Stelle des Tacitus, die wir schon angeführt haben. „ Alle Semnonische Völker versammlen sich zu gewissen Tagen, durch ihre Abgesandte, in der Mitte eines heiligen Walds, die abscheulichen Ceremonien ihres barbarischen Dienstes zu begehen, deren erste ist, einen Menschen öffentlich zu opfern.“ (Tacit. Germ. 9. Ibid. 30.)

Vielleicht müssen wir dasjenige, was Julius Cäsar von den Galliern sagt, auf die nehmliche Gewohnheit ziehen: Publiceque ejusdem generis habent instituta sacrificia. Diese Opfer welche die Gesetze billigten, wurden öffentlich in der Versamlung des Volks geopfert, und dieses ist, im Vorbeygehen zu bemerken, auch der Grund, warum ihre obrigkeitliche Aemter nicht länger, als nur eine Jahrsfrist dauerten. Man erneuerte sie zu Anfang eines jeden Jahrs, bey der allgemeinen Versammlung. Wir haben oben gesehen, daß bey einem jährlichen Fest, welches die Scythen ihrem Mars zu Ehren feyerten, sie, unter andern Opfern, den hundertsten der Gefangenen, welche sie in dem Krieg gemacht hatten, opferten. Wir dürffen nicht daran zweifeln, daß dieses Fest nicht die Haupt-Versamm-

lung gewesen sey. (Cæsar VI. 16. Ibid. I. 16. VII. 32.)

Endlich so war auch das Lager des Mars vorzüglich vor allen andern Festen der Celten, eine Zeit der Freude und des Wohllebens. Da die Ehrenstellen in der Versammlung ausgetheilt und alle Sachen durch die Mehrheit der Stimmen hier entschieden wurden, so ersparten die grosse Herrn weder Schmeicheleyen noch Unkosten, sich Stimmen zu erwerben, und die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren; und weil das grose Mittel, einen Celten zu gewinnen, darinnen bestund, ihm Lustbarkeiten zu verschaffen, und zu trinken zu geben, so hielten der Adel und die Vornehmsten einer Partey, so lang diese Feyerlichkeit dauerte, offene Tafel.

Man wird sich gewiß nicht irren, wenn man zu diesem Fest auch dasjenige rechnet, was Herodotus sagt, „daß jeder Oberste einer Provinz jährlich eine Mahlzeit gegeben habe, bey welcher sich alle brave Leute eingefunden hätten. Die tapfern wurden vorzüglich geliebkoset und geschmeichelt, weil unter einem so kriegerischen Volk, die Stimme eines Kriegers, gewöhnlich die Stimme der ganzen Versammlung nach sich zog. (Herodot. IV. 66.)

Die Römer feyerten zu Anfang eines jeden Frühjahrs, gleichfalls ein altes Fest, welches das nehmliche zu seyn scheint, als dasjenige wovon wir eben geredet haben. Erstlich war es dem Vater Dis geheiligt, welches der Teut oder Mars der Celten war. Zweytens, opferte man hierbey diesem Dis Menschenopfer, und nachdem diese bar-

bari-

barischen Opfer abgeschaft worden, so behielt man doch ein Bild davon bey, indem man in die Tieber Strohmänner warf. Drittens, fiele dieses Fest beynahe auf eben den Tag des Mondes, an welchem die Celten ihre Versammlungen hielten. Dionys von Halicarnaß hat diese Anmerkung gemacht: „Man wirft diese Menschen-Gestalten, kurz darnach, wenn Tag und Nacht im Frühjahr einander gleich sind, in die Tieber, auf den Tag, welchen die Römer Idus Maji nennen, und wo sie sagen, daß der Mond, wenn er zur Helfte seiner Grösse gelanget sey, den Monath in zwey gleiche Theile theile. (Dionys. Halic. I. 30. Euseb. Praep. Ev. Lib. IV. cap. 16.)

Wir brauchen hier nicht anzumerken, daß man ausser den Festen, welche bey allen Celten gehalten wurden, auch noch andere hatte, welche nicht so allgemein waren, sondern nur in gewissen Gegenden gefeyert wurden. Es verhielt sich, in diesem Betracht, mit den Celten, wie mit allen andern Völkern, wo jede Provinz, jede Stadt, in ihren glücklichen Begebenheiten einen Beweggrund zu einer Feyerlichkeit findet. So feyerten die Einwohner der Insel Thule, alle Jahr im Monath Januarius ein grosses Fest, woran sie sich wegen der Wiederkunft der Sonne freuten, welche nach einigen Tagen an ihrem Horizon erscheinen sollte. (Procop. Lib. II. cap. 15.)

Wir finden auch noch, daß man Feste hatte, welche erst nach Verflieſſung einiger Jahre wieder kamen. Z. E. dasjenige, an welchem die Celten Boten an ihrem Zamolxis schickten, wurde alle fünf Jahre gefeyert. Die nordischen Völker hatten gleichfalls ihr grosses Juul, das heist,

ihr grosses Fest, welches von neun Jahren zu neun Jahren gefeyert wurde, und während welchem man den Göttern neun und neunzig Menschen, mit einer gleichen Zahl Pferde, Hunde und Hahnen, opferte. Wir werden weiter nichts von den Festen der Celten reden. Eine weitere Ausführung würde dem Leser nur verdrießlich fallen, weil diese Feste alle auf die nehmliche Art gefeyert wurden, nur mit dem einigen Unterschied, daß man einige hatte, wobey es nicht gewöhnlich war Menschen zu opfern. Es ist nun nichts mehr übrig, als nur noch etliche Anmerkungen hinzuzufügen, welche an sich zwar von geringer Erheblichkeit sind, sich aber mittelbar auf den Gegenstand, von dem wir handeln, beziehen. (Keysler p. 159. Ditmarus de Danis Edit. Leibnitz. T. I. p. 327. Keysler p. 326.)

Die erste ist: Varro hatte bemerkt, daß bey den Ombriern, welches ein Gallisches Volk waren, der Tag seinen Anfang zu Mittag hatte und bis den andern Mittag währte. Sie giengen hierinnen von der Gewohnheit der andern Celten ab, als welche ihre Tage eben so wie die Athenienser, von dem Untergang der Sonne an rechneten. Wir können unterdessen daraus nicht schliessen, daß die Athenienser diesen Gebrauch von den Celtischen Völkern sollten entlehnet haben. Er war auch bey den Juden festgesetzt, daß sie stets den Anfang ihres Sabbaths, und die andere Tage der Woche, auf den Untergang der Sonne setzten.

Wir kennen keine einzige Nation, welche in den ersten Zeiten, nicht nach Monathen, wenigstens nach dem Lauf des Monds rechneten; so daß der Tag

mit

mit Untergang der Sonne, und dem Augenblick, wo der Mond den Himmel erleuchtet, sich anfienge.

Die zweyte ist: Joseph Scaliger hat aus den Worten Plinii, welche wir oben angeführt haben, geschlossen, daß die Jahre der Gallier Monden-Jahre gewesen. In der That, ist die Stelle eine von den deutlichsten. „Die Gallier setzen den Anfang der Monathe, der Jahre und Secula, auf den sechsten Tag des Monds.“ (Scalig. de Emend. Temp. 172.)

So gründlich diese Anmerkung ist, so konnte sie doch von dem Vater Petav nicht ungetadelt bleiben, der sonsten zwar ein grosser Mann war, aber es noch weit mehr würde gewesen seyn, wenn er nicht in den Fehler gefallen wäre, bey tausend Gelegenheiten einen Gelehrten zu tadeln, dessen Arbeit er vielleicht mehr, als jemand benutzt hat. „Obschon die Jahre und Secula der Gallier Monden-Jahre waren, sagt der Vater Petav, so hindert dieses doch nicht, daß sie nicht auch ein bürgerliches Jahr haben konnten, das sich nach dem Lauf der Sonne richtete.“ Dieses würde Scaliger keinesweges streitig gemacht haben. Aber es kommt hier nicht darauf an, die Möglichkeit der Sache zu beweisen, sondern man muß entweder beweisen, daß die Gallier in der That ein bürgerliches Jahr gehabt haben, welches sich nach dem Lauf der Sonne gerichtet hätte, oder man muß die Bemerkung des Scaligers annehmen. Die dritte Anmerkung: Tacitus sagt in seiner Beschreibung von Deutschland, daß die Deutschen das Erdreich zu nichts brauchen, als Getraid darauf zu säen, und daß sie, aus diesem Grund, das Jahr nicht in

eben so viele Jahrszeiten theilen wie wir. Sie kennen den Winter, den Frühling, den Sommer, sie haben Nahmen sie zu bezeichnen. Aber was den Herbst anlangt, so sind sowohl sein Nahme, als seine Geschenke ihnen gleich unbekannt. Diodor von Sicilien sagt das nehmliche von den Egyptiern, weil ihre Landschaft eben so wenig Weinwachs hatte, als das alte Deutschland. Der Herbst hat in der Sprache der Angel Sachsen einen eigenen Nahmen. Die Engelländer haben das Wort Autumno von den Lateinern entlehnet. Ihre Sprache erlaubt ihnen blos eine Umschreibung, the fall of the leaf, der Abfall der Blätter. In den Sprachen der Deutschen bedient man sich des Worts, herbest, herbzst, hervest, welches die Erndte oder die Einsammlung des Getraids bedeutet. (Remarq. sur la Germanie de Tacite, par M. l'Abbe de la Bletterie p. 172. Diod. Sic. Lib. I. cap. 7.) Man hat indessen Grund zu befürchten, daß sich Tacitus bey dieser Stelle geirret haben mag. Es scheinet zum wenigsten, vermöge der alten Gesetze, daß die Angel-Sachsen einen Nahmen hatten, den Herbst zu beschreiben, welchen sie Hoerfeste nannten. Man findet so gar, daß die Bajurier die Jahre nach der Zahl der Herbste, so wie sie die Angel-Sachsen mit allen andern nordischen Völkern nach den Wintern rechneten. Um z. E. zu sagen, daß ein Mann dreyßig Jahr alt sey, sagten sie, er hat dreyßig Herbste oder dreyßig Winter gelebt. (Alfredi Reg. Anglo-Sax. cap. 39. apud Lindenbr. in Glossar. p. 1361.)

Viertes Hauptstück.

Von den heiligen Personen der Celten.

Wir müssen in diesem Capitel, von den Dienern der Religion der Celten, von den Verrichtungen, von dem Ansehen, worinn sie stunden, und von den Freyheiten, welche sie genossen, reden. Diese Materie, welche eine von den wichtigsten ist, ist durch eine Menge neuer Schrift-Steller abgehandelt worden. Allein, die meisten von denen, welche wir zu sehen Gelegenheit hatten, haben viele wesentliche Stücke ausgelassen; es scheint auch, daß sie sich zu viel bey Kleinigkeiten aufgehalten haben, z. E. bey dem Ursprung des Worts, Druide, bey der Form und Farbe ihrer Kleider, und bey andern nichtsbedeutenden Fragen. Wir werden, von diesem allem, am Ende des Capitels, ein paar Worte sagen. Hier aber halten wir für schicklich, den Anfang mit dem Wesentlichen in dieser Materie, zu machen. Wir wollen also in gehöriger Umständlichkeit von den Verrichtungen und Ordens-Regeln der Priesterschaft bey den Celten, und zugleich von dem grossen Ansehen, welches sie besassen, handlen. Wenn Julius Cäsar, von dem Unterschied, der zu seiner Zeit, zwischen der Lebensart der Gallier und Deutschen angetroffen wurde, redet, so sagt er, „daß diese keine Druiden hätten, welche dem Dienst der Gottheit vorstünden, und daß sie nichts auf die Opfer hielten.“ Dieses ist ein deutlicher Beweiß, daß Julius Cäsar die Deutschen nicht genau

nau gekannt hat. Selbst daraus, daß sie eine Religion hatten, ist offenbar, daß sie auch eine Form des äusserlichen Dienstes, Opfer, Ceremonien und Priester haben musten, welche nicht nur Diener der Religion waren, sondern auch die Lehren, worauf dieser Dienst gegründet war, in ihrer Gewalt hatten. Tacitus und Strabo, welche weit besser als Cäsar davon unterrichtet waren, wusten, daß die Deutschen eben so, wie die Gallier, ihre Priester und Wahrsager hatten. Wir werden auch in der Folge dieses Capitels sehen, daß die Priesterschaft, nicht nur in Gallien und in Deutschland, sondern auch bey allen Scythischen und Celtischen Völkern, einerley Einrichtung hatte, doch mit dem Unterschied, daß, weil die Gallier feiner und gesittteter waren, ihre Druiden auch, in allem Betracht, die Priesterschaft der andern Völker übertrafen, welche noch in der dümmsten Barbarey begraben lagen.

Einige Ausleger glauben den Julius Cäsar dadurch zu rechtfertigen, wenn sie seinen Worten folgende gezwungene Erklärung geben: Sie behaupten nemlich, daß seine Worte nichts anders sagen wollten, als daß der Nahme der Druiden den Deutschen unbekannt gewesen wäre. Das heißt, in der That nichts anders, als sagen, was ein Schriftsteller hätte sagen sollen, nicht aber, was er gesagt hat. Man braucht die Stelle blos zu lesen, um sich zu überzeugen, daß sie einen ganz andern Sinn hat. Julius Cäsar, der von den Deutschen nur aus sehr schlechten Nachrichten redet, hat geglaubt, daß sie weder Priester noch Opfer gehabt hätten, und daß ihr ganzer Dienst sich nur auf einige Gebete eingeschränkt hätte, welche sie, entweder

an das Feuer, welches auf ihren Herden brennte, oder an die Sonne und den Mond, richteten, wenn sich diese Gestirne am Horizont zeigten.

Die Verrichtungen der Priester bey den Celtischen Völkern, können auf fünf bis sechs Haupt-Puncte gebracht werden.

Die Druiden waren zum ersten, die Diener des Gebets, der Opfer, der Ceremonien, und überhaupt des ganzen äusserlichen Dienstes, den das Volk der Gottheit leistete. Dieses sagt Julius Cäsar von den Gallischen Priestern ganz deutlich: „Sie beschäftigen sich mit göttlichen Dingen, sie besorgen die öffentliche und Privat-Opfer, und erklären dem Volk die verschiedene Religions-Puncte. Sie beschäftigen sich mit göttlichen Dingen, das heißt, daß sie bey den Religions-Versammlungen und dem öffentlichen Gottesdienst, den Vorsitz hatten. Sie besorgten die öffentlichen und Privat-Opfer, d. i. sie hatten es über sich, alle Opfer zu schlachten, welche im Nahmen eines Volks, eines Cantons, einer Gemeine gebracht, oder durch Privat-Personen geopfert wurden. Sie erklärten dem Volk die verschiedenen Puncte der Religion, das heißt, sie ertheilten, im Nahmen der Gottheit, den andächtigen Verehrern, welche kamen, um sie um Rath zu fragen, die Antwort, indem sie ihnen erklärten, was dieser oder jener Traum, der Flug eines Vogels der gegen einen gewissen Himmels-Strich gerichtet war, die Eingeweyde eines Opfer-Thiers, welche eine gewisse Beschaffenheit hatten, bedeuteten." Julius Cäsar fügt noch weiter hinzu, „daß die Gallier sich des Diensts der Druiden bedienten, die Menschen-

Opfer

Opfer zu schlachten." Lucan bemerkt ebenfalls, daß die Druiden, während der bürgerlichen Kriege der Römer, diese barbarische Opfer wieder erneuert hätten, die sie nach der Eroberung von Gallien, abschaffen mußten. (Cæsar VI. 16. Lucan. L. V. 150.)

Die Gallier giengen in ihren Zweifeln über diesen Punkt so weit, daß sie in der Meynung stunden, die Opfer wären nicht rechtmäßig, und die Gebete unwürksam, wann sie nicht durch einen Diener der Priesterschaft vollbracht würden. „Es ist ein unter ihnen allgemein angenommener Gebrauch, sagt Diodor von Sicilien, daß sie kein Opfer ohne den Dienst eines Philosophen bringen. Sie gaben zum Grund dieses Gebrauchs an, daß, wenn man den Göttern Geschenke bringen, oder ihre Gunst erbitten wollte, man zu denjenigen Menschen, als Mittelspersonen, seine Zuflucht nehmen müsse, welche die GOttheit kennten, und ihre Vertrauten wären." Sie zogen also die Fürsprache der Lebenden, der Fürsprache der Todten vor. Genug hiervon. Dies ist ein kleiner Irrthum, den man den Barbaren wohl verzeyhen kann. (Diod. Sic. V. v. 213. Das Wort Philosoph, heißt eben so viel als ein Druide. Diod. Sic. V. Strabo IV. 198.)

Was das wunderbarste dabey ist, ist die Geschicklichkeit der Druiden; indem diese nichts anders suchten, als sich bey dem Volke nothwendig zu machen, so musten sie solches auf die feinste Art zu betrügen, und zu überreden, daß seine Gebete und Opfer, ohne die Vermittelung der Priester, unnützlich wären. Alles

dieses

dieſes war auf dem nehmlichen Fuß auch bey den andern Celtiſchen Völkern. Die Prieſter der Deutſchen rühmten ſich, Diener der Götter zu ſeyn. Die bey den Geten, waren die Diener von allen Opfern. Die Druiden von Groß Brittanien, folgten der Armee, und wenn man auf dem Punct war, zum Treffen zu kommen, ſo verrichteten ſie das Gebet, an der Spitze der Regimenter, weil der Feind nicht anders konnte verflucht werden, als durch die Gebete der Prieſter. Endlich ſtimmen auch die Gewohnheiten und Grundſätze der Perſer, vollkommen mit denen, die wir unter den Galliern antreffen, überein. Kein Opfer wurde für rechtmäßig gehalten, wenn es nicht durch die Magier gebracht wurde, welche bey den Perſern in dem Beſitz des Prieſterthums waren, wie die Familie Aarons bey den Juden. Ein Magier muſte das Geſchlechts-Regiſter der Götter beym Opfer abſingen, und hierinnen beſtund ihre Conſecration. Der Grund dieſer Gewohnheit war, daß ſie glaubten, die Gebete und Opfer des Volks wären den Göttern nicht angenehm, wenn ſie nicht durch den Dienſt eines Magiers verrichtet würden. Elitarch macht folgende Anmerkung: „Die Magier weyhen ſich dem Dienſte der Götter, ſie beſchäftigen ſich mit nichts, als mit opfern, als wären ſie gleichſam die Einzigen, von welchen die Götter den Dienſt annehmen und ihre Gebete erhören müſten.“ (Tacit. Germ. 10. Jornard. Cap. II. Tacit. Ann. XIV. 30. Herodot. I. 132. Strabo XV. 73. Heſych. Amm. Marc. XXIII. 6. Dio. Chriſt. in Boryſth. S. XXXVI. p. 449. Poryphyr. de Abſtinentia Lib. IV. p. 398. Apulej. Apol. I. p. 446. Herod. I. 132. Diog. Laert. Proem. p. 5. 7.)

Die

Die Priester der Celten waren zum andern, die Vorsteher der Lehre, welche der Religion und dem Dienst, dessen Diener sie waren, zum Grunde diente. Dieses ist sehr natürlich. Aber die Bereitwilligkeit der Völker ihre Sätze anzunehmen, und das Zutrauen, so sie in ihre Lehrer gesetzt hatten, war so groß, daß die Aussprüche der Priester, wie lauter untrügliche Orakelsprüche angenommen wurden. Die Gallier z. E. rühmten sich, daß sie von dem Vater Dis entsprungen wären. Wann man sie nun fragte, worauf sich diese Meynung gründe; so gaben sie zur Antwort, daß sie es von ihren Druiden gelernt hätten: Die Kirche hatte hier entschieden, und ihre Ausspruchr waren Glaubens-Artickel.

Da wir in dem vorhergehenden Buch die vornehmsten Lehren der Religion, welche die Druiden das Volk lehreten, angeführt haben, so wird es nicht nöthig seyn, daß wir uns hier weiter dabey aufhalten. Ihre Lehre schränkte sich auf diese zwey Hauptpunkte ein: Das Daseyn eines Gottes, des Schöpfers der Welt und des Menschen; und die Gewißheit der Strafen und Belohnungen in einem andern Leben. Ihre Moral bestund kürzlich in diesen dreyen Haupt-Grundsätzen: Daß man den Göttern dienen, keinem Menschen etwas zu Leyde thun, und sich bestreben müsse, tapfer und beherzt zu seyn. Dieses war die öffentliche Lehre, worinnen die Priester das Volk bey allen Gelegenheiten, welche sich darboten, unterwiesen, wobey sie keine Mühe sparten, um es davon zu überzeugen. Das Volk auf seiner Seite, lernte die Lieder, worinnen sie enthalten war, auswendig, sie

fangen sie bey den heiligen Festen, wenn sie in die Schlacht zogen, und bey allen andern Gelegenheiten, wo sie sich aufmuntern wollten, entweder den Göttern mit Inbrunst zu dienen, oder die Feinde unverzagt anzufallen.

Ausser diesen öffentlichen Unterweisungen, wovon wir eben geredet haben, gaben auch noch die Druiden dem jungen Adel, der bey ihnen studierte, besondern Unterricht. Ein Theil dieser Schüler kamen, aus eigenem Antrieb, zu den Druiden, die andern wurden durch ihre Väter und Mütter, oder durch ihre Verwandten, welche jener Stelle vertraten, hingeschickt. Diese gesammte Jugend, blieb mit ihren Lehrern in den Heiligthümern, welches eine Art von Academie war, wo die Kinder von Stand, welche das jährliche Kostgeld bezahlen konnten, nicht allein die Theologie und Moral, sondern auch die Philosophie, die Redekunst, die Rechtsgelahrtheit, die Geschichte und Dichtkunst lernten. (Caesar VI. 13. 14.)

Die Alten kommen darinnen mit einander überein, daß sie den Druiden den Nahmen der Philosophen beylegen. Man kan mit Recht ihnen solchen auch nicht streitig machen, weil ihre Studia und Unterweisungen die sie der Jugend ertheilten, auf solche Materien hinausliefen, welche beständig zur Philosophie gehört haben. Dem Julius Cäsar zu folge redete man in ihren Schulen von den Gestirnen und ihren Bewegungen, von der Grösse der Welt und der Erde, von der Beschaffenheit des ganzen Weltbaues, von der Macht und Regierung der unsterblichen Götter ꝛc. Sie beschäf-

Bayerische Staatsbibliothek München

tigten sich, sagt Pomponius Mela, sowohl die Grösse, als die Gestalt der Welt und der Erde, die verschiedenen Bewegungen des Himmels und der Gestirne und den Willen der Götter kennen zu lernen. (Diodor. Sic. V. v. 213. Stephan. de Urb. p. 311. Δρυίδαι παρα γαλαταις οι φιλόσοφοι καὶ σεμνοθεοι. Suidas. Cæsar VI. 14. Pomp. Mel. Lib. III. c. 2. p. 83.

Noch mehr. Obgleich die Griechen sich rühmten, die Philosophie vollkommener gemacht zu haben, so musten sie doch bekennen, daß solche ihren Ursprung von den Chaldäern, Celten, Galatiern, Persern und andern Völkern bekommen habe, welche die Griechen Barbaren zu nennen beliebten. „Diese Wissenschaft, sagt Clemens von Alexandrien, hat von den ältesten Zeiten her schon unter den barbarischen Völkern geblühet, und von da ist zu den Griech. übergegangen. Sie wurde in Egypten durch Propheten; in Assyrien durch die Chaldäer; bey den Galliern durch die Druiden; in Bactrianen durch die Semanäer; in Deutschland durch die, welche sich besonders damit beschäftigten; in Persien durch die Magi; in Indien durch die Gymnosophisten und durch andere barbarische Philosophen getrieben. (Diog. Laert. Proem. p. 1. sq. Clem. Alexandr. Strom. lib. I. p. 359.)

In der That lehrten Pythagoras und Plato die Philosophie nicht eher, als bis sie nach Egypten, Thracien und Italien gereist waren, und die Einsichten der Gelehrten, welche sie in diesen verschiedenen Gegenden gefunden, benutzt hatten. Democritus selbst hatte unter den Magiern der Perser studirt. Endlich war Thales, der bey

den

den Griechen für den Vater der Philosophie angesehen wurde, nicht allein in Egypten, sondern auch in Lydien herum gereißt, wohin er durch den König Crösus hingerufen worden war. Da die Lydier ein Volk waren, welches aus Thracien nach klein Asien übergegangen war, so ist es gar nichts unmögliches, daß nicht Thales einige Lehren seiner Philosophie, welche vollkommen mit der Druiden ihrer übereinkommen, von ihnen entlehnt haben sollte. Er gab der Nacht vor dem Tag den Vorzug, und lehrte öffentlich die Unsterblichkeit der Seele, welche bis daher bey den Griechen unbekannt gewesen war.

Man findet in dem Pomponius Mela, daß obgleich die Gallier äuserst wild gewesen wären, sie dennoch die Druiden zu Lehrern gehabt hätten, welche sie in der Rhetoric und Philosophie unterwiesen. Cato, der Censor, hatte auch bemerkt, daß die Gallier sich mit vieler Mühe auf die Kriegsübungen und Redekunst legten. Es ist leicht zu begreiffen, warum der Adel der Gallier so viel auf die Beredsamkeit hielte. Die Celtischen Völker die auf ihre Freyheit, und die Unabhängigkeit sehr eifersüchtig waren, entschieden in ihren allgemeinen Versammlungen, nicht nur Krieg, Frieden und andere Angelegenheiten, welche auf das Wohl der Nation abzielten, sondern sie urtheilten auch über Leben und Tod der Privat-Personen, die wegen Staats-Verbrechen angeklagt waren. Das Glück der Grossen stund völlig in der Hand der Versammlung, welche sie zu den Ehren-Stellen erhobe, und solcher wieder beraubte, wie sie es für gut befand. Man ersiehet hieraus, daß die Beredtsamkeit denen von grossem Nutzen seyn mu-

ste, welche zu Bedienungen gelangen, und sich zu Herrn der Berathschlagungen aufwerfen wollten. Ein geschickter und hitziger Redner, trug gewöhnlich alle Stimmen davon.

Aus dem nehmlichen Grund waren die Priester auch verbunden, ihre Schüler in der Rechtsgelahrtheit und Geschichte zu unterrichten. Die Rechtsgelahrtheit, welche die Druiden lehrten, begriff nicht allein die Philosophische Moral, das heist, die Grundsätze des natürlichen Rechts, sondern auch die Gesetze und besondere Verordnungen eines jeden Staats. Die Geschichte zeichnete die verschiedenen Wanderungen eines Volks auf, die Kriege, die es geführt, die Siege, welche es davon getragen, die grosse Thaten der Helden, welche sich durch ihre Tapferkeit hervorgethan hatten. Auch diese Wissenschaften waren sehr nützlich, und auf diese Art dem Adel nothwendig, welcher nicht nur sein ganzes Leben dem Krieg widmete, sondern auch an der Regierung des Staats und der Verwaltung der Gerechtigkeit, auf eine besondere Art Theil nahm, wie wir Gelegenheit haben werden in einem der folgenden Bücher weitläuftiger zu zeigen. (Strabo IV. 197.)

Man kann nicht zweifeln, daß die Druiden nicht auch die Dichtkunst sollten geehret haben. Es scheinet zwar nicht, daß die Barden, welche eigentlich die Poeten der Celten waren, Glieder des Priesterordens gewesen, noch daß sie irgend eine heilige Bedienung gehabt hätten. Anstatt gemeinschaftlich mit den Druiden in den Heiligthümern zu leben, brachten sie gemeiniglich ihre Tage in dem Gefolg der Grossen zu. Aber

da die Geschichte der Celtischen Völker ihre Rechtsgelahrtheit und überhaupt alles, was die Druiden lehrten, in Versen enthalten war, die sie die Jugend auswendig lernen liessen; so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Priester diejenige Genies ausbildeten, bey welchen sie eine Anlage zur Poesie funden. Es kann auch seyn, daß unter der starken Anzahl von Priestern, die in einem Heiligthum wohnten, sich einige fanden, die sich darauf legten, nicht allein heilige Gesänge, sondern auch solche Lieder zu verfertigen, welche die Grundsätze der verschiedenen Wissenschaften enthielten, die die Priester lehrten. Man wird am Ende dieses Hauptstücks sehen, auf was für einen Grund diese Muthmassung beruhet. Endlich hatten die Druiden auch noch eine geheime Wissenschaft, die sie nur den Allervertrautesten von ihren Schülern anvertraueten. Auf diese Wissenschaft muß man dasjenige ziehen, was Pomponius Mela sagt: „Daß nemlich die Druiden heimlich in Höhlen und entlegenen Wäldern, die vornehmsten Adelichen der Gallier unterwiesen hätten, wozu sie bisweilen bey zwanzig Jahre brauchten.“ Julius Cäsar bemerkt auch: „Daß die Lehre der Druiden sehr geheim gehalten wurde, und daß es nicht erlaubt war, sie öffentlich zu verbreiten. Es ist hier von einer solchen Lehre die Rede, die man nicht allein vor den Fremden, sondern selbst vor dem Volk geheim hielte. Auf die nehmliche Art muß man folgende Stelle des Ammianus Marcellinus erklären, welcher sagt: “ daß die Druiden, welche grosse Geister waren, und beysammen in Gemeinschaft lebten, nach Art der Pythagoräer, ihren Verstand auf verborgene und

erhabene Materien angewendet hätten. (Amm. Marcell. Lib. XV. c. 9. p. 99.

Diese geheime Lehre enthielt, so viel man muthmassen kann, die Wahrsagerey und Zauberkunst, zwey Wissenschaften, welche die Lieblings-Studien der Celtischen Priesterschaft ausmachten, sowohl, weil sie dadurch ihre Schätze vermehrten, als auch, weil sie der grosse Grund der unumschränkten Herrschaft waren, welche sie über die Geister ausübten. Es ist hier der Ort nicht, daß wir von diesen Wissenschaften weitläuftig reden, wir werden anderswo davon handeln. Man darf sich aber übrigens nicht wundern, daß die Druiden ein Geheimnis daraus machten, und solches nur denen Schülern, deren Verschwiegenheit sie hinlänglich geprüft hatten, anvertrauten. Wann diese Wissenschaft allgemein verbreitet worden wäre, so würde vielleicht das Volk ihre Nichtigkeit eingesehen haben, zum wenigsten hätte es vielleicht seine Druiden abschaffen können, zwey Unbequemlichkeiten, welche nicht anders als sehr verdrießlich für die Priesterschaft seyn konnte, welche von der Leichtglaubigkeit des Volks lebten, und dem Aberglauben ihre unumschränkte Gewalt zu verdanken hatten.

Es scheinet aus dieser umständlichen Erzählung, daß die Druiden alle Wissenschaften und freye Künste, die zu ihrer Zeit bekannt waren, nach ihrer Art trieben. Sie waren frey von dem Soldaten-Stand, welcher das einige Handwerk der Celten war, sie bezahlten keine Abgabe, und hatten noch überdas sichere und bestimmte Einkünfte, welche sie der Sorge überhoben, auf ihren Unterhalt zu denken; daher führ-

führten sie ein Leben, welches die Alten ein contemplativisches Leben nannten, das heist, sie brachten es ganz mit denjenigen Wissenschaften zu, von denen wir eben geredet haben. Da sie die einigen Gelehrten waren, so waren sie auch im Besitz, die einigen Lehrer zu seyn. Daher kam es, daß, als die Gallier anfiengen, sich aus der Barbarey zu reisen, und Geschmack an den Wissenschaften zu bekommen, der Adel die Druiden zwang, ihre Schulen zu eröffnen, und sich mit dem Unterricht und der Erziehung der jungen Leute, die man zu ihnen schickte, abzugeben. (Amm. Marc. Lib. XV. c. 9. Dio. Chrys. Serm. XLIX. p. 538.)

Von der Art und Weise, wie die Priester der Gallier ihre Schüler unterwiesen, sagt Julius Cäsar, " daß die Lehrsätze der Druiden in Versen begriffen gewesen, welche sie die Jugend auswendig lernen liessen. " Wir haben schon oben gesehen, daß man sich ehemals dieser Art in ganz Europa bediente, so lang die Buchstaben und Schreibkunst daselbst unbekannt war. Die Gesetze, die Religion, die Geschichte, mit einem Wort, alles was der Mühe werth war auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt zu werden, erhielt sich durch nichts anders, als durch mündliche Nachrichten. Man vertrauete dieses alles dem Gedächtniße an, welches man durch Verse zu erleichtern suchte, indem es solche weit leichter annimmt, auch länger behält, als die ungebundenen Rede.

Zweytens, nachdem zwar die Druiden dem Volk erlaubt hatten, sich der Schriften zu bedienen, um Rechnungen, Verträge und Briefe auf-

aufzuzeichnen; so wollten sie doch nicht dazu einwilligen, daß die Lehrsätze, die sie vortrugen, schriftlich aufgezeichnet würden. Sie hatten, nach dem Julius Cäsar zwey Ursachen dazu. Auf der einen Seite befürchteten sie, es mögten die jungen Leute die Uebung des Gedächtnisses vernachläßigen, so bald sie anfiengen, sich auf das Schreiben zu verlassen. Zum andern wollten sie nicht haben, daß ihre Lehre öffentlich ausgebreitet würde. Dieses war die wahre Ursache. Den Priestern war sehr viel daran gelegen, wie wir oben gesagt haben, dem Volk die geheime Wissenschaft, welche von der Zauberey und Wahrsagungskunst handelte, zu verbergen. Wäre es erlaubt gewesen, sie aufzuschreiben, so würde man nicht haben verhindern können, daß die Bücher, worinnen diese Wissenschaften enthalten waren, nicht nach und nach in die Hände des Volks gerathen und selbst den Fremden bekannt werden sollten. Ueberdies wollten die Druiden nicht, daß es solche stumme Lehrer gebe, mit deren Hülfe ein fähiger Kopf sich selbsten unterrichten, und vor sich selbst gelehrt werden könnte. Es war eine Nothwendigkeit, daß wer gelehrt werden wollte, in ihre Schule gehen muste. Dieses ist der Grund, warum die Priesterschaft sich mit aller Macht der Einführung und dem Gebrauch des Schreibens, wenigstens in Absicht auf die Wissenschaften, widersetzte. Drittens, führt Julius Cäsar auch an, daß unter den Schülern der Druiden einige gewesen wären, welche ihre Studien erst gegen das Ende des zwanzigsten Jahrs vollendeten. Pomponius Mela bestättigt diese sonderbare Gewohnheit. Da der ganze Adel der Gallier von Jugend auf die Waffen trug; so ist es sehr

wahr-

wahrscheinlich, daß diese lange Lehrzeit nur für eine kleine Anzahl Schüler bestimmt gewesen, nemlich für diejenigen, die man in der verborgenen Lehre, das ist, in der Wahrsagungs-Kunst und der Zauberey unterrichtete. (Caesar VI. 15. 18.

Endlich hatten die Druiden der Gallier, auch das mit dem Gymnosophisten der Indier gemein, daß sie die Lehren auf eine sehr kurze, räthselhafte und mithin sehr dunkele Art vortrugen. Diese Dunkelheit kam öfters von den Materien selbst, welche sie abhandelten, und von der Verwirrung ihrer Vorstellungen, her. Aber man muß sie vorzüglich dem schlechten Geschmack der Alten zuschreiben, welche glaubten, die Wahrheit ehrwürdiger zu machen, wenn sie solche dem grösten Theil des menschlichen Geschlechts mit einem undurchdringlichen Schleyer verhüllten. Vielleicht war es auch ein Kunstgriff, die Richtigkeit der Wissenschaften, welche sie lehrten, zu verbergen. Vielleicht war endlich auch der Stil der Druiden dunkel und kurz, weil sie sich genöthigt sahen, ihre ganze Lehre in Versen vorzutragen. Ohne die Hyperbolen und andere Figuren, welche zur poetischen Schreibart gehören, ist oft das Sylben-Maas und der Reim die Klippe, woran Klarheit und Richtigkeit scheitert. (Diog. Laert. Proem. p. 5.

Um nichts, was zu der Materie, welche wir hier abhandeln, gehört, zu übergehen, wollen wir eine Stelle des Julius Cäsars untersuchen, auf die man insgemein eine Muthmasung, welche sonst nicht wahrscheinlich ist, gründet. Wann dieser Schriftsteller, entweder von den Schulen, welche die Druiden, zum Unterricht

und der Erziehung des jungen Adels eingerichtet hatten, oder von der Lehre selbst, die sie ihre Schüler lehrten, redet, so gebraucht er stets den Ausdruck, Disciplin. Er sagt, z. E. „daß sich bey den Druiden eine starke Zahl junger Leute einfänden, disciplinæ causa, das will sagen, zu studiren und in den Wissenschaften unterrichtet zu werden.“ Und weiter unten sagt er, „daß mehrere dieser jungen Leute, sich, theils aus freyem Antrieb unter die Zucht der Druiden begäben, theils auch von ihren Eltern dahin geschickt würden.“ Julius Cäsar sagt ferner, „daß die Druiden nicht erlaubten, daß ihre Disciplin, das heist, die Lehre worinnen sie ihre Schüler unterwiessen, allgemein bekannt werden sollte, daß ihre Schüler beständig unter ihrer Disciplin blieben, das ist, daß sie unter ihnen bis in das zwanzigste Jahr studirten.“ Diese verschiedene Stellen erklären eine andere, die wir auch noch anführen wollen. „Man behauptet, sagt er, daß diese Disciplin in Großbrittannien entdeckt worden, und von hier nach Gallien gekommen sey, so, daß noch heut zu Tage diejenigen, welche diese Sache von Grund aus lernen wollen, sich in diese Länder zu begeben, und allda zu studiren pflegen. (Cæsar VI. 13. 14.)

Es scheinet hier blos von denen Schulen, welche die Druiden zum Unterricht ihrer Jugend gestiftet hatten, und von den geheimen Wissenschaften, welche sie ihren Schülern lehrten, die Rede zu seyn. Diese Einrichtung kam aus Großbrittanien, wo man auf die Wahrsagerey und Zauberkünste sehr viel hielte. Diese Wissenschaften machten daselbst das Haupt-Studium

nicht

nicht allein bey den Priestern, sondern auch selbst bey dem Volk aus. „Die Pilurer, sagt Solin, hängen fest an dem Dienste der Götter, so wohl die Männer als Weiber dieser Nation, rühmen sich zukünftige Dinge zu wissen. Plinius bemerkt auch, daß die Zauberkünste biß in Großbrittanien gedrungen wären, und daß man daselbst diese Kunst, mit so vieler Bewunderung, und so ausserordentlichen Ceremonien ausübte, daß die Perser selbst noch in der Schule der Britten lernen könnten. (Solin Cap. XXV. p. 253. Plin. Hist. Nat. XXX. 1.)

Man darf sich daher gar nicht wundern, daß die Gallier, und besonders die Druiden, welche diese Wissenschaften von Grund aus lernen wollten, nach Großbrittanien giengen, um alda zu studiren, wo solche mehr als irgendwo bearbeitet wurden. Das ist, so viel wir urtheilen können, alles, was die Worte des Julius Cäsars bedeuten. Die Schriftsteller aber, welche aus dieser Stelle beweisen wollen, daß die Religion der Gallier und die Secte der Druiden, ihren Ursprung aus Großbrittannien bekommen hätten, scheinen den Sinn desselben zu weit auszudehnen. Kann man wohl glauben, daß die, welche nach den glaubwürdigsten Geschichtschreibern, Großbritannien bevölkert hätten, so lange ohne Druiden und ohne Religion sollten gelebt haben, biß ihnen die Britten Mißionairs geschickt hätten? Julius Cäsar sagt dieses nicht; und wenn er es sagte, so würde er hierinnen gar keinen Glauben verdienen, und das um so viel mehr, weil er selbst sagt, daß er von dieser Sache nicht hinlänglich unterrichtet sey, existimatur, man glaubt es also. (Relig. des Gaulois Tom. I. p. 12. Frickius p. 9. 19. 21.)

Die

Dieses mag genug seyn, von der Lehre, welche die Druiden der Gallier lehrten, und von der Art, wie sie solche vorzutragen pflegten. Die Geschichtschreiber sind in Absicht auf die andern Celtischen Völker nicht so umständlich; indessen sieht man doch, daß bey allen Celten, die Druiden nicht allein die Religion, sondern auch alle andere Wissenschaften, welche bey diesen barbarischen Völkern in einigem Ansehen waren, gelehrt haben. Z. E. Jornandes sagt, „daß Diceneus (welcher Hoherpriester bey den Geten war, als Scilla zu Rom die Dictators Stelle hatte,) nachdem er das Zutrauen seiner Nation erhalten und gesehen habe, daß die Geten von Natur viel Genie hätten, ihnen den grösten Theil der Philosophie, in welcher er sehr erfahren war, erklärt habe. Er unterrichtete sie in den Pflichten der Moral, um die Wildheit ihrer Sitten zu mildern. Er unterwieß sie auch in der Physic, und lehrte sie, sich durch ihre eigene Gesetze zu regieren, welches die nemlichen sind, so sie nachher aufgeschrieben haben, und welche sie auch heut zu Tag unter dem Nahmen Bellagines aufbewahren. Der Unterricht den er ihnen in der Logik gab, setzte sie in den Stand, besser zu urtheilen, als irgendwo ein anderes Volk der Welt. Mit einem Wort, er lehrte sie die Praktischen Wissenschaften, um solche auf lobenswürdige Dinge zu verwenden, er lehrte sie die Theoretischen, um den Lauf der Gestirne zu betrachten. — Alle diese verschiedene Unterrichte, so er den Geten gab, erwarben ihm ein solches Ansehen, daß Kleine und Grosse, selbst die Könige, seine Befehle auf gleiche Weisse verehrten. (Jornandes Cap. II.)

[Bellagines ist ein Sächsisches Wort, welches von By, Wohnung, Burg und Lagen, Gesetz zusammen gesetzt ist. Bellagines will also sagen, eine Sammlung von Land-Rechten.]

Dasjenige was wir bisher gesagt haben, muß man nicht so genau nach dem Buchstaben nehmen. Man siehet wohl, daß Jornandes durch das Vorurtheil des Alterthums verführt, und zum Vortheil seiner eigenen Nation eingenommen, ein Volk von lauter Gelehrten daraus macht, welche durch einen in allen Dingen geschickten Mann unterrichtet worden wären. Alles, was wir aus dieser langen Stelle schliessen können, ist, daß so bald die Geten anfiengen sich aus der Barbarey zu erheben, und Geschmack an den Wissenschaften zu bekommen, die Priester die Mühe auf sich nahmen, sie zu unterweissen. Es ist auch überdies bekannt, daß die Magi, welche bey den Persern die Diener der Religion waren, von undenklichen Zeiten her, in dem Besitz waren, die Philosophie zu lehren, welche damahls den grösten Theil der andern Wissenschaften in sich begriff. Man vertraute ihnen auch noch den Unterricht und die Erziehung des jungen Adels an, welches so weit gieng, daß niemand zum König der Perser erklärt werden konnte, der nicht bey den Magis studiret hatte. (Suidas Μάγα παρὰ πέρσαις οἱ φιλοσοφοι καὶ φιλοθεοι. Cicero de Divinitat. lib. I. c. 91. Philo, de Leg. Special. p. 611. Cleric. Hist. Philos. p. 266. Brucker Hist. Crit. Philos. lib. II. c. 3. p. 165.)

Die Wahrsagungskunst war der dritte Theil, der priesterlichen Verrichtungen bey den Celten. Wir haben anderswo gezeigt, daß diese Völker wirklich eine grosse Vorstellung von der Gottheit hatten. Sie sagten, daß alles dasjenige, was den schärfsten Augen, und der durchdringendsten Einsicht der Menschen entgieng, dem allerhöchsten Wesen vollkommen bekannt sey; aber aus dieser an sich schönen Wahrheit, zogen sie die allerfalscheste Folgen. Sie schlossen, daß alles, was dem Menschen zu wissen zuträglich wäre, und was er nicht durch seine eigene Untersuchungen entdecken könnte, müste er von der Gottheit erlernen, welche auf tausenderley verschiedene Weise denen, die die Wahrsagungskunst verstünden, Antwort ertheilte. Daher geschah es, daß, so oft man über wichtige Gegenstände Ueberlegungen anstellte, oder zweifelhafte Fragen entscheiden, oder die Wahrheit einer Sache, welche nicht durch hinlängliche Zeugen bestätiget war, entdecken wollte, man die Gottheit fragte, und die Sache auf ihren Ausschlag ankommen ließ. Eben so entschlossen sich die Völker nicht eher Krieg anzufangen oder Frieden zu machen, als nach ihrer Entscheidung; man hatte auch Privatpersonen, welche sich ein Gewissen gemacht haben würden, einen Entschluß zu fassen, oder die geringste Handlung zu unternehmen, bevor sie sich mit Beyhülfe der Wahrsagung versichert hätten, daß der Erfolg davon günstig seyn würde. (Cicero de Devinitat. lib. I. c. 26.

Es ist hier der Ort nicht, die Natur dieser Wahrsagungen selbst zu untersuchen. Wir werden alsdenn davon reden, wenn wir von dem

dem Aberglauben der Celtischen Völker handeln werden. Gegenwärtig müssen wir nur bemerken, daß die Wissenschaft der Wahrsagungen in der Gewalt der Priesterschaft war. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß auch Privatpersonen meistentheils nach der Gabe zu weissagen strebten, und daß sie sich viel Mühe gaben, die Stimme und Sprache der Geister zu verstehen, die nach der Lehre der Celten, sich in verschiedenen Theilen der sichtbaren Welt aufhielten; Aber das gemeine Volk kannte die Grundsätze und Regeln dieser schönen Wissenschaft eben so wenig, als die Priester Lust hatten, ihm nur einen kleinen Theil derselben zu entdecken. Da die zur Kirche gehörigen Leute, als Günstlinge und Vertraute der Götter angesehen wurden, so waren auch ihre Weissagungen die einzigen, welchen man Glauben beymaß, und welche als eben so viel untrügliche Orakelsprüche angenommen wurden. Auf diese Art hatten die Gallier ihre Druiden, und unter diesen Druiden Wahrsager, denen sie vielen Glauben beymassen. (Cicero de Divinit. l. c. 26. Diodor. Sic. V. 213.)

Die Haupt-Wissenschaft der Wahrsager und überhaupt der ganzen Priesterschaft der Gallier, war dasjenige, was die Griechen Philosophie nannten. Da sie beständig die Natur, und zu gleicher Zeit die Anlage und Verbindung ihrer verschiedenen Theile betrachteten, so zogen sie daraus Muthmassungen, Anzeigen, Prophezeyhungen, mit einem Wort, Wahrsagungen, die ihnen die verborgendsten Thaten so wohl, als die entferntesten und ungewissesten Begebenheiten entdeckten. Man siehet dieses aus einer Stelle des Strabo: Es sind drey Ordnungen von

Men-

Menschen, sagt er, die bey den Galliern in grosser Hochachtung stehen, die Barden, die Wahrsager und die Druiden. Die Barden verfertigen Lobgesänge und Gedichte; die Wahrsager opfern, und legen sich auf die Physiologie; die Druiden geben sich noch ausser der Physiologie auch mit der philosophischen Moral ab (Dio Chrys. Serm. XILIX. p. 538. Strabo IV. 197.)

Eben dieses sagt Ammianus Marcellinus: „ Die Wahrsager, sagt er, beschäftigen sich nur, die Verbindung und Geheimnisse der Natur zu entwickeln. " Und Diodor von Sicilien sagt: „ Die Wahrsager prophezeyhen zukünftige Dinge vorher, durch Vorbedeutungen und durch Opfer, und das Volk ist ihnen gänzlich ergeben. (Amm. Marcell. Lib. XV. c. 9. p. 99. Diodor. Sicul. V. 213.)

Wir haben erst vor kurzen angemerkt, daß man dasjenige was Julius Cäsar sagt, daß nemlich die Druiden die vorzüglichsten Puncte der Religion erklärten, von den Wahrsagungen verstehen müsse. Da das blinde und aberglaubische Volk, alle natürliche Begebenheiten, der Wirkung irgend eines Geistes zuschrieb, weil es alles, was es sahe und hörte, als eben so viel Vorbedeutungen und Anweisungen, welche die Gottheit dem menschlichen Geschlechte ertheilte, ansah; so begab es sich voller Andacht zu den Wahrsagern, um sie zu fragen, was diese oder jene Sache, die ihnen auffallend vorkam, bedeutete. Die Druiden beantworteten die Fragen jederzeit nach den Regeln der Physiologie, und stets im Namen desjenigen GOttes, für dessen Diener und Günstlinge sie sich ausgaben. Das

ists,

ists, was Julius Cäsar die Religion erklären, heist.

Alle andere Celtische Völker, achteten die Weissagungen eben so hoch, und die Priester hatten hiebey die oberste Stelle. Die Lusitanier, welches heutiges Tags die Portugiesen sind, hatten ihre Wahrsager, welche künftige Dinge aus der Besichtigung der Opferthiere vorher verkündigten. Die Deutschen hielten sehr viel auf Vorbedeutungen und das Loos; und gemeiniglich war es der Opferpriester, welcher das eine oder das andere auslegte. Die Noriker hatten Zeichendeuter, welche die Ausspräche des Orakels, im Nahmen des Gottes Belenus anzeigten. Die Wahrsager per Rhetier und Vindelicier rühmten sich, daß sie die verborgensten Dinge errathen könnten; zum Exempel, sie wüsten, wenn eine Frau schwanger war, ob sie einen Sohn oder eine Tochter gebähren würde. Dieser Hang zu der Wahrsagerey wurde in Deutschland noch im sechsten Jahrhundert angetroffen, da die deutschen Wahrsager dem Butilin erklärten, als er sich rüstete die Römische Armee, welche Narses commandirte, zu schlagen, daß er mit allen Franken umkommen würde, wenn er an diesem Tage eine Schlacht wagen würde. Die Geten hatten ihre Hohepriester, welche nach der Anweisung des Zamolxis, die Vorbedeutungen auslegten, und den Willen der Götter erklärten. Eben dieses war bey den Türken üblich, welche ihren Opferpriestern die Gabe der Weissagung beylegten. Die Scythen welche Herodotus gekannt hat, nemlich die, so jenseits der Donau wohnten, hatten gleichfalls viele Wahrsager, und waren in diesem Stück gar nicht von den andern Scy-

then, die in Asien wohnten, unterschieden. Auch in Persien machte die Wahrsagungskunst die Haupt-Wissenschaft die Magier aus. Dieses wird genug seyn zu beweisen, daß das Verlangen, zukünftige Dinge nebst tausend Sachen, welche die Kenntnis der Menschen übersteigen zu wissen, eine allgemeine Thorheit aller Celtischen Völker gewesen sey. Die Priesterschaft hatte sich zu Herrn dieser Wissenschaft aufgeworfen, weil sie ihnen alle Geister unterwarf, und dieses um so viel leichter, weil solche das Mittel gefunden, das Volk zu überreden, daß ihre Weissagungen keine blosse Muthmassungen, sondern die eigentlichen Aussprüche der Gottheit, mithin eben so viel untrügliche Orakel-Sprüche wären. (Strabo III. 154. Tacit. Germ. 10. Franci divinationibus dediti. Procop. Gotth. lib. II. cap. 25. p. 448. Capitolin. in Maximin. p. 51. Agath. Lib. II. p. 41. 42. Strabo VII. 297. Theophyl. Simocat. lib. VII. cap. 8. p. 176. Herodot. IV. 67. Cicero Divin. lib. I. cap. 91. Strabo XI. pag. 503. Lucianus Macrob. Aelianus V. H. II. 17. Cicero Divin. lib. I. cap. 90. Strabo VII. 304. Pomp. Mela lib. III. cap. 2. p. 73.)

Die Priester der Celtischen Völker trieben auch ausserdem Zauberkünste, und rühmten sich, durch Hülfe ihrer Kunst, die ausserordentlichsten Dinge von der Welt hervorzubringen. Es ist aber in der That ein sehr grosser Unterschied, zwischen der Zauberey, welcher man heut zu Tag die Hexen beschuldigt, und der Druiden ihrer, welche behaupteten, daß sie Wunder, nicht durch den Dienst des Teufels, sondern mit dem Beystand der Geister, welche, nach ihrer Lehre, in

den

den verschiedenen Theilen des Welt-Gebäudes wohnten, verrichten könnten. Aber dieses hindert uns nicht, daß wir die Zauberey der Celten, nicht für eine eben so eitele als strafbare Sache ansehen. Sie war eitel, weil diese vermeinte Zauberer tausend Dinge versprachen, welche sie nicht ausführen können. Z. E. Sie rühmten sich Zauberkünste zu wissen, welche den Menschen unverwundlich machten, und welche ihn gegen alle Gefahr, so wohl auf dem Meere, als auf dem Land, bewahrten. Sie lehrten die Mittel, die Insecten von einem Land zu vertreiben, und wie Proteus, die Gestalt aller Arten von Thieren anzunehmen. Diese Kunst war aber auch strafbar, weil sie zugleich verschiedene Arten von Lastern lehrte. Mit Hülffe ihres Zauberbuchs, verheerten die Druiden die Saaten, erregten Stürme und Ungewitter, welche alles verheerten, machten die Menschen rasend, verzauberten sie bey ihren Heyrathen, oder benahmen ihnen alles Vermögen sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Wir werden Gelegenheit haben, einige dieser magischen Wirkungen anzuführen, wenn wir auf den Aberglauben dieser Celtischen Völker kommen werden. Dieses bestätigte dasjenige, was wir so eben von der Richtigkeit der Magie, woraus diese Völker so grosses Wesen machten, gesagt haben. (Suidas in ἀλλ' ἐι τις Tom. I. pag. 108. Pomp. Mel. lib. III. cap. 6. pag. 89. Columel. lib. X. p. 186. Aelian. Hist. Anim. lib. XVII. c. 10. Dio ap. Valef. pag. 150. Schol. ad Apoll. Argon. lib. I. p. 116.

Wir haben uns hundert mahl gewundert, daß eine so nichtige Wissenschaft, durch die Priester der Celten, mit so grossem Erfolg habe ausgeübt werden, und denselben ein so grosses Ansehen in den Augen des Volks ertheilen können. Aber ausserdem, daß die Unwissenheit, der Aberglaube und die Leichtglaubigkeit, der herrschende Charakter dieses Volks waren, über das, daß die Druiden Betrüger waren, welche sich in ein falsches Wunder zu verhüllen wusten, müssen wir noch bekennen, daß die Theologie der Celten selbst, sie auf eine gewisse Art darauf führte, die Magie als eine eben so gründliche als vortrefliche Wissenschaft anzusehen. Da sie glaubten, daß alle verschiedene Theile der Welt mit einer unendlichen Zahl Geister angefüllet seyen, welchen sie Einsichten und Kräfte, so die menschliche überstiegen, beylegten, so schlossen sie daraus ganz natürlich, daß ein Mensch, welcher das Geheimniß besässe, die Geister auf seine Seite zu ziehen, im Stand wäre, die ausserordentlichsten Dinge hervorzubringen. Da die Diener der Celtischen Religion sich rühmten, daß sie mit der Gottheit und denen Geistern, welche von ihr ausgegangen wären, in einem besondern Vernehmen stünden, so darf man sich gar nicht wundern, daß man sie als Leute ansahe, welche so zu reden die ganze Natur zu ihrem Befehl hätten.

Plinius führt als eine gewisse und bekannte Sache an, daß die Zauberey, von welcher wir so eben geredet haben, und welche den Druiden ein so grosses Ansehen gab, ihren Ursprung in Persien erhalten habe. Diese Sache scheint

indessen,

indessen, so wie alles, was die Perser von ihrem Zoroaster, welchem sie die erste Erfindung dieser Wissenschaften zuschrieben, sehr zweifelhaft zu seyn. Dem sey wie ihm wolle, so behauptet Plinius, an dem nemlichen Ort, daß die Magie sich durch ganz Europa verbreitet habe, daß man sogar Spuren davon in den Gesetzen der zwölf Tafeln fände, daß die Gallier ganz rasend darauf gewesen, und daß sie sogar nach Großbrittanien gekommen sey, wo sie mit solchen wunderlichen Ceremonien ausgeübt worden, daß die Perser selbst in dieser Schule würden haben lernen können. (Plin. Hist. Nat. XXX.)

Die Diener der Religion bey den Celten, trieben auch noch die Arzneykunst, und sie hatten zwey verschiedene Arten mit den Kranken umzugehen. Die erste war die Zauberey, wodurch sie die wahre Ursache der Krankheit entdecken wollten. Man findet bey dem Herodotus eine merkwürdige Stelle hierüber. Wenn er von den Scythen redet, welche von der Donau bis an den Tanais wohnten, so sagt er, daß sie viel Wahrsager hätten, davon einige aus Ruthen von Waiden, und die andern aus Aesten von Linden weissagten. Worauf er hinzu fügt: „So oft ein König der Scythen krank ist, läßt er drey Wahrsager die im grösten Ansehen stehen, zu sich kommen. Die Wahrsager geben gemeiniglich die Antwort, daß dieser oder jener Scythe, einen falschen Eyd bey dem Hausse des Königs gethan habe, welches bey den Scythen die bekannteste und feyerlichste Eyds-Formel war. Man führte denjenigen sogleich herbey, welcher dieses Meineyds halber angeklagt war, um ihn durch die Wissenschaft der Wahrsager

zu überzeugen, daß er einen falschen Eyd bey dem Hausse des Königs geschworen, und auf diese Art die Krankheit, damit er behaftet sey, verursacht habe. Läugnet der Angeklagte die That, und beschwehret sich über Ungerechtigkeit, so läßt der König sechs andere Wahrsager kommen. Diese stellen eine neue Untersuchung, nach den Regeln der Wahrsagungskunst an, und wenn der Angeklagte zum andern mahl durch das Loos überwiesen ist, so enthauptet man ihn, ohne allen Aufschub, und seine Güter werden unter die drey erstere Wahrsager vertheilt. Aber wenn im Gegentheil der Angeklagte durch die sechs andere Wahrsager frey gesprochen ist, so beruft man andere zur zweyten und dritten Untersuchung; und wenn er hierauf durch die Mehrheit der Stimmen frey gesprochen worden, so werden die drey Wahrsager, die man Anfangs berufen hatte, zum Tod verurtheilt. Man belude einen Wagen mit Reißern, und spannte Ochsen daran, darauf legte man die Strafbaren auf diese Bündel von Reißern mit gebundenen Händen und Füssen die Länge lang hin, und steckte ihnen einen Knebel in den Mund; nachdem man hierauf Feuer daran gelegt hatte, so trieb man die Ochsen fort, welche öfters zugleich mit den Wahrsagern verbrannten. Bisweilen trug es sich zu, daß die Deichsel am Wagen hurtig verzehrt ward, denn entwischten die Ochsen halb verbrannt. Dieses ist die Art, wie die Scythen ihre Wahrsager verbrennen, nicht nur wegen diesem Verbrechen, sondern auch wegen anderer, und nennen alle die, welche sie auf diese Art tödten, falsche Wahrsager. (Herodot. IV. 68. 69.)

Dieses ist allerdings eine sehr wunderliche Art mit Kranken umzugehen. Man kann sich leicht vorstellen, daß solche durch einen Böswicht eingeführt worden ist, welcher nicht sowohl den König curiren, als vielmehr Unschuldige umbringen wollte. Die Scythische Priesterschaft behielt diesen ungerechten Gebrauch bey, und ließ ihn zu einer eingewurzelten Gewohnheit werden, weil sie ihnen das eingezogene Vermögen der Personen, welche sie des Meineides beschuldigten, verschaffte; übrigens liefen die Wahrsager bey den wiederhohlten Untersuchungen eben keine grosse Gefahr, weil man stets solche Richter wählte, welche von ihrem Orden, und auf ihrer Seite waren. Wie aber die Druiden Mittel fanden, den König zu überreden, daß der falsche Eyd eines Unterthanen im Stande wäre, ihm eine Krankheit zuzuziehen, und daß solche durch den Tod des Meineydigen zuverläßig würde gehoben werden, ist so schwer nicht zu errathen. Dieses war nicht die einige Gelegenheit, wobey die Priester sich über die Leichtglaubigkeit des Volks lustig machte: Man kan sich leicht vorstellen, daß, wenn der König nicht so gleich von der Krankheit geheilt wurde, die Wahrsager so gleich eine Entschuldigung bey der Hand hatten; sie beriefen sich darauf, daß man noch nicht alle Meineydige umgebracht hätte.

Ausser dieser Art mit Kranken umzugehen, hatten sie noch eine andere, die noch gemeiner war, als diese. Es war dieses die beschwörende Magie, da sie durch Aussprechung gewisser Worte, durch Beobachtung einiger Ceremonien, die Krankheit heilen wollten, z. E. da sie vor

dem Bette des Kranken gewisse Lieder sungen, denen sie die Kraft zuschrieben, daß sie das Blut stillen, Wunden heilen, und Schmerzen lindern könnten. Der griechische Name ist ἐπῳδη, welches Wort hernach eine weitläuftigere Bedeutung bekommen hat.

Es muß diese Art von Beschwörung schon zu den Zeiten des Homers bey den Griechen bekannt gewesen sey. Homer sagt, daß als Ulysses, in seiner Jugend, durch ein wildes Schwein eine gefährliche Wunde bekommen, so habe man durch Zauberey, das Blut so aus seiner Wunde floß, gestillet. Man darf gar nicht zweifeln, daß dieser Aberglaube aus Thracien nach Griechenland gekommen sey. Auf einer Seite schreiben die Griechische Schriftsteller fast überhaupt dem Orpheus, der ein Thracischer Philosoph gewesen, die Erfindung ihrer Geheimnisse zu, das heist, der heimlichen Gebräuche, welche sie beobachteten, die Laster-Thaten auszusöhnen, Krankheiten zu heilen, und den Zorn der Götter zu besänftigen. Auf der andern, nannte man den Theil der Magie, welche von der Heilung der Kranken handelte, Artes Dardanias, weil die Dardanier, welches ein Thracisches Volk war, sehr viel darauf hielten, oder weil Dardanus, welcher Thracien verließ, um sich in Klein-Asien niederzulassen, verschiedene Bücher geschrieben hatte, welche von dieser Wissenschafft handelten. Es ist noch über das gewiß, daß die Phrygier, welche ein Scythisches Volk waren, das aus Thracien gekommen war, eben diese Art, die Krankheiten zu heilen, sehr rühmten. (Etymolog. Magnum pag. 353. Pausan. Boeot.

Boeot. XXX. pag. 768. Columella Lib. X. pag. 86. Plin. XXXI. 1. Eustath. ad Iliad. XVI.

Noch mehr. Man siehet aus einer Stelle des Platons, daß die Priester der Thracier, dieses ihr Verfahren auch durch Grundsätze unterstützen, und es durch Gründe, welche von der Verbindung der Seele mit dem Leib entlehnt waren, rechtfertigen wollten. Hier ist die Stelle des Platons: „Dieses ist, Charmides, die Wirkung dieses Gesangs. Ich habe ihn als ich bey der Armee in Thracien war, von einem der Aerzte dieses Lands, die sich Schüler des Zamolxis nennen, und sich auch die Menschen unsterblich zu machen rühmen, gelernet. Dieser Thracier sagte, daß unsere griechische Aerzte mit Grund in alle demjenigen, was wir eben gesagt haben, mit ihm einstimmig wären. Aber, fügte er hinzu, Zamolxis, unser König, welcher Gott ist, hat gesagt, daß, wie man die Krankheiten des Auges nicht verbinden, oder heilen müste, wo man nicht zu gleicher Zeit Sorge für das ganze Haupt trüge, noch den Kopf heilen könnte, ohne zugleich den ganzen Körper zu heilen, so muß auch ein Arzt zu gleicher Zeit, den Leib und die Seele behandeln. Dieses ist die Ursache, warum verschiedene Einsichten den griechischen Aerzten entwischen, weil sie nicht das Ganze hemmen, wofür man vorzügliche Sorgfalt tragen muß, und, wenn das Ganze nicht in gehöriger Ordnung ist, es unmöglich ist, daß irgend eines seiner Theile sich wohl befinde. Von der Sele, sagte er, gehet alles Gute und alles Böse in den Leib über, wie es von dem Haupt in die Augen dringt. Es ist also nöthig, daß ein Arzt, seine erste und vor-

vorzüglichste Sorge auf die Seele wende, wenn er will, daß das Haupt, und der ganze übrige Theil des Leibs eine vollkommene Gesundheit genieſſe. Er setzte hinzu, daß man also die Seele durch gewisse Gesänge heilen könne, die aus vernünftigen Worten, welche die Klugheit in der Seele hervorbringen könnten, zusammen gefügt seyen. So bald, sagt er, man der Seele die Vernunft verschaft hat, so ist es leicht dem Haupt und ganzen Leibe die Gesundheit zu verschaffen. (Plato in Charmid. p. 464. & ap. Stoboeum Serm. 243. p. 801.)

Wir wollen dieses ganze Urtheil dem Plato schenken, der es, so gut als es ihm möglich war, entwickelt und ausgeschmücket hat. Wenn auch die Gesänge bey den Thraciern, der Seele Vernunft und Tugend, so gut als die Rede des beweglichsten Predigers, hätten ertheilen können, so war es doch vergeblich, diese Gesänge den Kranken vorzusingen, welche meistentheils nicht im Stand waren solche zu hören, oder wenigstens darauf zu achten. Die Vernunft kan zwar den Menschen vor einer Menge verdrießlicher Zufälle bewahren, welche die blinde und aufgebrachte Leidenschaften mit sich führen; aber wenn auch der Mensch wieder zur Vernunft zurückkehret, so heilet dieses dennoch Krankheiten, welche die Frucht einer vorhergegangenen schlechten Aufführung sind, nicht. Wir müssen bekennen, daß es eine unendliche Menge von Uebeln und unglücklichen Zufällen giebt, welche die Vernünftigen und Tugendhaften so gut als die Lasterhaften betreffen; aber man muste doch einen Grund angeben, er mochte nun gut oder schlecht seyn, diesen wunderli-

chen

chen Aberglauben zu rechtfertigen, wornach man behauptete, die Krankheiten durch den Gesang eines Liedes zu vertreiben. Aber übrigens hat weder Plato noch der Thracische Arzt, den er anführt, den Knoden aufgelöst. Die wahre Ursache, weswegen sich die Thracier der Zauberey, um ihre Kranken zu heilen, bedienten, ist, daß sie den grösten Theil ihrer Krankheiten, als das Werk eines erzürnten Geistes ansahen, den man durch die Harmonie der Stimmen und Instrumenten, womit man sie begleitete, oder vielmehr durch die Gebete, welche sie singend verrichteten, zu ergötzen suchte. Aber wir können nicht errathen, warum diese Gesänge die Kraft haben sollten, das Blut einer Wunde, auf der Stelle zu stillen. Vielleicht würde Zamolxis selbst ziemlich verwirrt geworden seyn, wenn er diese Frage hätte beantworten sollen.

Dem sey wie ihm wolle, die Druiden der Gallier waren von den Priestern der Thracier in diesem Punct gar nicht unterschieden. Sie behandelten ebenfalls ihre Kranken durch Zauberey. Man siehet dieses aus einer Stelle des Plinius, welcher, nachdem er lang von der Zauberkunst der Alten geredet hat, hinzufügt: „die Gallier waren dieser Wissenschaft bis auf unsere Zeiten ergeben. Heut zu Tage sind sie davon abgestanden, weil der Kayser Tiberius ihre Druiden, und überhaupt alle Arten von Wahrsagern und Aerzten, vertrieben hat.

Wir läugnen nicht, daß sich die Druiden nicht auch aus der Kräuter-Känntnis ein Geschäfte gemacht haben sollten. Zum Ex. sie schnitten mit grossen Feyerlichkeiten und vielen Umstän-

den ein gewisses Kraut ab, welches Plinius Selago nennt, und welches mit dem Sevenbaum eine Aehnlichkeit hat: sie behaupteten, daß sein Saft, ein besonder wirksames Mittel gegen alle Arten von Krankheiten, und vorzüglich alle Krankheiten der Augen sey. Sie schrieben auch der Mistel der Eiche, eine sehr grose Kraft zu, die sie als eine allgemeine Arzney gegen alle Krankheiten ansahen. Aber damit dieses vortrefliche Mittel seine Wirkung thun könnte, so muste es auf einem Tag von einem Druiden, der weiß gekleidet war, unter gewissen Gebräuchen, die wir anderswo vorzustellen Gelegenheit haben werden, eingesammlet werden, ohne welches es seine ganze Kraft verlohr. Die übrigen einfachen Arzneymittel wurden unter ähnlichen Gebräuchen gesammlet. Wenn diese den Arzneyen auch keine grössere Kraft ertheilten, so zeigten sie doch zuverläßig die Geschicklichkeit der Priesterschaft an, welche nicht zugeben wollten, daß diese so nützliche Kunst, unter andere Hände käme: sie gab ihr eine grosse Gewalt über den Geist des Volks, und war die Quelle ihrer unermeßlichen Reichthümer. (Plin. Hist. Nat. Lib. XXIV. c. 11. Lib. XVI. c. 44.)

Ausser diesen verschiedenen Verrichtungen, welche die Celtische Priesterschaft zu verwalten hatten, eignete sie sich auch noch bey vielen Gelegenheiten, und in verschiedenem Betracht, die Gewalt der bürgerlichen Obrigkeit zu. Nicht als wenn sie dazu bestimmt gewesen wären, die Gerechtigkeit zu verwalten, sondern aus andern Ursachen. Es war in jedem Canton ein Graf, welcher die Ordnung in seinen Gebieten handhaben, Nachrichten von verschiedenen Leuten, die

sich

sich unter den Privat-Personen hervorthaten, einziehen, und die Strafbahren nach dem Innhalt der Gesetze züchtigen muste. Man hatte auch in jedem Canton, einen Hohenpriester, aber sein Amt schränkte sich nur darauf ein, was das Gewissen, und den äusserlichen Dienst der Religion betraf. Wenn er sich dabey die Arzneykunde angelegen seyn ließ, so that er es als ein Diener der Gottheit, welche ihm die Ursachen der Krankheit und die Mittel dagegen offenbarte. Obgleich der Graf und der Hohepriester ganz verschiedene Verrichtungen hatten, und jeder seine besonders eigene Verwaltung hatte, so verhinderte dieses doch nicht, daß nicht die Priesterschaft täglich, in die Rechte der Obrigkeit Eingriffe that, und die Entscheidung verschiedener Processe, welche blos bürgerlich waren, unter mancherley Vorwänden an sich riß.

Erstlich: Die Disciplin, welche die Geistlichen, im Namen der Gottheit handhabten, deren Diener sie sich nannten, gab ihnen schon eine sehr gründliche und ausgebreitete Gerichtsbarkeit, der sich kein Glied des Staats entziehen konnte. Ihr Dienst forderte sie auf zu predigen, daß man den Göttern dienen, niemanden Unrecht thun, sondern tapfer und brav seyn sollte. Eben darum glaubten sie berechtigt zu seyn, diejenige vor ihren Richterstuhl zu fordern und in den Bann zu thun, welche gegen diese drey Hauptartickel der Moral handelten, nemlich die Gottlosen, welche den Dienst der Götter vernachläßigten, oder welche fremden Aberglauben einführten: die Ungerechten, welche die Grenzen ihrer Güter erweiterten, Erbschaften an sich zogen, und das Gut eines andern, auf wel-

che Art es auch geschehe, sich unrechtmäßiger Weise anmaßten; die Zaghaften, welche vor dem Feind geflohen waren und ihren Schild in einer Schlacht verlohren hatten; die Mörder, welche einen Menschen verrätherischer Weise und gegen die Gesetze der Ehre getödtet hatten. (Tacitus Germ. 6.)

Wann eine Familie die Rache eines Mörders durchsetzen wollte, so muste sie ihren Proceß vor dem geistlichen Gericht anfangen, welches die Macht hatte über dergleichen Fälle zu urtheilen. Der Bann war zwar eine zur Kirche gehörige Strafe, welche sich blos darauf einzuschränken schien, einen Menschen von den Religions-Versammlungen auszuschliessen: allein wir haben bereits oben gesehen, daß er in Rücksicht auf das bürgerliche Leben fürchterliche Folgen hatte, weil ein Verbannter der Gegenstand der öffentlichen Verwünschung und von der Gesellschaft abgesondert war, in welcher er weder eine Bedienung überkommen, noch auch Gerechtigkeit erlangen konnte Ueber dies bemerkt auch Julius Cäsar ausdrücklich, daß die Druiden, Strafen und Belohnungen festsetzten, welches uns gar nicht zweifeln läßt, daß sie sich das Recht anmasten, wirklich zu strafen, und selbst, nach der Natur des Verbrechens, so gar die Todtesstrafe zu zu erkennen.

Ausser der Disciplin, welche die Priesterschaft ausübte, und die ihr einen Scheingrund darbot, sich die Erkenntnis einer unendlichen Menge blos bürgerlicher Processe zu zu eignen, hatten sie Zweytens die Besorgung über die Aussprüche Gottes, bey denen man durch das

Loos,

loos, durch die Wahrsagungen, und durch die Probe mit glüenden Eisen, kalten oder siedenden Wasser, entschied, ob ein Mensch strafbar oder unschuldig sey. Diese Proben wurden zwar durch die Obrigkeit befohlen, wenn sie kein anderes Mittel sahen die Wahrheit zu entdecken; aber da sie selten aufrichtig vorgenommen wurden, und beynahe beständig Betrug mit unterlief, woran die Priesterschaft nothwendig Schuld hatte, so siehet man wohl, daß die Priester nach ihren Gutbefinden die Verklagten freysprechen oder verdammen lassen konnten.

Drittens müssen wir hier noch eine andere Anmerkung anführen, die wir schon in einem der vorhergehenden Capitel gemacht haben. Die Priesterschaft hatte ihren Aufenthalt in den Heiligthümern, dahin kamen auch die Grafen, das heist, die Richter der Cantonen, um ihren Gerichts-Sitz daselbst zu halten. Man darf nicht zweifeln, daß die Geistlichen, welche Gelegenheit hatten, täglich Processführende Leute zu sehen, welche über ihre Richter mißvergnügt, und über die lange Dauer und Schwierigkeiten des Processes verdrießlich waren, nicht sollten die Gelegenheit benutzt haben, die Partheyen zu einem Vergleich zu bringen, wobey sie die Stelle freundschaftlicher Schieds-Richter begleiteten. Ja selbst, weil das Volk eine grosse Meynung von den Einsichten und der Billigkeit ihrer Geistlichkeit hatte, so wählten die Privatpersohnen, welche in Streitigkeiten mit einander verwickelt waren, insgemein aus eigenem Antrieb die Geistlichen, ihre Streitigkeiten, durch den Weg der Vermittelung des Schieds-Richters zu endigen. Auch das Volk und die Cantonen

(wel-

(welche zur Zeit des Friedens freye und unabhängige Staaten waren) erkannten keine Oberherrn, und weil sie keine Obrigkeit hatten, und auch kein gemeinschaftliches Gericht, wo sie ihre Streitigkeiten vorbringen konnten, so zogen sie oft die Entscheidung der Geistlichkeit, dem Weg der Waffen vor. Man sahe selbst zuweilen Armeen, die schon zu Thätlichkeiten gekommen waren, die Waffen, auf Verlangen der Geistlichen, niederlegen, und sich dem Ausspruch dieser Schieds-Richter unterwerfen. „Die Druiden, sagt Strabo, haben den Ruf, daß sie in allen Stücken die gröste Redlichkeit haben; daher kommt es, daß man ihnen die Entscheidung der Streitigkeiten, welche Privatpersonen und ganze Völker untereinander haben, ihrer Entscheidung überläst. Bisweilen entscheiden bey ihnen, die Druiden von beyden Partheyen, dasjenige, was zu einem Krieg Gelegenheit geben könnte, und finden Mittel, die Armeen, welche auf dem Punct waren sich zu schlagen, zu besänftigen. Sie haben vornehmlich auf sich, die Processe zu entscheiden, welche Mord und Blutvergiessen betreffen." Diodorus von Sicilien macht die nehmliche Bemerkung; er sagt: daß die Druiden und Barden, sich mitten unter die Regimenter stürzten, und die aufgebrachten Soldaten besänftigten, wie man die wilden Thiere zähmet. (Cæsar. VI. 23. Strabo. IV. 197. Diod. Sic. V. 213.)

Alle diese Mühe, welche sich die Geistlichkeit gab, den Kriegen und den Processen zuvorzukommen, würden ihr gewißlich viel Ehre gemacht haben, wenn sie keinen andern Endzweck gehabt hätte, als für die allgemeine Wohlfarth

zu sorgen, und das Blutvergiessen zu hindern. Aber es erhellet genugsam, daß der Hochmuth und die Herrschsucht den grösten Antheil an diesem Verhalten hatte. Es geschahe wenigstens durch diese verschiedene Wege, daß die Druiden diesen Zweck erreichten, und in Gallien ein Gericht einführten, welches beynahe ganz das Ansehen der bürgerlichen Obrigkeit vernichtete. Man siehet dieses aus einer Stelle des Julius Cäsars, welche verdienet hier angeführt zu werden. „Die Druiden, sagt er, sind bey den Galliern in grossem Ansehen. Sie entscheiden beynahe jede so wohl öffentliche als Privat-Streitigkeit, sie sprechen das Urtheil über Verbrechen, Mordthaten und dergleichen eben so wohl, als über Processe, welche die Erbschaften und Grenzen der Ländereyen betreffen; sie bestimmen die Strafen und Belohnungen. Wann eine Privatperson, ja sogar ein ganzes Volk sich weigert, sich ihren Entscheidungen zu unterwerfen, so schliessen sie sie von den Opfern aus, welches bey den Galliern die schwerste unter allen Strafen ist. Diejenige, welche auf solche Art in den Bann gethan sind, werden als Gottlose und Lasterhafte angesehen. Jederman sondert sich von ihnen ab, man vermeidet ihren Umgang und Unterredung, als ob man sich gleichsam fürchtete von ihnen angesteckt zu werden. Man läßt ihnen keine Gerechtigkeit wiederfahren, wenn sie solche gleich fordern, und man erhebet sie zu keiner Würde. — Diese Druiden kommen zu einer gewissen Jahrszeit, in der Landschaft der Carnuten zusammen, welches man vor die Mitte von Gallien hält; sie sitzen an einem heiligen Ort zu Gericht; alle diejenigen, welche Streitigkeiten haben, kommen hier

von allen Seiten zusammen, und unterwerfen sich ihrer Entscheidungen. (Cæsar. VI. 13.)

Die andern Celtischen Völker sind von den Galliern in diesem Stück wenig unterschieden. Bald fragte man die Geistlichen als erfahrne Leute, welche die Gesetze vollkommen verstunden, und gewissermassen die Verwalter davon waren, um Rath, weil sie die Gesänge, worinnen sie enthalten waren, auswendig konnten. Bald waren sie Mittelspersonen, welche sich, aus eigenem Antrieb verwandten, einen Vergleich zwischen den Partheyen zu wege zu bringen. Bald kamen die Privatpersonen überein, ihre Streitigkeiten der Vermittelung der Geistlichen zu überlassen. Bald wurfen sich die Geistlichen selbst, in gewissen Dingen, wovon sie behaupteten, daß sie zu ihrer Gerichtsbarkeit gehörten, zu Richtern auf. Z. E. wir lesen beym Jornandes, daß Comosicus, der dem Diceneus in dem Amte eines Hohenpriesters bey den Gothen folgte, sich durch seine Geschicklichkeit, ein solches Ansehen erworben habe, daß man ihm, nicht nur wie einem Hohenpriester, sondern auch sogar wie einem König folgte, so daß er das Volk nach der Gerechtigkeit richtete. (Jornandes Cap. II.)

Bey den Iberern, welches ein Scythisches Volk in Asien war, führten die Priester die Unterhandlungen, und brachten die Mißhelligkeiten der Nation mit ihren Nachbarn, zu Ende. Auch in Persien hatten die Mager einen Sitz im Rath des Königs, so oft er Gericht hielte. Um die Sache auf den alten Fuß zu erhalten, erneuerte Carl der Grosse in dem gan-

zen Umfange seines Reichs, das Gesetz des Constantins des Grossen, oder Theodosii I., welches den bürgerlichen Richtern untersagte, Processe anzunehmen, welche vor das Gericht der Bischöffe wären gebracht worden. Da die Bischöffe in die Güter und Rechte der heidnischen Priester getretten waren, so forderten sie ohne Zweifel, bey dem Recht, welches die Priester ehemahls genossen, über gewisse Verbrechen zu entscheiden, und alle Processe, die man vor ihre Gerichtsbarkeit brachte, zu schlichten, gehandhabet zu werden. (Strabo XI. 501. Capit. Kar. Mag. lib. VI. Leg. 281.)

Das was wir so eben von dem Theil, welchen die Geistlichkeit an der Verwaltung der Gerechtigkeit genommen haben, gesagt haben, führt uns ganz natürlich auf die Erklärung einer Stelle des Julius Cäsars, und einer andern des Tacitus, welche sich beyde auf die Sache, die wir hier untersuchen, beziehen.

Die erstere sagt: „Daß Julius Cäsar, als er Nachricht von den Unruhen erhalten, die sich in der Republic der Eduer ereignet hatten, den Cotus gezwungen habe, die Oberherrschaft (d. i., die Würde des Vergobret) nieder zu legen, deren er sich gegen die Gesetze, bemeistert hatte, und daß er den Convictolitanes, der nach der Gewohnheit der Eduer, durch die Priester, zu einer Zeit da man keine Obrigkeit hatte, gewählt worden war, in diese Würde einsetzen sollte." Um diese Stelle recht zu verstehen, muß man bemerken, daß die Eduer, wie alle andere Celtische Völker, alle Jahre ihre obrigkeitliche Personen, in der Hauptversammlung, welche zu An-

fang eines jeden Frühjahrs, in dem Heiligthum, wo der Hohepriester der Nation seine Wohnung hatte, gehalten wurde, ernennten. Hier legten die alten obrigkeitlichen Personen ihr Amt nieder, und die neuen musten erwählt werden, ehe die Versammlung, welche nur eine gewisse Zahl von Tagen dauern durfte, auseinander gieng. Wenn die Deputirten der Cantonen, denen das Recht die gemeinschaftliche Obrigkeit der Nation zu erwählen zukam, sich über die Wahl der Vergobrets, und der andern Rathsherrn, nicht vereinigen konnten, und sich, ohne die offene Stelle besetzt zu haben, trenneten; so hatten es die Priester des Heiligthums über sich, von Amtswegen einen Vergobret zu ernennen, der diese Würde so lange behielt, bis man in einer allgemeinen Zusammenkunft, einen andern ernannte. Man hatte diese Vorsicht deswegen genommen, um zu verhindern, daß der Staat in keine Anarchie gerathe. Diesen Gesetzen zu Folge, war Cotus ein unrechtmäßiger Besitzer, der sich zu einen Vergobret durch eine kleine Anzahl Deputirter, hatte ernennen lassen, die nur ausser der Zeit, und dem Ort der Hauptzusammenkunft, wo diese obrigkeitliche Person ernannt werden sollte, zusammen berufen worden waren. Cotus war über das von dieser Würde und selbst von dem Rath, durch ein Gesetz ausgeschlossen, welches verbot zwey Brüder dazu zu nehmen. Bedeliacus, der Bruder des Cotus, war in dem Rath, und war in dem vorhergehenden Jahr zum Vergobret ernannt worden. Convictolitanes, im Gegentheil, hatte diese Stelle rechtmäßiger Weise, da er von den Priestern während der Zwischen-Regierung, intermissis Magistratibus, dazu war ernannt worden. Julius Cäsar

that also den Ausspruch nach den Gesetzen, und begieng eine Handlung der Gerechtigkeit, indem er den Cotus absetzte, und den Convictolitanes in seinem Amte bestättigte. (Cæsar VII. 33.)

Bey der Stelle des Tacitus wollen wir uns nur ganz kurz aufhalten; weil sie sich von selbst versteht. „ Bey den Deutschen, sagt der Geschichtschreiber, haben die Priester das Recht, Strafbare in Ketten zu legen, Leibesstrafen auszuüben, und Lasterhafte hinzurichten; und dieses siehet man nicht als eine Gerichtsbarkeit der Menschen, welche sie auszuüben verlangen, noch als eine Anordnung des Generals, welche sie zu vollziehen suchen, sondern selbst als das Urtheil des Schutzgottes ihrer Armee, welchem sie gehorsam sind, an.“ Man siehet aus diesen Worten dasjenige, was wir so eben bemerkt haben, nemlich daß die Bestrafung eines Soldaten, ein Theil der Zucht gewesen, welche die Priester vollzogen, nicht in dem Ansehen als bürgerliche Obrigkeit, sondern als Diener des Gottes, welcher den Schlachten vorstunde, und der aus der Tapferkeit eine der wichtigsten Religions-Pflichten gemacht hatte. Sie erstreckten diese Zucht auf die Rebellen, die Ueberläuffer und Zaghaften, mit einem Wort, über alle diejenigen, welche gegen das Kriegsgesetz sündigten, indem sie behaupteten, daß es ihnen das Recht ertheile, nicht allein die Strafbaren in den Bann zu thun, sondern sie auch nach Beschaffenheit des Verbrechens zur Ruthe, zum Gefängniß, und sogar zum Tod zu verurtheilen. Uebrigens war dieses keine blos den Priestern der Deutschen zugehörige Sache, daß sie selbsten, alle von ihnen

gefällte Urtheile vollziehen musten; wir werden an seinen Ort sehen, daß diese Sache bey allen Celten überhaupt in Gebrauch war. Derjenige, welcher das Urtheil sprach, muste es auch vollziehen. (Tacit. Germ. I. Keysler p. 165. 166.)

Die Deutschen glaubten nemlich, daß das Leben eines Menschen so kostbar sey, daß es auch bey den allerstrafbarsten niemand anders als der Gottheit dürfte geopfert werden. Andere Nationen waren der nemlichen Meynung, ohne die Folgen davon eben so hoch zu treiben, als die Deutschen thaten.

Man kann sich nunmehr leicht eine Vorstellung von dem grossen Ansehen machen, das die Priester bey allen Celtischen Völkern gehabt haben. Sie sahen ihre Priester als Diener der Gottheit an. Sie glaubten, daß der Dienst der Priesterschaft nur allein bestimmt sey den Menschen fromm, gerecht und tapfer zu machen, und sich also einig und allein auf ihren Nutzen beziehe. Man darf sich nicht wundern, daß sie gegen ihre Druiden eine Hochachtung hatten, welche mit der Heiligkeit des Charakters, den sie begleiteten, und mit der Vortrefflichkeit ihres Dienstes, den sie verwalteten, in gleichem Verhältniß stund. Aber das Volk hatte über dieses eine so vollkommene Ehrerbietung und eine solche blinde Unterwerfung gegen die Geistlichen, daß es gar nichts ohne ihren Rath unternahm. Wollte ein Mann z. E. heyrathen, eine Reise unternehmen, seine Kinder ausstatten; so fieng er es damit an, daß er einen Wahrsager fragte, der damals eben dasjenige war, was heut zu Tag der Pfarrer oder der

Bi-

Bischof eines Kirchensprengels ist. Es war genug, daß der Wahrsager einen Vorschlag misbilligte, um ihn ohne fernere Untersuchung zu verwerfen. Man glaubte, daß die Priesterschaft vom Geiste Gottes erfüllt sey, und nichts vorbringen könnte, als lauter Orakelsprüche, und daß die Gottlosigkeit eines Menschen, welcher den Rath der Gottheit und ihrer Diener verachtete, ihn nothwendig in den Abgrund des Elends stürzen müsse. (Cæsar VI. 13. Diod. Sicul. V. p. 213.)

In diesem Betracht übten die Druiden eine so viel sichere und ansehnlichere Herrschaft aus, da sie auf Seiten des Volks freywillig war. Allein, sie hatten noch ausserdem andere Mittel, sich selbst denen furchtbar zu machen, welche sich würden geweigert haben, ihr Ansehen zu erkennen, und sich ihren Urtheilen zu unterwerfen. Die Disciplin, welche sie im Namen der Gottheit handhabten, machte sie zu unumschränkten und eigenmächtigen Herrn, über das Vermögen einer Privatperson, weil der Bann diejenigen, welche damit belegt waren, von dem Umgang der Menschen und von allen Vortheilen der Gesellschaft ausschloß. Folglich konnte es nicht anders, als äusserst gefährlich seyn, sich mit den Druiden aufzuwerfen. Es war eben so viel, als wenn man in sein eigenes Unglück rennte, und sich ohne alle Hoffnung elend machte, wenn man eine Priesterschaft erzürnte, welche ihre eigene Herrschafft unter dem schönen Vorwand, das Reich der Gottheit zu bevestigen, zu erhalten wuste.

Das Ansehen der Druiden erstreckte sich nicht allein über Privatpersonen, von welchem Rang sie auch seyn mochten, sondern selbst über ganze Haupt-Versammlungen, welche der oberste Rath der Celtischen Nationen waren. Man wird gar nicht daran zweifeln, wenn man folgende zwey Anmerkungen überlegt. Erstlich stund es in der Gewalt der Priester, alle Materien der Berathschlagungen, welche ihnen nicht angenehm waren, auf eine andere Zeit zu verschieben. Ehe man die Sachen, weswegen man die Versammlung zusammen berufen hatte, in Erwegung zog, fieng der Priester damit an, das Loos zu fragen, und die Vorbedeutungen zu bemerken, ob die Gottheit es vor genehm halte, daß man jetzt von dieser Sache handele. Wenn die Antwort nicht günstig war, so fragte er diesen ganzen Tag das Loos und die Augurien über die nehmliche Sache nicht mehr. Man kann leicht begreiffen, daß die Priester, unter dem Schein die Gottheit zu fragen, Mittel genug fanden, alle Untersuchungen, welche nicht nach ihrem Geschmack waren, so wie sie es wollten, aufzuschieben. Haben doch auch die Römer, die sich mit ihrer Regierungs-Form so groß machten, mehr als einmal wahrgenommen, daß die Nothwendigkeit die Wahrsager zu befragen, so oft man das Volk wegen einer wichtigen Sache versammelte, die ganze Republik in die Unterwürfigkeit eines Wahrsagers, oder eines Priesters gebracht. Der Geist des Aberglaubens und der Schwärmerey verblendet alle Menschen, welche sich für aufgeklärt halten, so, daß sie oft die wichtigsten und wesentlichsten Dinge, sogar diejenige, worauf sie ihr persönlicher Vortheil aufmerksam machen sollte, nicht wissen.

[Um das Loos zu fragen, bediente man sich eines dünnen Stäbgens von einem fruchtbaren Baum. Tacit. Germ. 10. Die Gesetze der Frisen lehren uns, daß dies Volk auch noch nach seiner Bekehrung, von der Wahrsagerkunst nicht gänzlich abgestanden habe. Nur suchten sie solche durch Christliche Formeln und durch das Creutz, womit sie solche Stäbgen, welche Teni hiessen, bezeichneten, zu heiligen. Dies ist ohne Zweifel der Ursprung der Zauberruthe, oder der von Hasselstauden gemachten Wünschelruthe, durch deren Hülfe man glaubt, Minen, verborgene Schätze und Wasserquellen, welche unter der Oberfläche der Erden verborgen liegen, entdecken zu können.]

Die andere Anmerkung ist, daß selbst, nachdem die allgemeine Versammlung einen Entschluß gefast hatte, es dennoch beständig in der Gewalt der Priester stund, die Ausführung davon aufzuschieben, so lang als sie es vor dienlich hielten. Z. E. Es war nicht erlaubt, daß eine Armee in das Feld zog, daß sie das Lager änderte, daß sie den Feind angriff, bis die Wahrsager untersucht hatten, ob die Zeit das Lager zu verändern, oder ein Treffen zu liefern, glücklich wäre. Wenn es ein General wagte, eine Sache gegen den Willen der Wahrsager vorzunehmen, so muste er alles befürchten. Auf einer Seite würden ihm die Soldaten nicht gehorcht haben, als welche glaubten, dem Willen der Götter weit mehr Ehrerbietung schuldig zu seyn, als den Befehlen ihrer Vorgesetzten, denn sie glaubten, daß sie sich den Zorn der

Gottheit gewiß zuziehen würden, wenn sie der Stimme ihrer Diener nicht gehorchen würden; auf der andern Seite würde sich bey einem übeln Erfolg, der General allein der Verantwortung ausgesetzt haben, und die Priester würden ihm nichts geschenkt haben.

Dieses grosse Ansehen der Priesterschaft, welche beynahe eine unumschränkte Herrschaft über den Geist des Volks ausübte, nöthigte die grosse Herrn, und selbst die Könige, ausserordentlich behutsam mit ihr umzugehen. Wir haben schon anderswo bemerkt, daß die Celten untereinander selbst ihre Richter und Fürsten erwählten; diese, anstatt daß sie eine uneingeschränkte Gewalt behaupten konnten, musten dem Volk Rechenschaft ablegen, als welches sich stets das Recht vorbehielt, sie wieder abzusetzen, wenn sie ihre Gewalt mißbrauchten. Es geschahe daher, daß der Adel genöthiget war, dem Volk zu schmeicheln, um zu Ehrenstellen zu gelangen, und sich dabey zu erhalten. Aber das wahre Mittel die Gunst des Volks zu erlangen, war, daß man sich der Gunst der Druiden versicherte. Niemals gehorchte man einem Fürsten lieber, als wenn er es sich zur Regel gemacht hatte, nichts ohne die Gottheit zu unternehmen, sondern sie jederzeit durch ihre Diener um Rath zu fragen. So oft im Gegentheil ein Prinz sich mit der Geistlichket abwarf, so setzte er sich der Gefahr unvermeidlich aus, verlassen, und gar durch das Volk abgesetzt zu werden. Aus dieser Ursache ließ man die Druiden so gar in den geheimen Rath der Könige. Dieses war das sicherste Mittel das Volk in Gehorsam zu erhalten.

Der

Der Priester einer Nation war nach dem Könige die erste Person des Staats. Er hatte eine gleiche, und bisweilen noch grössere Gewalt, als der König selbst, weil man seine Befehle weit höher achtete, als die Verordnungen des Königs. Daß wir dieses nicht ohne Gründe behaupten, davon wollen wir einige Stellen anführen, welche zeigen werden, daß die Geistlichkeit in dem ganzen Umfange der Länder der Celten gleiches Ansehen hatten.

Julius Cäsar sagt, daß die Druiden in Gallien, eine sehr ausgebreitete Gerichtsbarkeit gehabt hätten. Sie urtheilten über die meisten Verbrechen, sie untersuchten die Streitigkeiten, welche sich nicht allein unter Privatpersonen, sondern auch unter ganzen Völkern erhoben, sie übten Strafen und Belohnungen aus. Die Haupt-Zusammenkunft der Druiden, welche jährlich in der Landschaft Chartres gehalten wurde, war eine Art von Königlichem Hof, wo die Proceßführende Theile von allen Seiten zusammen kamen, und ihre End-Urtheile empfingen.

Dio Chrysostomus sagt noch mehr. Er versichert, daß die Regierung des Staats selbst in den Händen der Druiden gewesen sey. Man giebt, sagt er, bey den Celten den Nahmen eines Druiden denjenigen, welche sich auf die Wahrsagerey und auf andere Künste legten. Es ist den Königen nicht erlaubt, eine Sache in Vorschlag zu bringen, noch weit weniger etwas auszuführen, ohne daß es diese Priester gut heisen. Sie sind es eigentlich, die regieren. Ob gleich die Könige auf goldenen Thronen

sitzen,

sitzen, ob sie gleich in prächtigen Pallästen wohnen, wo sie kostbare Tafeln haben, so sind sie nichts anders, als Vollzieher des Willens der Diener der Religion. Diese Stelle drückt mit wenig Worten alles das aus, was wir von den Priestern der Gallier gesagt haben.

Man darf nicht zweifeln, daß diese Dinge, bey den Deutschen auf den nehmlichen Fuß eingerichtet gewesen. Ihre Priester hatten es über sich, die Gottheit zu fragen, so oft eine wichtige Entschliesung gefaßt oder ausgeführt werden sollte. So wenig sie auch Hochmuth und Geschicklichkeit besassen, so brauchte es doch weiter nichts sie zu Herrn aller Geschäfte zu machen. Der Priester eines deutschen Volks hatte einen grossen Vorzug vor dem König. Der Fürst konnte abgesetzt werden, welches auch oft geschehen ist; der Hohe Priester aber stund nicht in dieser Gefahr. Der Geist Gottes, mit dem man ihn erfüllt glaubte, machte, daß man ihn nicht allein als untrüglich in seiner Lehre ansahe, sondern machte auch, daß man glaubte, daß er so gar in seinem Wandel nicht sündigen könnte; aus diesem Grund verlohr er niemals seine Stelle als mit seinem Leben. Ammianus Marcellinus sagt solches ganz deutlich: „Alle Könige der Burgunder führen den Nahmen Hondinos. Es ist eine alte Gewohnheit bey diesen Völkern, ihren König abzusetzen, so oft sie im Kriege unglücklich sind, oder das Erdreich ihnen eine reichliche Erndte versagt. Nach dem Exempel der Egyptier, schreiben sie alle diese Unglücksfälle den Fürsten zu, die sie beherrschten. Aber mit dem Hohen Priester, den sie Sinistus heis-

heissen, verhält es sich ganz anders. Er ist der erste Mann im Staat, omnium maximus, und behält sein Amt so lang er lebt." (Amm. Marcell. XXVIII. c. 5.)

Wir wollnn hier noch das hersetzen, was die Alten von dem Hohen Priester der Geten erzählen. Strabo sagt: „Man sagt, daß ein gewisser Gete, Nahmens Zamolxis, als er Sclave bey dem Pythagoras gewesen, von diesem Philosophen einigen Unterricht in der Astrologie bekommen habe. Dieser Landstreicher kam auf seinen Reisen nach Egypten, und machte sich daselbst in dieser Wissenschafft vollkommener. Bey der Zurückkunft in sein Vaterland, wuste er sich bey dem Fürsten und dem Volk beliebt zu machen, indem er ihnen die Vorbedeutungen erklärte, und endlich überredete er den König sogar, ihn zum Gehülfen in der Regierung, als einen getreuen Ausleger des Willens der Götter anzunehmen. Hierauf wurde Zamolxis sogleich als Priester des Gottes ernannt, den die Geten vorzüglich vor den andern verehrten. In der Folge bekam er so gar den Nahmen eines Gottes, und verbarg sich an einem Ort voller Höhlen, dessen Zugang dem Volk verboten war. Hier brachte er sein Leben zu, und ließ sich selten von Fremden sehen, ausgenommen von dem Könige und seinen Bedienten. Der König auf seiner Seite, befestigte die Geten in der Vorstellung, die sie von dem Zamolxis hatten, weil er sahe, daß das Volk ihm jetzo weit mehr unterworfen war, als vorher, und ihn als einen Fürsten ansah, der nichts anordnete, als was von Seiten der Götter käme. Auch hat sich

dieser

dieser Gebrauch bis auf unsere Zeiten erhalten, weil sich beständig ein Mann von dem Charakter des Zamolxis gefunden hat, welcher der Rath des Königs war, und dem die Geten den Nahmen eines Gottes geben." Ein wenig weiter unten setzt Strabo hinzu: Boerebitas, König der Geten, brauchte mit grossem Nutzen den Dienst eines Zauberers, mit Nahmen Diceneus, welcher, als er Egypten durchreist war, daselbst gewisse Arten zu weissagen gelernt hatte, deren er sich bediente, das Volk zu überreden, daß die Götter Orakel-Sprüche durch seinen Mund ertheilten. Es fehlte wenig, daß man ihn nicht, so wie den Zamolxis, von dem wir oben geredet haben, als einen Gott ansahe. Ein Beweiß von der Gewalt, welche Diceneus über das Gemüth der Geten hatte, ist, daß, als er ihnen anrieth ihre Weinberge auszurotten, und sich des Weins gänzlich zu enthalten, sie ihm darinnen willig folgten. (Strabo VII. 297. H. 304.)

Was Strabo von dem Hohen Priester der Geten sagt, wird auch von dem Jornandes bestättigt: „Diceneus kam in das Land der Gothen, als Sitalcus Boroista daselbst die Regierung hatte, und Sylla zu Rom Dictator war. Boroista nahm ihn auf, und ertheilte ihm eine solche Gewalt, welche dem königlichen Ansehen nahe kam. Auf seinen Rath geschahe es, daß die Gothen die Länder der Deutschen verheerten, welche gegenwärtig die Thracier besitzen. Alles was er den Gothen anrieth, wurde als nützlich, angenehm, heilsam und ihrer ganzen Bestrebung würdig, angenommen und ausgeführt. — Alle die verschie-

schiedene Lehren, welche er den Gothen ertheilte, erwarben ihm ein so grosses Ansehen, so wohl bey Geringen als Grossen, selbst die Könige nicht davon ausgenommen, daß alle auf gleiche Weise seine Befehle annahmen." Nach dem Tod des Diceneus, hatten sie beynahe die nehmliche Hochachtung gegen den Comosicus, welcher nicht weniger Geschicklichkeit besaß, als sein Vorfahrer. Seine Geschicklichkeit machte, daß man ihn nicht nur wie einen Hohen Priester, sondern selbst wie einen König ansahe, so, daß er das Volk nach der Gerechtigkeit richtete. (Jornandes cap. II.)

Wir können uns nicht enthalten, hier noch eine ganz besondere Sache anzuführen, welche Polyänus erzählt, weil sie zeigt, wie sehr die Unwissenheit und Leichtglaubigkeit des Volks, den Hochmuth der Geistlichkeit bey den Thraciern unterstützte, da er von den Cereniern und Scabdern redet, so sagt er: Es ist ein bey ihnen allgemein eingeführter Gebrauch, daß derjenige, welcher Hoherpriester der Juno ist, sie auch allemal, wenn sie in den Krieg ziehen, anführt. Einstmahls, als sie sich weigerten, dem Cosingas, welcher zu gleicher Zeit ihr General und ihr Hoherpriester war, zu gehorchen, so ließ er viele grosse Leitern anstellen, und eine über der andern anbinden. Man machte hierauf bekannt, daß er in den Himmel steigen, und sich bey der Juno, über den Ungehorsam der Thracier beklagen wollte. Die Leute waren einfältig und dumm genug, dem Gerücht zu glauben; und in der Furcht, daß ihr Anführer in den Himmel steigen möchte, kamen sie und warfen sich vor seinen Füssen nieder,

baten

baten ihn um Verzeihung, und versprachen ihm mit einem Eyd alles, was er befehlen würde, ohne einigen Aufschub zu vollziehen. (Polynaeus lib. VII. cap. 22.)

Wenn wir nicht befürchteten uns zu lang aufzuhalten, würde es uns leicht seyn, zu zeigen, daß die Mager in Persien eben das Ansehen gehabt haben, welches die Druiden in Gallien behaupteten. Sie verwalteten die Staatsgeschäfte, bestimmten die Strafen und Belohnungen. Die Wissenschaft, welche sie sowohl von der Physiologie, als der Art und Weise den Göttern zu dienen, hatten, gab ihnen einen Zutritt in den Rath des Königs, worinnen sie Beysitzer waren, wenn er die Gerechtigkeit verwaltete. Die Wahrsagerey und Magie, unterwarfen selbst die Könige ihrer Gewalt, diese konnten, ohne ihren Willen, nichts unternehmen. Dieses ist genug um zu zeigen, daß die Geistlichen in dem ganzen Umfang der Celtischen Landschaften einerley Ansehen hatten. (Agathias II. 65. Dio Chrysost. c. XLIX. pag. 538. Plin. XXX. 1.)

Wir müssen jetzo von der Beschaffenheit der Priester und ihrer Einrichtung selbst reden. Diejenige, welche gesagt haben, daß die Druiden eine gallische Nation gewesen, haben sich auf eine nicht ganz genaue Art ausgedrückt. Die Druiden machten kein Volk aus, welches von den andern Völkern der Gallier unterschieden war. Man siehet indessen wohl, was zu dieser Redensart Gelegenheit gegeben hat. Die Priester der Scythischen und Celtischen Völker leiteten gemeiniglich ihren Ursprung von gewissen

Fami-

Familien, welche den heiligen Dienst verwalteten, her, auf die nehmliche Art, wie die Leviten und das Geschlecht Aarons bey den Juden. Es war eine unter diesen Völkern eingerissene Gewohnheit, daß die Kinder alle ihren Aeltern in ihrer Lebensart nachfolgten. (Steph. de Urb. p. 311.)

Wir werden unten Gelegenheit haben, dieses weitläuftiger zu beweisen, und alsdenn werden wir auch untersuchen, was Gelegenheit dazu habe geben können, eine Gewohnheit, welche sich dem Strabo zu Folge, bis zu den Scythen in Kleinasien verbreitet hatte, einzuführen. Dieser Weltbeschreiber sagt, „daß man in dem Asiatischen Iberien, verschiedene Ordnungen von Menschen finde. Erstlich die Familie, aus welcher man die Könige wählte. Diese Wahl fällt stets auf den ältesten Verwandten des verstorbenen Königs. Derjenige, welcher ihm am Alter unmittelbar der nächste ist, verwaltet die Gerechtigkeit, und führet die Armeen an. Die andere Classe bestehet aus Priestern, deren Dienst man ebenfalls gebraucht, mit benachbarten Völkern in Unterhandlung zu tretten. Zur dritten gehören die Kriegs- und Arbeitsleute. Die vierte endlich, enthält das gemeine Volk. Diese sind die Sclaven des Königs, und man braucht sie bey allen Arbeiten, welche die Unterhaltung des Lebens erfordert. Die Iberer theilen ihre Ländereyen gleichfalls nach Familien ein, und jede Familie besitzt diejenigen, so ihr zugehören, gemeinschaftlich. Der Aelteste einer Familie regiert sie und verwaltet ihre Einkünfte.“ Dieser Gewohnheit zu Folge, waren alle Kinder eines Priesters Glieder der

Geistlichkeit, blieben in den heiligen Oertern, und wurden daselbst von den bestimmten oder zufälligen Einkünften der Kirche erhalten; so, daß die Druiden in Wahrheit eine Art von einem besondern Volk ausmachten, welches seine eigene Wohnung und seine besondern Einkünfte hatte, und welches sich selten mit andern Familien des Staats vermischte. (Strabo XI. p. 105.)

Wir haben schon an einem andern Ort bewiesen, daß die Druiden mit ihren Weibern und Kindern, in den Heiligthümern wohnten: also wird es unnöthig seyn, die Sache noch einmal zu sagen. Wir müssen nur noch bemerken, daß die Häusser der Celten in den Wäldern und denjenigen Gegenden waren, welche zu den geheiligten Orten gehörten, nicht aber in den Heiligthümern selbst, wo es nicht erlaubt war, sich anzubauen. Wenn einige Druiden in dem Innersten der Heiligthümer wohnten; so musten sie ihre Wohnungen in Höhlen, welche die Natur daselbst gemacht hatte, nehmen.

Dem sey wie ihm wolle, so erhellet aus dem, was wir so eben bemerkt haben, daß man die Druiden nach der Familie, wovon sie abstammten, und nach dem Heiligthum, wo sie gebohren waren, von einander unterscheiden muste. So sagt Ausonius zum Attius Patera, daß er von dem Geschlechte der Druiden wäre, welche in der Landschaft der Bajocassier wohnten, und daß er von dem Tempel, welchen der Gott Belenus in diesem Land hatte, seine Abkunft herleitete. Wenn der nehmliche Dichter von Phöbitius redet, so sagt er, daß er Küster des Gottes Belenus und von derjenigen Familie

der

der Druiden gewesen, welche in Armorica wohnhaft waren. (Auson. Prof. IV. p. 50. Ibid. X. p. 54. 55.)

Strabo scheint nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß die Geistlichkeit der Gallier in drey verschiedene Classen vertheilet war, die Barden, die Wahrsager und die Druiden. „Alle Gallier, sagt dieser Geograph, haben eine besondere Ehrerbietung gegen drey Ordnungen von Menschen, die Barden, die Wahrsager und die Druiden. Die Barden verfertigen Lobgesänge und Gedichte; die Wahrsager bringen die Opfer und legen sich auf die Physiologie; die Druiden beschäftigen sich noch ausser der Physiologie auch mit der philosophischen Moral. Sie stehen im Ruf, daß sie eine unwandelbare Rechtschaffenheit haben. Daher kommt es, daß man ihnen die Entscheidung der Streitigkeiten, welche Privatpersonen und so gar ganze Völker unter einander haben, überläst. Bisweilen untersuchen die Druiden von zwey Parteyen, unter sich, dasjenige, was die Ursache eines Kriegs ausmachte, und finden Mittel, die Armeen zu besänftigen, welche in dem Begriff waren, eine Schlacht zu liefern. Sie haben vorzüglich auf sich, die Processe zu entscheiden, wobey es auf Mord und Blutvergiessen ankommt. (Strabo IV. 197.)

Ammianus Marcellinus folgt hierinnen dem Strabo: Die Geister, sagt er, hatten sich unvermerkt in Gallien entwickelt, die Wissenschaften fiengen an daselbst in Flor zu kommen. Diejenigen, die solche zuerst lehrten, waren Barden, Wahrsager und Druiden. Die Bar-

den besungen in Heldengedichten und bey der sanften Einstimmmung ihrer Leyer, die Thaten berühmter Männer; die Wahrsager studirten die Verwickelung und die Geheimnisse der Natur, und legten sich darauf sie zu erklären; die Druiden, welche eine grössere Einsicht hatten als die andern, lebten zusammen in Gemeinschaft, nach Art der Pythagoräer, legteu sich auf verborgene und erhabene Wissenschaften, und setzten sich über die menschlichen Umstände hinaus, und sagten, daß die Seelen der Menschen unsterblich wären. (Amm. Marcell. lib. XV. cap. I. p. 99.

Man findet diese drey Ordnungen der Geistlichen auch in einer Stelle des Diodors von Sicilien: „Die Gallier haben eine grosse Hochachtung vor die Druiden, welche die Weltweisen und Gottesgelehrten dieser Nation sind. Sie haben auch ihre Wahrsager, welchen sie vielen Glauben beymessen. Die Wahrsager verkündigen künftige Dinge, so wohl durch den Flug der Vögel, als durch den Anblick der Opferthiere, voraus, und das Volk ist ihnen ganz unterthänig. Sie leisten vornehmlich etwas ausserordentliches und unglaubliches, wenn man sich über ausserordentlich wichtige Geschäfte berathschlagen will. Man opfert alsdann einen Menschen, welchen der Wahrsager mit einem Schwerdt über dem Zwergfell durchsticht, um so wohl aus der Art wie das Schlachtopfer zur Erde niederfällt, als auch aus dem Zittern der Glieder, die zukünftigen Schicksale vorher zu sagen. Er beobachtet auch noch ausserdem, wie das Blut laufe. Die Gallier messen dieser Art von Wahrsagung, die bey ihnen sehr alt ist,

vielen

vielen Glauben bey. Es ist eine Gewohnheit, welche unter diesem Volk überall angenommen ist, daß sie gar kein Opfer ohne den Dienst eines Philosophen bringen. Sie geben zum Grund dieses Gebrauchs an, daß, wenn man den Göttern Geschenke bringen wollte, so sey es schicklich, seine Zuflucht zum Dienst solcher Leute zu nehmen, welche die Gottheit kennten, und ihre Vertraute wären. Man folgte den Druiden und Dichtern, welche die Lobgesänge verfertigten, nicht allein in den Sachen, die sich auf den Frieden bezogen, sondern auch in denjenigen, welche den Krieg angiengen. Freunde und Feinde haben gleichen Gehorsam vor ihnen. Man hat oft gesehen, daß, wenn die Armeen schon gegen einander stunden, und der Soldat seine Lanze gegen den Feind geworfen hatte, und schon im Begriff war, die Glieder mit dem Degen in der Faust zu trennen, daß die Druiden zwischen beide Armeen tratten, und den aufgebrachten Soldaten besänftigten, wie man wilde Thiere zahm macht; so gewiß ist es, daß sogar bey den grausamsten und wildesten Nationen die Wuth der Weißheit nachgiebt, und daß es keine einzige Nation gebe, wo der Mars keine Hochachtung vor den Musen haben sollte." (Diodor. Sic. lib. 5. p. 213.)

Wenn man diese drey Stellen sorgfältig mit einander vergleicht, so wird man finden, daß die Wahrsager bey den Galliern eigentlich die Diener der Religion waren. Sie brachten die Opfer, legten die Vorbedeutungen aus, sagten künftige Dinge, so wohl aus dem Flug der Vögel, als aus den Eingeweiden der Opferthiere, vorher; mit einem Wort, sie ertheilten

im Nahmen der Gottheit einem jeden, der kam, bey ihnen sich Raths zu erhohlen, Antwort. Dieses drückt Strabo damit aus, daß er sagt, sie wären Priester und Physiologen. Die Physiologie bestund damals, wie wir schon anderswo gesagt haben, darinnen, daß sie die Natur und Verbindung ihrer Theile in der Absicht studirten, um daraus Muthmassungen vor die Zukunft zu nehmen. Es war in jedem Heiligthum einer von diesen Wahrsagern; dieser war, nach unserer heutigen Mundart, der Priester einer Pfarrey, oder der Bischof eines Kirchspiels, das ist derjenige, welchen Tacitus den Priester einer Stadt nennet, Sacerdos civitatis: Er war zugleich Opferpriester einer ganzen Stadt oder eines Cantons. Bey seinen priesterlichen Verrichtungen war er auch der Vorsteher der Geistlichen, welche in einem heiligen Orte wohnten, er verwaltete die Güter der Kirche, und sorgte für den Unterhalt der Geistlichen, welche ihm unterworfen waren. (Tacit. Germ. X.)

Die Druiden waren ganz andere Glieder der Geistlichkeit. Sie lebten in Gemeinschaft in den Heiligthümern, unter der Aufsicht eines Priesters, der sie zu dem Dienste anhielt, wozu sie fähig waren. Dieser Oberpriester war gemeiniglich aus ihrer Gesellschaft genommen, und wurde durch die Mehrheit der Stimmen erwählt. Da die Gallier in den Gedanken stunden, daß ein Opfer der Gottheit nicht angenehm wäre, wenn es nicht durch einen Diener der Religion gebracht würde; so darf man nicht zweifeln, daß dieser Priester seine Druiden nicht selten in einzelne Häusser geschickt habe, um daselbst die häußlichen Opfer zu schlachten, welchen er nicht selbsten beywohnen konnte.

Da

Da im übrigen diese Druiden in grosser Anzahl waren, und folglich wenig Beschäftigungen hatten; da sie ausserdem alle Hände-Arbeit, als eine ihrem Charakter unanständige Sache ansahen: so wandten sie ihre müßige Stunden dazu an, entweder Processe zu untersuchen, die man der Entscheidung der Geistlichkeit unterwarf, oder die Philosophie, Theologie und andere Wissenschaften, deren wir gedacht haben, zu studiren. Ausser den besondern Studien, welche jeder für sich ausübte, hatten sie auch noch nach Art der Pythagoräer allgemeine Zusammenkünfte, worinnen sie sich, wechselsweiß, ihre Zweifel und Entdeckungen über die Materie, welche den Gegenstand ihrer Untersuchung ausmachte, mittheilten.

Was die Barden anbelangt, welche die Dichter der Gallier waren, so ist es gewiß, wie wir schon an einem andern Orte gezeigt haben, daß sie gar keinen heiligen Dienst versahen, sondern vielmehr ihr Leben gewöhnlich in dem Gefolg der grossen Herrn zubrachten. Auch sagen die eben angeführte Schriftsteller nicht, daß die Barden Glieder der Geistlichkeit gewesen wären. Diodor von Sicilien sagt blos, daß sie mit den Druiden die Hochachtung und das Zutrauen des Volks getheilt hätten. Wir müssen indessen bekennen, daß, wenn man den Julius Cäsar und den Strabo mit einander vergleicht, man daraus schliessen könne, daß, wenn auch die Barden keine eigentliche Glieder der Geistlichkeit waren, sie wenigstens doch von der priesterlichen Familie waren. Julius Cäsar sagt, „daß in ganz Gallien nicht mehr als zwey Ordnungen von Menschen wären,

ren, welche in Ansehen stünden. Das Volk wird für nichts geachtet, und ihr Zustand ist beynahe gar nicht von dem Zustand der Sclaven unterschieden. Diese beyden Orden sind die Druiden und die Edelleute.“ Strabo ließ sich in eine weitere Entwickelung ein, und theilt die Druiden, deren Julius Cäsar erwähnt, in drey verschiedene Classen, die Wahrsager, die eigentlich so genannten Druiden, und die Barden. Daraus kann man ganz natürlich schliessen, daß die Barden mit zu der Gesellschaft der Druiden gehört haben, die von ihren Kindern diejenigen, bey welchen sie eine Anlage zur Dichtkunst vermerkten, auswählten, um daraus Dichter und Thonkünstler zu machen, und sie als solche in das Gefolg der grossen Herrn zu schicken. (Cæs. VI. 13.)

Will man übrigens behaupten, daß die Barden, die Druiden und die Wahrsager oder Priester, ob sie gleich alle zur Gesellschaft der Geistlichen gehörten, dennoch verschiedene Familien gewesen wären, welche so, wie die Priester und Leviten bey den Juden, gleichfalls verschieden waren, so kan man solches zugeben. Wenn Strabo von diesen dreyen Orden redet, so gebraucht er das griechische Wort, Φύλη, welches eben so wohl verschiedene Familien, als verschiedene Classen bedeuten kann.

Wir haben schon oben bemerkt, daß der Adel bey den Galliern den Druiden seine Kinder zum Unterricht und zur Erziehung anvertraute, welche in den heiligen Oertern als Kostgänger aufgenommen und verpflegt wurden. Julius Cäsar drückt sich also aus, daß man daraus

aus sollte schliessen können, daß unter diesen Schülern einige gewesen, welche den geistlichen Stand ergriffen, das heist, welche in die Gesellschaft der Priester getretten wären. „ Die Druiden sind nicht gewohnt, sagt er, in den Krieg zu ziehen, sie zahlen auch keine von den Abgaben, welchen die andern unterworfen sind; nebst der Ausnahme von dem Soldaten-Stand geniessen sie auch noch eine völlige Freyheit von allen Beschwerden. Diese Vorzüge ermuntern viele Personen, sich von freyen Stücken unter die Disciplin dieser Priester zu begeben; andere werden von ihren Vätern und Müttern, oder von ihren nächsten Anverwandten, in die Heiligthümer geschickt. Hier läst man, nach der gemeinen Erzählung, die Jugend eine Menge Verse auswendig lernen: es finden sich so gar solche, welche bis auf zwanzig Jahre unter den Druiden studiren. " Aber wir müssen diese Worte des Julius Cäsars nicht allzu genau nehmen. Dieser Geschichtschreiber will weiter nichts sagen, als daß das grosse Ansehen der Druiden ihnen viele Schüler verschaffe, unter welchen auch solche gewesen, welche freywillig zwanzig Jahre lang in ihrer Schule zubrachten, und solche ganze Zeit über nicht nöthig hatten, in den Krieg zu ziehen. (Cæs. VI. 14.)

[Aber warum begaben sich einige Personen freywillig zwanzig Jahre lang in die Disciplin der Druiden? Dieses geschahe, wie mich dünkt, aus keinem andern Grund, als weil sie sich dem priesterlichen Stand widmeten. Wären die Celten eben so eifersüchtig darauf gewesen, wie wir, gelehrt zu scheinen, wären die Wissenschaften selbst

bey ihnen in Ansehen gestanden; so wollte ich glauben, daß sie ihre Jugend dazu hätten anwenden können, um sich darinnen unterrichten zu lassen: aber Völker, welche nur Verachtung gegen die Wissenschafften zeigten, welche es sich vor eine Schande hielten, lesen und schreiben zu können, weil der Weg der Waffen, nach ihrer Meinung, die einzige Laufbahn war, worauf man sich Ruhm erwerben konnte, wo man sich das Verdienst erlangen konnte, einstens die erste Stelle in dem Aufenthalt der Glückseligen zu erlangen; Völker, welche diese Vorstellungen hatten, konnten diese wohl die glücklichste Zeit ihres Lebens durch studiren, da ihnen die Wissenschaften keinen Vortheil verschafften? Die Freyheiten, welche sie während ihren Studierjahren genossen, waren kein hinlänglicher Beweggrund, die Celten zu bestimmen, die lange Weile und den Mißfallen, welche sie in dem Nachdenken über diese abstracte Wissenschaften fanden, dem Vergnügen, welches sie in dem Krieg fanden, vorzuziehen. Würden überdies diejenigen, welche diese Partey ergreiffen wollten, sich in dem Geist ihrer Mitbürger nicht entehret haben? Siehe oben im VII. B. p. 12. und 13. Allein das geistliche Amt war es, welches diejenigen mit Ehre vom Soldaten-Stand ausschloß, welche das Alter erreicht hatten, wo man den männlichen Rock anzog. Tacit. Germ. 13. Herr Pelloutier bekennt selbst, oben §. 5., daß die Druiden von allen Waffen-Uebungen befreyt waren.]

Zulezt sind diese zwey Stücke völlig ausgemacht. Erstlich, alle Gallische Edelleute folgten den Waffen. Zum andern, die grossen Herrn, welche bey den Druiden studirt hatten, machten sich eine Ehre daraus, selbst den Nahmen eines Druiden zu führen, (welches der Ursprung der Annahme an Kindes statt ist, vermöge welcher die Laien als Mitglieder eines geistlichen Ordens angenommen werden,) es sey nun, daß sie nur dasjenige angenommen haben, was man heut zu Tag die kleinen Orden nennt, oder es sey, daß sie beständig das Recht behalten haben, den Zusammenkünften der Druiden beyzuwohnen, worinnen man die Materien untersuchte, welche sie durchgedacht hatten. Zum Exempel, Divitiacus war ein grosser Herr der Eduer, und besaß in seinem Vaterlande die erste Stelle des Staats, welches die Stelle des Vergobrets war. (Berg oder Bergen, bedeutet bey den Deutschen Gerechtigkeit handhaben, und Obret, oder Obrest, bedeutet so viel als der Erste oder Oberste. Der Vergobret war also die höchste Obrigkeit der Eduer.) Er nahm gleichfalls den Nahmen eines Druiden an. Zum wenigsten führt Cicero seinen Bruder Quintus, welcher in Gallien war, also redend ein: „Die Barbaren selbst haben diese Art von Wahrsagungen nicht aus der Acht gelassen. Sie macht in Gallien das Studium der Druiden aus, unter welchen ich den Divitiacus, einen Eduer, euren Freund und Bewunderer, gekennt habe, der sich schmeichelte, diejenige Ordnung der Natur zu verstehen, welche die Griechen Physiologie nennen, und der zukünftige Dinge, theils aus dem Flug der Vögel, theils aus Muthmassungen vorher sagt.

[Es

[Es scheint, daß Divitiacus ein Priester der Eduer war. Cicero läst ihn die Handlungen verrichten, welche ausschliessungsweisse den Wahrsagern vorbehalten waren. Würden die gallischen Priester wohl erlaubt haben, daß sich ein Laye auf solche Art die Verrichtungen des heiligen Amts angemaßet hätte? Ich zweiffele sehr daran. Die Priester der Druiden waren nicht weniger eifersüchtig auf ihren Dienst, als unsre Geistlichkeit.)

Der Priester des Heiligthums, wo die Hauptzusammenkunft des Volks gehalten wurde, war der höchste oder oberste Priester des ganzen Landes, und als solcher hatte er die Aufsicht über die ganze Geistlichkeit verschiedener Cantons. Wir haben oben gesehen, daß Zamolxis, Dieneus und Comosicus diese Stelle zu verschiedenen Zeiten bey den Geten bekleidet haben. Wir haben auch angemerkt, daß die Burgunder ihren Hohenpriester, den sie Sinistus nennten, hatten. Ohne zu wissen, welchen Nahmen ihm die Gallier gaben, wissen wir doch so viel, daß sie einen hatten. Julius Cäsar sagt es ausdrücklich: Alle Druiden sind unter dem Gehorsam eines Oberhaupts, welcher über sie eine unumschränkte Gewalt hat. Stirbt er, und findet sich unter den Druiden einer von grössern Verdiensten, so wird er sein Nachfolger: finden sich verschiedene von gleichem Verdienst, so wird er durch die meisten Stimmen der Druiden gewählt; bisweilen wird diese Stelle durch die Waffen entschieden. (Cæsar VI. 13.)

Nach

Nach aller Wahrscheinlichkeit hat sich, nachdem verschiedene Völker zusammengetretten waren, um desto leichter einem gemeinschaftlichen Feind widerstehen zu können, der Hoheprieſter des Volks, dem sie das Regiment, oder das Recht andere zusammen zu berufen übertragen hatten, oder der Priester eines Heiligthums, in welchem die allgemeine Zusammenkunft gehalten wurde, zum Oberhaupt aufgeworfen, und ist, als ein solcher, von der sämmtlichen Geistlichkeit der Gallier, in diesem weitläuffigen Lande angenommen worden. Præest unus, qui summam inter eos habet auctoritatem.

Dieser Oberprieſter wurde gewöhnlich durch die meisten Stimmen der andern Druiden gewählt, welche ihn beständig aus ihrem eigenen Orden wählten: Suffragio Druidum adlegitur. Bisweilen geschahe es, daß ein Druide, welcher grössere Verdienste als die andern hatte, zur Würde eines Hohenpriesters erhoben wurde, ohne den gewöhnlichen Ceremonien der Wahl unterworfen zu seyn: Si quis ex reliquis excellit dignitate, succedit. Allein, weil dieser Vorzug nicht stets von den andern, welche sich mit um diese Stelle beworben, erkannt wurde, so war es unvermeidlich, daß daraus grosse Verdrüßlichkeiten entstunden. Zuweilen wird diese Stelle so gar durch die Waffen entschieden. Die hochmüthigen Druiden, voller Einbildung auf ihre vorzügliche Gaben, ergriffen die Waffen, eine Stelle mit Gewalt zu erlangen, welche sie glaubten vor allen andern Mitwerbern vorzüglich zu verdienen. Aber dieser Krieg war bald geendigt; er entschied sich durch einen Zwey-Kampf. Dieses ist der wahre Verstand der

Worte

Worte des Julius Cäsars: De principatu armis contendunt. Der Zweykampf war, wie wir schon gezeigt haben, bey den Celten ein allgemeiner Gebrauch, indem sie glaubten, daß alles dem Stärkern gehöre, und daß der Ausschlag, den man durch das Schicksal der Waffen erhielte, das Werk der Vorsehung, oder das Urtheil Gottes selbsten, wäre.

Diese Art, zur hohenpriesterlichen Würde zu gelangen, darf uns nicht befremden; sie gründete sich auf die Grundsätze einer kriegerischen, barbarischen und aberglaubischen Nation. Aber wie groß muß nicht das Erstaunen der Ungläubigen seyn, welche die Geschichte der Europäischen Völker lesen, wenn sie sehen, daß die Hohenpriester eines Gottes des Friedens, die Diener einer Religion, welche nichts als Heiligkeit und Liebe predigt, die ganze Christenheit in Waffen setzen, und die Gläubigen aufhetzen, einander zu erwürgen, wenn sie sehen, daß sie sich selbsten an die Spitze der Armeen stellen? Doch lasset uns einen Vorhang über die Greuel decken, welche von solchen begangen worden, welche sich ehemals um die Römische Pabststelle beworben. Die Druiden, welche nach der höchsten Ehrenstelle trachteten, waren bey weitem nicht so grausam und so ruchlos, als Alexander VI. und Urbanus VI. Sie nahmen ihre Zuflucht nicht zum Gift und zur Verrätherey; sie zerstöhrten die Heiligthümer ihrer Neben-Buhler nicht, sie verkauften nicht die Heiligthümer, und machten nicht aus ihren Privat-Streitigkeiten bürgerliche Kriege, welche Schwerd und Feuer in alle Theile der Nation ausbreiteten. Ihre Ansprüche waren bald entschieden: ein Zwey-Kampf auf einem

nem eingeschlossenen Platz gab denjenigen zu erkennen, welcher der würdigste war, die hohepriesterliche Würde zu begleiten: De principatu armis contendunt.

Da die Gallische Geistlichkeit einem Oberhaupte unterworfen war, so vereinigte sie sich noch genauer durch die Haupt-Versammlung, deren Julius Cäsar Erwähnung thut: „Die Druiden versammeln sich, sagt er, zu einer gewissen Jahrszeit in dem Land der Carnuter, welches man vor die Mitte von Gallien hält. Hier setzen sie sich an einem heiligen Orte. Alle diejenigen, welche Streitigkeiten haben, kommen von allen Orten hier zusammen, und unterwerfen sich ihrem Ausspruch." Diese Worte scheinen deutlich zu erkennen zu geben, daß man zu dem Ort der Versammlung einen Ort gewählt habe, wo das Heiligthum in der Landschaft Chartres war, nicht weil es der beständige Sitz des obersten Priesters war, sondern wegen seiner bequemlichen Lage, weil es mitten in Gallien lag. Obgleich diese Versammlung eigentlich ein Gerichtshof war, so darf man doch nicht zweifeln, daß die Druiden diese Gelegenheit nicht selten benutzt haben werden, auch über ihre eigene Geschäfte sich zu berathschlagen, und eine Verbindung zu befestigen, welche vieles beytrug, ihre Gewalt und Ansehen zu bestättigen. (Cæs. VI. 13.)

Es erhellet aus dieser umständlichen Erklärung und aus demjenigen, was wir anderswo von den Reichthümern und Einkünften der heiligen Orte gesagt haben, daß die Druiden in Gallien eine besondere Gesellschaft ausmachten, welche aus einer gewissen Anzahl Familien bestunde,

stunde, welche unveräusserliche Güter und Ländereyen mit einander gemein hatte, die durch ihre eigene Vorgesetzte regieret wurde, und zu gleicher Zeit ihre Gerichtsbarkeit und Privatversammlungen hatte. Man darf sich gar nicht wundern, daß, als das Christenthum in Gallien eingeführt wurde, die Sache in gewissem Betracht auf dem nehmlichen Fuß gelassen wurde. Die Christliche Geistlichkeit fand ihre Rechnung dabey, und das Volk, welches es als einen Kirchen-Raub ansahe, die Güter der heidnischen Kirche zu berühren, gab ohne Mühe ihre Einwilligung dazu, daß solche der Christlichen Geistlichkeit heimfiele.

Wir müssen nun auch ein paar Worte von den Vorzügen reden, welche die Geistlichkeit bey den Celtischen Völkern genoß. Obgleich die Geistlichen in dem Staat, eine, von dem weltlichen Stand ganz abgesonderte Gesellschaft ausmachten, so hinderte dieses doch nicht, daß sie nicht selbst Glieder des Staats waren, und eine ansehnliche Stelle auch in der bürgerlichen Gesellschaft behaupteten. Wir haben zum Exempel gesehen, daß sie in den Rath der Prinzen kamen, nnd darinnen alle Unternehmungen regierten, daß die Haupt-Versammlung ohne ihren Willen weder über ihren Gegenstand rathschlagen, noch solchen ausführen konnte; daß sie es auf sich hatten, die Ordnung in dieser Versammlung zu handhaben; daß sie die meisten Streitigkeiten, welche sich nicht nur unter Privatpersonen, sondern auch unter ganzen Völkern erhoben, schlichteten; daß die Kirchenzucht, welche sie hielten, ihnen das Recht ertheilte, einen Mann von allen Wohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft auszuschliessen. Man kan also leicht begreiffen,

daß

daß sie im Staat eine Stelle behaupten musten, welche mit ihrer Gewalt und mit den Reichthümern, welche sie besassen, in Verhältniß stund. In der Thal war das Amt eines Priesters bey den Celten sehr ansehnlich. Der Hoheprieſter hatte die Stirn mit einer königlichen Hauptbinde umwunden; ordentlicherweiße war er nach dem Könige die erste Person des Staats, und der ganze geistliche Orden folgte unmittelbar nach dem Adel. Von den Geten ist dieses ohne allen Zweifel. Jornandes sagt: „daß Diceneus zum Priester-Amt den besten Adel der Nation gewählt, und den Priestern den Nahmen Pileati ertheilt habe, weil sie, während der Zeit der Opfer, eine Art von Bischofs-Hüten trügen, opertis capitibus, tiaris, litabant. Den übrigen Theil der Nation, nemlich die weltlichen, nennte er capillatos. Die Gothen hielten diesen Namen in so grossen Ehren, daß sie dessen noch heut zu Tag in ihren Gesängen erwähnen.“ (Strabo XI. p. 505. XII. p. 535. 557. Jornand. c. II.)

Die Geten und die Gothen, welche von ihnen abstammten, machten sich eine Ehre daraus, den Nahmen eines Capillati zu führen, weil dieses ein Titul des Adels war, wie wir an seinem Ort gezeigt haben. Aber der Nahme Pileati, welcher den Priestern eigen war, bezeigte einen, über den Adel erhabenen Stand. Man siehet solches aus dem, was die Geschichtschreiber anführen, daß Decebalus, König der Geten, den Frieden von dem Kayser Trajan zu erhalten, ihm Anfangs blos Adeliche geschickt habe, Comatos, und hernach Priester, Pileatos, welches die ansehnlichsten Leute der Nation wa-

ren. (Theodos. Excerpt. ex Dionys. Cass. L. LXVIII. p. 373. Petrus Patritius in excerpt. Legat. p. 24.)

Die Geistlichkeit hatte ohne Zweifel in Gallien den nehmlichen Rang, den sie bey den andern Celtischen Völkern hatten. Wenn Julius Cäsar von zwo Classen ansehnlicher Leute redet, die man zu seiner Zeit in Gallien sahe, so nennt er die Druiden vor den Edelleuten, und alles was er, in der nehmlichen Stelle, von dem Ansehen, welches sie hatten, und von der Hochachtung, welche man ihnen erzeigte, sagt, giebt deutlich zu erkennen, daß sie den Vorzug vor allen andern Gliedern des Staats hatten.

Ausser der Ehre des Rangs, waren die Druiden noch in dem Besitz zweyer anderer Vorrechte, welche weit wichtiger und ansehnlicher waren. Erstlich, zahlten sie gar keine von den Abgaben, welchen die Weltlichen unterworfen waren, und genossen eine völlige Freyheit. Diese Freyheit der Druiden bestund darinn, daß man gar keine Auflage, weder auf ihre Personen, noch auf ihre Ländereyen, noch auf andere Dinge, welche sie zu ihrem Unterhalt brauchten, legen konnte. Diese Freyheiten waren gewiß bey den Galliern sehr ansehnlich, wo der Adel, der sich die Regierung anmaste, das Volk durch übertriebene Auflagen beschwehrte. Aber man würde dieses in andern Celtischen Ländern vor nichts geachtet haben, wo alle andere Glieder des Staats, von dem allergrösten bis zu dem allerkleinsten, eine vollkommene Freyheit genossen, ohne daß es, weder dem Adel, noch den Königen selbst, erlaubt war, freyen Leuten irgend eine Steuer aufzulegen. (Cæsar VI. 13.)

Das

Das andere Vorrecht, welches die Druiden hatten, bestund darinnen, daß sie nicht brauchten in den Krieg zu gehen. Anstatt daß alle Edelleute sich dazu bequemen musten, und kein anderes Geschäfte ausser den Waffen hatten, so waren die Geistlichen davon frey. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Ausnahme zu den Zeiten Cäsars noch eine neue, oder wenigstens nicht allzu alte Sache in Gallien war. Die Gallier fiengen schon damals nach und nach an, durch die Handlung, welche sie, so wohl mit den Griechen, die zu Marseille wohnten, als mit den Römern, welche Herrn von der Provinz Narbonne waren, hatten, die Barbarey abzulegen. Da sie nach und nach fremde Gewohnheiten annahmen, so bildeten sie sich auch hierinnen nach dem Muster der aufgeklärten Völker, als welche ihren Priestern die Freyheit gaben, nicht in den Krieg zu ziehen und sich mit dem Feinde zu schlagen. Der Wahrscheinkeit nach nahmen die Druiden diese Freyheit mit Vergnügen an, weil sie solche in den Stand setzte, sich zu Richtern und Mittlern der Streitigkeiten aufzuwerfen, welche die Völker unter einander hatten. (Cæsar. VI. 15.)

Uebrigens läst sich auch aus folgenden Gründen beweisen, daß das Gesetz, welches die Druiden befreyete, die Waffen zur Vertheidigung des Staats zu ergreiffen, in Gallien erst ganz neu aufgekommen sey; erstlich, weil nichts in der Religion der Gallier enthalten ist, was die Geistlichkeit frey sprechen könnte, in den Krieg zu gehen. Da sie Diener einer Religion waren, welche die Tapferkeit, als den einigen Weg des Ruhms und der Wohlfahrt zu erken-

nen gab, so war es billig, daß die Druiden, welche unaufhörlich diese Tugend empfahlen, selbst ein Beyspiel davon gaben. Sie von dem Soldaten-Stand ausschliessen, wäre gewissermasen eben so viel gewesen, als ihnen den Eingang in die Valhalla, d. i. zum Paradies zu verschliessen, wo niemand hinein kam, als nur, durch einen gewaltsamen Tod, und wo die besten Plätze für diejenigen aufbehalten waren, welche auf dem Schlacht-Felde sturben.

[Da sie sich ohne Unterlaß beschäftigten, den Willen des höchsten Wesens durch alle Arten von Wahrsagungen zu erforschen, die Geheimnisse der Religion zu ergründen, sich in den Lehren den Moral, und der Physiologie zu unterrichten, diese Wissenschaften alle junge Leute zu lehren, welche zum Priester-Amt bestimmt waren, und die Streitigkeiten zu entscheiden, welche vor ihr Gericht gebracht wurden, sie mögen nun Sachen der Religion, oder häusliche Klagen des weltlichen Standes betroffen haben, wie sollten die Druiden aus den Waffen ein Geschäfte haben machen können? Es ist weit glaublicher, daß die Priester sich aus keiner andern Ursache auf das Schlachtfeld begeben haben, als um daselbst zu opfern und die Krieger zur Schlacht zu ermuntern.)

Zweytens, Julius Cäsar drückt sich auf eine solche Art aus, welche zu erkennen zu geben scheint, daß es gar an Beyspielen gefehlt habe, die Druiden Dienste der Soldaten leisten zu sehen; er scheinet nur so viel zu sagen,

gen, daß nicht alle sich der Freyheit, welche sie von den Kriegsdiensten frey sprach, wirklich bedienten. „Die Druiden, sagt er, haben die Gewohnheit, nicht in den Krieg zu ziehen, weil sie vom Soldaten-Stand frey sind.“ A bello abesse consueverunt. — Militiæ vacationem immunitatem habent.

Drittens, der nehmliche Geschichtschreiber sagt, „daß die Druiden bisweilen um die hoheprieſterliche Würde durch die Waffen stritten.“ Nonunquam etiam de Principatu armis contendunt. Dieses ist ein Beweiß, daß sie mit den Waffen umzugehen wusten. Nun abtr ist es nicht wahrscheinlich, daß Leute, welche sich bequemten, mit ihren Nebenbuhlern um das Amt zu schlagen, einen Gewissens-Zweifel daraus sollten gemacht haben, mit den Feinden zu Thätigkeiten zu schreiten.

[Ich will gerne zugeben, daß es kein Gewissens-Zweifel war, der die Priester der Gallier von dem Krieg abhielt; ich will auch zugeben, daß die Druiden, welche den Armeen folgten, um die gewöhnlichen Opfer, ehe die Schlacht anfieng, zu bringen, ihre Schuldigkeit, eben so wohl als die Kriegsleute thaten, und nicht bloß müßige Zuschauer waren; aber ich behaupte zugleich, daß die Druiden nicht anders als Priester zur Armee giengen, und daß ihrer nur so viel hingiengen, als nöthig war die Opfer zu verrichten, und die andern geistlichen Verrichtungen zu vollziehen.]

Endlich viertens ist mein Haupt-Grund, daß bey allen andern Celtischen Völkern die Priester in den Krieg zogen, und sich eine Ehre daraus machten. Zum Exempel, wir haben gesehen, daß es Thracische Völker gegeben habe, bey welchen es eine eingeführte Sache war, daß die Armee beständig durch den Priester der Juno, d. i. der Erde, angeführt wurde. Wir haben so eben gezeigt, daß die Gothen ihre Priester Pileati nannten, weil sie auf dem Kopf eine Art von einem Bischofs-Hut trugen. Diejenige, welche Dicebalus zu dem Trajan schickte, eine Unterhandlung zu von ihm erbitten, wurfen, als sie zum Kayser geführt wurden, ihre Waffen zu seinen Füssen, und legten sich in seiner Gegenwart zur Erde nieder. Sie trugen einen Bischofs-Hut und einen Degen, weil sie Priester und Kriegsleute zu gleicher Zeit waren. (Polyæn. lib. VII. cap. 22. Theodos. excerpt. ex Dion. Cass. lib. LXVIII. p. 773. Petrus Patricius in excerpt. Legat. p. 24.)

[Polyän berichtet, daß der Hoheprieſter der Juno zugleich das Oberhaupt und der Beherrscher der Cerennier und Sycaboer gewesen, welches Thracische Völker waren. Erat eis Dux & sacerdos Cosingas. Aber wenn dieser Oberprieſter nicht zu gleicher Zeit der oberste Befehlshaber gewesen wäre, so würde man daraus nicht schliessen können, daß bie Priester der Celten so wohl als die andern die Waffen gebrauchten, und sich wie jene bey der Armee befanden, die Feinde zu schlagen: Man hat ja öfters Priester an der Spitze Christlicher Armeen gesehen.]

Dieser

Dieser Gebrauch war so alt, und bey den Celten so allgemein angenommen, daß die Christliche Geistlichkeit genöthigt wurde, sich einige Jahrhunderte hindurch nach demselben zu richten. Noch zur Zeit Carl des Grossen zogen die Geistlichen, so wohl in Gallien, als in Spanien und in Italien in den Krieg. Dieses geschah einem Gebrauch zu Folge, welcher durch die Franken nach Gallien, durch die Vandalen, Sueven und West-Gothen nach Spanien, durch die Ostrogothen und Longobarden nach Italien gebracht worden war. (Capitt. Carol. M. & Ludovici Pii Tit. 103. p. 1064. Man siehet in den Gesetzen der West-Gothen, daß zur Zeit des Königs Vamba, d. i. gegen das Ende des VIIten Jahrhundertes alle Geistliche verbunden waren, in den Krieg zu ziehen. Lib. IX. Tit. 3.)

Es ist wahr, daß im Jahr 742. die Geistlichkeit durch eine Verordnung, die auf Ansuchen des Pabsts Zacharias gegeben wurde, freygesprochen wurde, die Waffen zu tragen. Aber es währte lange Zeit, bis diese Verordnung so wie auch andere, welche man nachhero über den nehmlichen Gegenstand machte, befolgt wurde. Alle diese Widersprüche, welche das Gesetz, das die Geistlichkeit von dem Soldaten-Dienst befreyete, billigte, kommen daher, daß man sich einbildete, man entzöge der Ehre der Geistlichen etwas, wenn man sie frey spräche, in das Feld zu ziehen. Dieses stehet ausdrücklich in den Kirchengesetzen Carl des Grossen und Ludwig des Frommen. (Capit. Carol. Magn. Tit. 103.)

[Die Prälaten und Aebte, welche weitläufige Güter hatten, waren vermuthlich genöthigt in den Krieg zu ziehen, um daselbst ihre Lehens-Leute anzuführen; aber es scheint nicht, daß alle Diener der Kirche, ohne Unterschied verbunden waren, die Waffen zu tragen.]

Ehe wir diese Materie schliessen, müssen wir noch mit zwey Worten bemerken, daß die Einrichtung der Geistlichkeit bey den Persern und Celten einerley war. Das Priesterthum war unter den Händen der Magier. Dieses ist der Nahme, welchen man gewissen heiligen Familien beylegte, welche sich mit dem übrigen Theil der Nation nicht vermischten, und welche ihr Vermögen, ihre Ländereyen, ihre Wohnungen und ihre Lebensart für sich besonders hatten. Diese Magier hatten ihre Versammlungen und ihre Zusammenkünfte wie die Druiden, und sie hatten ein Oberhaupt oder obersten Priester, welchen Sozomenus den Archimagus nennt. Diejenige, welche mehr davon wissen wollen, können den le Clerc und Brucker zu Rath ziehen, welche sorgfältig alles zusammengetragen haben, was man in den Alten über diese Materie der Magier findet. (Amm. Marcell. lib. XXIII. cap. 6. Clem. Alex. Strom. lib. VI. Solin. cap. 55. Sozom. lib. II. caq. 13. Clerici Philosophia Tom. II. p. 266. Bruckeri Hist. Philosoph. Tom. I. p. 119.)

Die Weiber der Priester nahmen mit ihren Männern an den meisten Verrichtungen des geistlichen Amts Antheil. Erstlich hatten sie das Recht Opfer, und sogar Menschen-Opfer

zu

zu bringen. Wir haben solches oben gezeigt, da wir von den Priesterinnen der Cimbrer geredet haben, welche die römischen Kriegsgefangenen erwürgten, und ihre Weissagung von dem Ausgang des Kriegs, auf die Art, wie sie das Blut dieser Unglücklichen fliessen sahen, gründeten. Plutarch bemerkt auch, daß in dem Krieg, welchen die Römer gegen die Gladiatores führten, welches beynahe lauter Gallische, Deutsche und Thracische Kriegsgefangene waren, ein Regiment Soldaten, welche Crassus insgeheim ausrücken ließ, durch Weiber entdeckt wurde, welche an der Spitze des feindlichen Schlachtfelds opferten. (Plutarch in Crasso Tom. I. p. 547. 548. Paul. Diac. Hist. Miscellan. Libr. VI. p. 72. Oros. lib. V. c. 24. Plutarch. Crasso Tom. I. p. 549.)

Wenn Tacitus von einer Schlacht redet, welche Suetonius Paulinus in Großbrittanien, im Jahr J. Ch. 61. gegen die eingebohrne Einwohner dieses Landes gewann, so sagt er auch, „ daß man mitten unter den Glieder der Soldaten der Feinde, Weiber, welche den Furien ähnlich waren, habe lauffen gesehen. Sie waren schwarz gekleidet, ihre Haare waren zerstreuet, und trugen brennende Fackeln. Die Druiden, welche die Hände zum Himmel empor huben, und Verwünschungen gegen die Römer ausstiessen, waren um sie herum. (Tacit. Annal. XIV. 30.) Keyßler urtheilt mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß diese Weiber Priesterinnen waren, welche die Druiden begleiteten, die feindliche Armee mit Verfluchungen und zauberischen Ceremonien zu verwünschen, wobey man allezeit brennende Fackeln brauchte. (Keysler p. 459.)

In der That hatten die Weiber der Priester, besonders in Kriegszeiten, das Amt über sich, die Opfer zu bringen; aber dieses geschahe, nach aller Wahrscheinlichkeit, weil ihre Männer, welche genöthigt waren die Waffen gegen den Feind zu führen, andere Beschäftigungen hatten. Die Stellen, welche wir eben angeführt haben, geben dieses deutlich zu erkennen. Aber man begieng auch zur Zeit des Friedens Feste, welche die Priesterinnen allein verwalten konnten, vermuthlich weil diese Feste allein für Weiber gehörten. Man findet ein Beyspiel davon in dem was Herodot von dem Opfer erzählet, welches die Thracier und Pöonier der Königin Diana, das heist, der Erde opferten.

Ueberdieß hatte man Heiligthümer, in denen die Priesterinnen allein das Recht hatten zu opfern, und von Seiten der Gottheit denenjenigen Antwort zu ertheilen, welche kamen das Orakel zu fragen. Aus diesem Grunde hatte eine Priesterinn die Aufsicht über diesen heiligen Ort und die Geistlichkeit, welche daselbst wohnte. Man fand verschiedene solcher Heiligthümer in Thracien Man sahe sie in Gallien; und man darf gar nicht zweifeln, daß es auch in Deutschland dergleichen gegeben habe. Tacitus sagt, „daß die Naharvaler ein heiliges Gehölz hätten, welches von ganz alten Zeiten her durch ihre Vorfahren verehrt wurde. Der Priester, welcher solchem vorstunde, trug ein Weibskleid.“ Wahrscheinlicher weise war er deswegen verbunden ein Weibskleid zu tragen, weil er die Stelle einer Priesterinn vertratt, die man abgeschafft hatte, um an ihren Platz einen Priester zu setzen.

setzen. (Herodot. VII. 3. Dieses Heiligthum war dem höchsten Gott geheiligt, welchen die Thracier Cotis oder Sabazius nennten. Da die Griechen sich vorstellten, daß dieser Sabazius mit ihrem Bachus einerley sey, so nennten sie die Priesterinnen des Sabazius Bachantinnen. So sagt Plutarch von der Frau des Fechters Spartacus, sie sey eine Prophetin und von dem Bacchus inspirirt gewesen. Plutarch Crasso Tom. I. p. 547. Tacit. Germ. 43.)

[Diese Muthmassung scheint nicht ganz richtig zu seyn. Aus welchem Grunde sollten wohl die Druiden, da sie eine Priesterinn absetzten, geglaubt haben, sie müsten sich in eine Frau verkleiden, um ihre Stelle zu vertretten? Sollten sie gedacht haben, daß sie die Gottheit betrügen würden? Eben so wenig konnte man das Volk hintergehen. Ein Mann ist unter einem Weiberkleid sehr leicht zu unterscheiden. Ueber das scheinet mir die Erzählung des Tacitus unwahrscheinlich. Sollte ein deutscher Druide den Anzug einer Frau haben tragen wallen? Würde dieses bey einem so kriegerischen Volk nicht geheissen haben, sein Geschlecht entehren? Tac. Germ. c. 12. Ueber das, sollte wohl ein Volk, welches so weit gieng, daß es glaubte, daß bey den Weibern etwas göttliches sey, und welches ihre Antworten als Orakelsprüche annahm, zugegeben haben, daß man eine Priesterinn absetzte, um einen Priester an ihren Platz zu stellen? Endlich hat Tacitus vermuthlich vergessen, daß, wie er kurz vorher erzählt hat, „die Tracht der deutschen Weiber

mit

mit der Männer ihrer einerley wat. " Nec alius foeminis quam viris habitus. Tacit. Germ. 17. Dieses voraus gesetzt, wie konnte der griechische Geschichtschreiber sagen, daß der Priester des Alcis eine Weiberkleidung getragen habe? Gewiß war Tacitus übel berichtet.]

Die Celtischen Völker fanden ohne Zweifel in ihrer Religion Gründe, welche sie bestimmten, bald Männer, bald Weiber bey dem heiligen Amt zu gebrauchen. Die zwey grösten Gottheiten dieser Völker, welchen sie den Ursprung aller Dinge zuschrieben, waren der Teut, der allgemeine Geist, und die Erde, welche sie seine Frau nennten. Es scheinet, daß der Teut Priester, und die Erde Priesterinnen hatte. Man wird in dem VIII Capitel des vorhergehenden Buchs verschiedenes finden, welches diese Muthmassung befestiget. Zum Exempel, man hatte in dem Tempel der Diana Taurica, einen Priester und eine Priesterinn. Der Priester führte den Nahmen des Gottes Teut; die Priesterinn trug den Nahmen der Erde, welche die orientalischen Scythen Opis, Apia, Iphi und Iphianassa nannten.

So wahrscheinlich unterdessen diese Muthmassung ist, so ist sie doch nicht ohne Schwierigkeiten, weil in diesem Punkt die Celten nicht mit einander übereinstimmen. Der Wagen, worauf diese Völker jährlich das Bildnis der Erde herumführten, wurde in Deutschland durch einen Priester, in Thracien durch Jungfrauen, und in Phrygien durch Priester, welche man Galli nennte, geführet. Man muß also hierbey diese Hauptbemerkung machen, daß in allen heiligen

Orten

Orten, Priester und Priesterinnen gewesen, welche die Verrichtungen des Priesterthums unter sich theilten. Heiligthümer, in welchen die Geistlichkeit unter Weibern stunden, hatten wahrscheinlich dieses Vorrecht irgend einer Priesterinn zu danken, welche sich durch ihre Prophezeyungen berühmt gemacht, und dadurch ihrem Geschlecht das Recht des Vorzugs erworben hatte. In Wahrheit waren die Weiber der Celtischen Priester so sehr in den Weissagungen erfahren, daß sie das Volk öfters lieber befragte, als die Männer. Tacitus sagt hiervon etwas, das den Deutschen besonders eigen war: „Sie gehen so gar so weit, daß sie glauben, daß dieses Geschlecht etwas Göttliches und eine gewisse Aussicht auf die Zukunft habe. Gelehrig auf ihren Rath sahen sie solchen wie einen Götter-Ausspruch an.“ [Wir glauben mit Grund, daß diese gallische und deutsche Wahrsagerinnen, welche im Lateinischen fatidicæ, fatæ und fadæ heissen, der Ursprung von unsern Feen, und ihre vorgegebene Wunderwerke der erste Stoff von allen Wundern der Zauberey sind. Da diese Weiber im Ruf stunden, mit übernatürlichen Einsichten begabt zu seyn, so verfielen diese einfältige Völker leicht darauf, zu glauben, daß sie wohl einen Einfluß auf die Begebenheiten, welche sie prophezeyeten, haben könnten; und nach und nach überliessen sie die ganze Natur ihrer Einrichtung. Wer weiß, ob nicht selbst die Achtung und Verehrung, welche die französische Nation beständig gegen die Frauenzimmer zu tragen pflegt, nicht zum Theil eine Folge von dieser Art des Religionsdienstes war, welchen ihnen unsere Vorfahren, die Deutschen und Gallier leisteten; und ob der Besitz, worinnen sich ihr Geschlecht erhalten

halten hat, bey uns den Ton anzugeben, nicht ein Ueberbleibsel ihres ersten Ansehens ist? Bisweilen können die Gewohnheiten eines Volks eine unmerkliche Verbindung mit den alten und gänzlich vergessenen Begriffen haben; was man Anfangs aus Gründen that, fähret man hernach fort aus Gewohnheit zu thun. Remarques sur la Germ. de Tacite par M. l'Abbe de la Pleterie, p. 124.] Wir haben bereits an einem andern Ort gezeigt, was zu diesem Vorurtheil, vermittelst welchem man Weiber von allen Ständen von einer Gottheit inspirirt zu seyn, um Eingebungen von dem Himmel zu bekommen, glaubte, Gelegenheit gegeben habe. Es dünkt mich, daß man dieses aus der angeführten Stelle des Tacitus merken kann, der auf folgende Art fortfährt: „Wir haben unter dem Vespasian eine Velleda gesehen, welche in den Gedanken der meisten vor eine Gottheit gehalten wurde. Vor ihr zog sich Aurinia uud noch andere die nehmliche Hochachtung des Volks zu. Dieses war weder Staatsklugheit noch Schmeicheley. Sie sahen sie nicht anders, als für wirkliche Göttinnen an." (Dieses ist ein satyrischer Zug gegen die Vergötterungen der Kayser. Die Römer hatten wenige Hochachtung gegen diese neu geschaffene Gottheiten, welche blos dazu gut waren, die alten zweifelhaft zu machen.) Der nehmliche Geschichtschreiber sagt in einer andern Stelle: „Diese Velleda war eine Bructerische Jungfrau, welche eine ausgebreitete Herrschaft besaß. Die Deutschen haben die Gewohnheit, die meisten Weiber für Prophetinnen zu halten; sie würden sie sogar als Göttinnen ansehen, wenn der Aberglaube sich mit einmischte. Das Ansehen der Velleda stieg damahls, weil sie den Deutschen einen glücklichen

Er-

Erfolg und die Niederlage der Legionen vorhergesagt hatte, sehr hoch. (Tacit. Germ. VII. 8. Tacit. Hist. IV. 61.)

* Diese Velleda war ein Bructerisches Mädchen, welche von der Spitze eines hohen Thurns, wo sie in Einsamkeit lebte, eine den Monarchen gleiche oder noch grössere Gewalt hatte; late imperitabat. Man fragte sie nur durch die Vermittelung eines ihrer Verwandten, welcher allein das Recht hatte mit ihr zu reden. Sie hatte grossen Antheil an dem Vorschlag, welchen Civilis, dieser berühmte Anführer der Bataver, ausdachte, die Römer aus Gallien zu verjagen. Die berühmtesten Krieger unterstunden sich nichts zu unternehmen, ohne den Befehl der Velleda, und sie weyheten ihr einen Theil der Beute. Statius Sylv. I. 4.) berichtet uns, daß sie durch den Ruffus Gallicus zur Gefangenen gemacht, und so weit gebracht worden wäre, sich vor der Römischen Majestät zu demüthigen. Es scheint, daß man sie nach Rom gebracht habe, denn deswegen sagt Tacitus: Wir haben sie gesehen. (Remarq. sur la Germ. par M. l'Abbe de la Pletterie, p. 125.)

Man könnte diese Velleda als eine Person ansehen, welche, ohne von priesterlichem Stand zu seyn, sich zur Prophetin aufgeworfen hätte. Man kan zur Unterstützung dieser Muthmasung eine Stelle aus dem Sueton gebrauchen, welcher sagt, daß Vitellius, eine Wahrsagerin aus dem Land der Celten, wie ein Orakel, angehört habe. Sie weissagte ihm, daß, wenn er seine

Mut-

Mutter überleben würde; so würde seine Regierung dauerhaft und glücklich seyn: Hieraus schließt man, daß er entweder seine Mutter vergiftet, oder ihr wenigstens nicht den gehörigen Unterhalt während ihrer Krankheit gegeben habe. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß Velleda die Tochter eines Priesters war. Auf der einen Seite reichte man ihr die Geschenke, welche die Celten in ihre Heiligthümer niederzulegen pflegten. Auf der andern, als Velleda zur Gefangenen gemacht, und nach Rom geführt worden war, so wurde ihre Stelle durch eine Jungfrau, Namens Janna, wieder besetzt, welche, wie man sagt, den Domitian besuchte, und von ihm mit vieler Hochachtung empfangen wurde. Scheinet dieses nicht zu erkennen zu geben, daß die Bructerer ein Heiligthum hatten, in welchem eine Jungfrau die Priesterstelle versahe, und im Nahmen der Gottheit denen Antwort ertheilte, welche kamen das Orakel um Rath zu fragen. (Sueton. Vitell. cap. 14. Statius Sylv. lib. II. 4. V. 89. Theodos. except. ex Dion. lib. LXVIII. p. 760. 761. Suidas in θειαζουσα.)

Dem sey wie ihm wolle, so ist gewiß, daß die Deutschen Priesterinnen hatten, welchen sie die Gabe der Weissagung zuschrieben. Man kan dieses so wohl aus dem, was wir von den Prophetinnen gesagt haben, welche der Armee der Cimbrier nachzogen, als auch aus dem, was wir von den grausamen Weissagungen, welche sie verrichteten, angemerkt haben, sehen. Julius Cäsar giebt uns noch ein ander Beyspiel: „Er fragte die deutschen Gefangene, warum Ariovist zauderte, eine Schlacht zu liefern? Es geschiehet, sagten sie ihm, weil es bey uns gewöhnlich

lich ist, daß die Haußmutter durch die Stimme des Looses, und durch die Wahrsagungen sich erst versichert, ob es vortheilhaft sey, oder nicht, zum Gefecht zu kommen. Sie aber haben uns versichert, daß die Deutschen unstreitig die Schlacht verlieren würden, wenn sie solche vor dem neuen Licht wagten." Plutarch und Clemens von Alexandrien, welche die nehmliche Geschichte erzählen, bemerken, daß diese Weiber Priesterinnen gewesen wären, Sacræ mulieres ἱεραὶ γυναῖκες. (Cæsar I. 50. Plutarch. Cæsare Tom. I. Clem. Alex. Strom. lib. I. c. 15.)

Die Gallier müssen in diesem Punct die nehmlichen Vorstellungen gehabt haben, welche Tacitus den Deutschen zuschreibt. Alle Gallische Weiber, sagt er, gaben sich mit Wahrsagungen ab. Zosimus führt an, daß Magnentius es bereuet habe, daß er dem Willen seiner Mutter nicht gefolgt habe, welche ihm verboten hatte, nach Illyrien zu gehen; er war so viel mehr tadelnswürdig, weil er bey verschiedenen Gelegenheiten erkannt hatte, daß sie eine wahrhafte Prophetin war. Die Mutter des Magnentius war eine Barbarin, wie Aurelius Victor sagt, das heist, sie war eine Gallierin, oder sie stammte von Deutschen ab, welche sich in Gallien niedergelassen hatten. Ammianus Marcellinus erzählt auch, daß, als Julianus (der Abtrünnige) seinen Einzug zu Vienne im Delphinat hielte, eine gute alte Frau, welche blind war, geweissagt habe, daß er die Tempel der Götter abbrechen würde. (Zosim. lib. II. c. 46. p. 214. Aurel. Victor. Epit. c. 35. Cæsar. c. 4. Amm. Marcell. lib. XV. c. 8. p. 95.)

Die Galliern gaben vor allen andern Völkern den Wahrsagungen ihrer Priesterinnen vielen Glauben, und zwar dergestalt, daß man Heiligthümer hatte, wo die Weissagungen in den Händen der Frauenzimmer waren. Pomponius Mela versichert, daß in der Nachbarschaft der Gallier eine Insel sey, auf welcher ein Orakel wäre, dessen Priesterinnen die zukünftigen Dinge wüsten, und solche denjenigen vorher sagten, welche blos aus der Absicht auf die Insel kämen, um sie darüber zu befragen.

Das Ansehen der gallischen Prophetinnen war so gut befestigt, daß die grossen Herrn, und selbst die Kayser selten nach Gallien kamen, ohne daselbst eine Dryade um Rath zu fragen, um von denjenigen Dingen unterrichtet zu werden, welche sie in Zukunft erwarteten; und die Geschichtschreiber haben genau angemerkt, daß die Vorherverkündigungen dieser Weiber genau in Erfüllung gegangen sind. So führt Lampridius an, daß, als der Kayser Alexander Severus nach Gallien gieng, um die Deutschen zurück zu treiben, welche dieses Land durchstreiften, eine Prophetin ihm in gallischer Sprache zugerufen habe: „Gehet hin; aber schmeichelt euch nicht den Sieg davon zu tragen, und macht euch keine Rechnung auf eure Soldaten.“ Vopiscus sagt auch, er habe von seinem Großvater erzählen hören, dem es Dioclatian selbst gestanden habe, daß dieser Prinz, da er noch eine der untern Stellen in der Armee begleitete, die erste Hoffnung seines Glücks durch eine Rede, welche eine Prophetin in der Landschaft der Tongrer an ihn gethan, bekommen habe. Sie sagte ihm nämlich, daß er Kayser werden würde,

so

so bald er ein Aprum würde getödet haben. Aper heist im Lateinischchen ein wildes Schwein. Diocletian, der ein grosses Verlangen nach dem Reich hatte, begab sich also auf die wilde Schweinsjagd; aber vergebens. Die Weissagung gieng nicht eher in Erfüllung, als bis Diocletian an der Spitze der römischen Armee den General über die Leibwacht, (Præfectum prætorii) Arrius Aper, welcher eben seinen eigenen Tochtermann, den Kayser Numerium erstochen hatte, um sich an seiner Stelle zum Kayser ausrufen zu lassen, getödtet hatte. Vopiscus erzählt noch auf das Wort des Diocletians, „daß der Kayser Aurelius die Gallische Prophetinnen zu Rath gezogen hätte, um zu wissen, ob die kayserliche Würde lange Zeit bey seiner Familie bleiben werde. Sie antworteten ihm, daß unter allen Römischen Familien keine sey, welche in der Folge berühmter seyn würde, als die Familie des Claudius." Hierüber macht der Geschichtschreiber diese Anmerkung: „Der Kayser Constantius, welcher gegenwärtig an der Regierung ist, stammt wirklich von dem Claudius ab, und ich glaube, daß seine Nachkommen nach und nach zu dem Ruhm gelangen werden, welcher ihnen durch die Prophetinnen versprochen worden war. (Lamprid. Alexandr. Sever. p. 1029. Vopisc. in Numeriano c. 14. 15. Idem in Aureliano cap. 44.)

Es ist hieraus ersichtlich, daß Vopiscus, der ein Heyde war, diese Orakel deswegen erzählet, um zu zeigen, daß das Heydenthum seine Propheten, eben so wohl als die jüdische und christliche Religion gehabt habe. Aller Wahrscheinlichkeit nach, hat er in der nehmlichen

Absicht das Leben des Apollonius von Tyane beschreiben wollen, daß heist, um seine Wunder den Wundern des Sohnes Gottes entgegen zu setzen. Aber dieses gehört nicht zu der Materie, von welcher wir hier reden. Um nun zu unserer Materie zurück zu kommen, so hatten die Prophetinnen den Nahmen Dryaden davon bekommen, weil sie von priesterlichem Geschlecht, und Töchter oder Weiber der Druiden waren. So erweist es eine Aufschrift, welche bey Metz ist gefunden worden:

SILVANO
SACR:
ET NYMPHIS LOCI
ARETE DRVIS
ANTISTITA
Somno MONITA.
D.

Das will sagen, daß Arete, die Prophetin und Priesterinn, durch einen Traum ermuntert, den Ort, wo dieser Stein stund, dem Gott der Waldungen und den Nymphen dieses Orts, geheiligt habe. Man ersiehet aus dieser Aufschrift, daß Arete nicht nur von dem Geschlecht der Druiden war, sondern auch selbst ein heiliges Amt verwaltete. Sie war Antistita, das heist, die Priesterinn des Heiligthums, und in diesem Betracht rühmte sie sich Offenbahrungen zu haben. (Ap. Gruter. p. 58. n. 9.)

[Es

[Es dünkt mich, daß diese Worte, Druis Anstitita, etwas mehreres bedeuten: Dieser Titel hat die Vorstellung einer Oberherrschaft, und bedeutet eine Priesterinn, welche mehreren Weibern der Druiden vorstund, solche, die die höchste Priesterinn eines Heiligthums war.]

Endlich gaben sich auch noch diese Dryaden mit der Zauberey ab, so gut als die Druiden. Wenn Pomponius Mala von den Priesterinnen der Insel Sayna redet, deren wir schon erwähnt haben, so sagt er: „Daß man ihnen die Macht zuschreibe, Winde und Ungewitter durch ihre Zaubersprüche nach ihrem Gutbefinden zu erregen, die Gestalt jeder Art von Thieren anzunehmen, und die unheilbarsten Krankheiten zu heilen.“ Wir haben in diesem und dem vorhergehenden Bnch schon öfters bemerkt, daß die Celtische Völker an Hexenmeister und Heren geglaubt haben. Die allerwesentlichsten Stücke ihrer Religion trugen natürlicher weise viel dazu bey, sie in dieser Einbildung zu erhalten. Man darf sich daher gar nicht wundern, daß man in der Geschichte dieser Völker tausend Dinge findet, welche beweisen, wie sehr sie von der grossen Macht ihrer Zauberey eingenommen waren.

[Die wesentlichsten Lehren der Religion der Celten, waren die Haupt-Lehrbegriffe einer jeden Religion, nemlich das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, ein zukünftiges Leben, ein Ort der Belohnung vor die Guten, und die Lasterhaften. — Sollten aber wohl diese Lehren

ganz natürlich etwas beygetragen haben, an die Hexenmeister zu glauben, und die Täuschung zu erhalten? Es waren also nicht die wesentlichsten Stücke der Religion der Celten, sondern der Aberglaube, welcher der Betrug dabey einführte, welcher der Magie Glauben verschaffte, nebst dem Ansehen der Schwätzer, welche das Volk betrogen. Der nehmliche Betrug erhält die Verblendung.]

Zum Exempel, man sagte daß es in Scythien Weiber gebe, deren blosser Anblick einen Menschen bezaubere und tödte. Sie hätten zwey Augäpfel in jedem Auge. Man nennte sie Bythier (dieses sind unsere Hexen.) In Pontus finde man Menschen, welche in einem Auge zwey Augäpfel, und in dem andern das Bild eines Pferds hätten. Diese Zauberer sünken nicht unter, wenn man sie ganz angekleidet ins Wasser würfe. Jornandes, welcher ein Christ, und sogar ein Geistlicher war, erzählet sehr ernstlich, daß, „Filimer, König der Gothen, als er mit seinen Völkern nach Scythien gekommen sey, in seiner Armee solcher Zauberinnen gefunden habe, welche die Gothen Aliorumnas nennten. Sie wären ihm verdächtig gewesen; deswegen habe er sie aus dem Lager gejagt. Diese Weiber flohen in eine Wüste, und hatten da mit den unreinen Geistern Umgang, welche in den unbewohnten Gegenden der Welt umher irrten. Von diesem abscheulichen Umgang wurden wilde Thiere gezeugt, welche die grausame Nation der Hunnen gestiftet haben.“ Die Erzählung, welche zu einer Zeit zusammen geschmiedet worden zu seyn scheint, da die Gothen

then das Christenthum angenommen hatten, beweist, wie sehr dieses Volk zu gleicher Zeit die Zauberer und die Hunnen fürchtete. (Jornand. cap. 24. p. 643.)

[Verschiedene Kirchenväter haben die Stelle, 1 B. Mos. 17, 2. von den Engeln und selbst von den Teufeln, erklärt. „Die Kinder Gottes sahen daß die Töchter der Menschen schön waren, und nahmen sich zu Weibern diejenige unter ihnen, welche ihnen gefallen hatten.“ Man liefet in dem nehmlichen Capitel des 1 B. Mos. sogleich darauf, daß, „nachdem die Kinder Gottes sich mit den Töchtern der Menschen verheyrathet hatten, so zeugten sie Kinder, welche mächtige und berühmte Leute in diesen Zeiten wurden.“ Sollte nicht auf den Mißbrauch, den man von dieser Erzählung macht, die Vorstellung sich gründen, welche man sich von der vermeynten Macht der Hexen macht, und das Gedicht, welches sie aus dem Umgang gewisser Weiber mit den Geistern, gebohren werden läst?]

Aus einem Gesetz der Longbarden sehen wir, daß die christliche Religion die Menschen von den Vorurtheilen, worinnen sie auch in diesem Stücke waren, zurückgezogen habe, und vorzüglich von der Meynung, daß die Hexen die Menschen ganz und gar auffräßen. Dieses kan wahr seyn, in Absicht auf die Longobarden; aber die Franken, die Deutschen und verschiedene andere Völker, welche unter der Regierung Carls des Grossen stunden, müssen weit später von

dieser Verblendung abgekommen seyn, weil die Kirchenordnungen dieses Prinzen den Christen die Wahrsagung durch das Loos, die Weissagungen, die Bezauberungen und andere ähnliche Dinge verbieten. Man liest in einer dieser Kirchenordnungen sogar, daß die Sachsen ein ganz ausserordentliches Mittel brauchten, sich gegen die Bezauberungen zu verwahren. Sie verbrannten die Heren und assen das gebratene Fleisch davon. (Leg. Longob. lib. I. Tit. II. L. 9. Capit. Karol. M. l. I. lit. 64. lib. II. lit. 11. Leg. Visigoth. lib. VI. lit. 11. §. 3. Capit. Ludov. Pii Addit. II. Tit. 18. Keysler pag. 493. 494 Capit. Karol. M. de partib. Saxon. cap. 9. Labb. Tom. VII. p 1138. Baluz. Tom. I. p. 251. Keysler p. 492.)

[Die Franken glaubten ebenfalls, daß die Heren fähig wären, einen lebendigen Menschen zu fressen. Wir brauchen keinen andern Beweiß, als das Gesetz, welches befiehlt, daß, „wenn eine Striga oder Stria überführt worden ist, einen Menschen gefressen zu haben, sie zu einer Strafe von acht Denariis verurtheilt werden soll. (Leg. Salic. lit. 67. Leg. 3. p. 343. Die Sachsen hatten das nehmliche Vorurtheil. Capit. Karol. M. de Partib. Saxon. cap. 5. Labb. Tom. VII. p. 1132. Baluz. T. I. p. 251. Keysler p. 492.) Dieses Vorurtheil hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Ich habe viele gemeine Leute gesehen, welche behaupteten, daß man diejenigen, von denen man sagt daß sie bezaubert wären, damit heilen könnte, wenn man einen Bündel eines gewissen Krauts, welches

auf

auf den Wiesen gefunden wird, nähme, und solches in dem Schornstein über ein grosses Feuer hänge. Die Hexe fühle alsdenn mit dem Kraut gleiche Hitze, und um sich nicht verbrennen zu lassen, komme sie und bitte um Verzeihung, welche man ihr, unter der Bedingung daß sie den Kranken von der Bezauberung befreyen wolle, gäbe.]

Die Priesterinnen der Celten theilten also mit den Priestern die meisten Verrichtungen des heiligen Amtes. Sie brachten die Opfer, stunden den Weissagungen vor, und trieben Zauberey. Aus dem nehmlichen Grund hatten sie an allen Ehrenämtern des Priesterthums theil. Wir lesen in dem Tacitus, daß Velleda eine unumschränkte Gewalt über das Gemüth der Deutschen gehabt habe. Ihre Befehle musten selbst über Krieg und Frieden entscheiden, weil Cerealis kein Mittel fand, welches tauglicher war, die Deutschen zu nöthigen um Frieden zu bitten, als, insgeheim die Velleda auf seine Seite zu bringen. Der nehmliche Geschichtschreiber meldet auch, daß die Ubier einen Streit, den sie mit den Tencteren hatten, dem Ausspruch der Velleda übergeben hätten, welche so wie Regenten die Bitte der Abgesandten, welche man zu ihr schickte, annahm, und ihnen durch die Vermittelung eines ihrer Verwandten, welches, so zu reden, der Diener und ausserordentliche Abgesandte dieser Gottheit, oder vielmehr, dieser Prophetin waren, ihre Antwort ertheilte. Man findet so gar, daß man ihr solche Geschenke gab, welche die Religionsgebräuche für die Götter bestimmten, und welche man in die Heiligthümer zur Verwahrung niederlegte.

Bald schickte man ihr einen Theil der Beute und der Gefangenen, welche in dem Krieg gemacht wurden, ja sogar den Obersten einer Römischen Legion; bald ein Schiff, das man den Römern abgenommen hatte. Diese besondere Umstände erweisen also nicht allein, daß das Ansehen der Geistlichkeit in Gallien und in Deutschland einerley war, sondern daß auch die Priesterinnen solches allenthalben mit den Priestern theilten. (Tacit. Hist. V. 24. ibid. IV. 65. V. 22.)

Wir müssen jetzo auch noch von dem Nahmen reden, welche die Celten ihrer Geistlichkeit gaben, von ihrer Kleidungsart, und endlich von der Abschaffung des Ordens oder der Secte der Druiden, welche einige den Römern zuschreiben, ob es uns gleich wahrscheinlicher vorkommt, daß er von sich selbsten zerfallen sey, als die christliche Religion in allen Celtischen Landen, nachdem die Kayser Christen geworden waren, den Sieg über den Aberglauben behauptet hatte. Jedermann weiß, daß die Gallier ihren Geistlichen den Nahmen Druiden gaben. „Also nennen sie, sagt Plinius, ihre Magier, das ist, ihre Gelehrten, ihre Weltweisen und ihre Priester.“ Cluver führt ein altes Wörterbuch an, aus welchem man siehet, daß die Sachsen, welche nach Engelland gegangen waren, in ihrer Sprache einen Magier, Dry, nannten. Keyßler zeigt auch aus vielen Stellen der Irrländischen Uebersetzung der Bibel, daß das Wort, Draoi, welches in der mehreren Zahl Draiothe hat, in dieser Sprache einen Magier, einen Zauberer bedeute. Endlich erweist auch noch Rhotius in einem Brief, den er an den de la

Croze geschrieben hat, so wohl aus der Norwegischen Chronick, von Snorro Sturlæus, als andern bewährten Zeugnissen, daß die Nordischen Völker ihre Priester Druter oder Drotter genennt haben. Hieraus kann man schliessen, daß der Name, Druiden, der Geistlichkeit nicht allein bey den Galliern, sondern auch in den meisten andern Celtischen Ländern, eigen war. Man kann auch diese Muthmassung noch durch eine Stelle des Diogenes Laertius erweißen, als welcher sagt, „daß die Druiden die Celten und Galater in der Weltweißheit unterrichtet hätten.“ Die Celten, die hier den Galatern entgegen gesetzt werden, sind ohnstreitig die Deutschen. Der Verfasser der so genannten Philosophumenorum sagt, „daß Zamolxis die Druiden in den Grundsätzen der pythagoräischen Weltweisheit unterrichtet habe.“ Hieraus ist ersichtlich, daß diese Druiden nicht die Gallischen, sondern die Getischen Priester sind, welche öffentlich bekannten, Schüler des Zamolxis zu seyn. (Cuver. J. A. p. 167. Keysler Antiq. Septent. p. 37. Thesaur. Epist. la Croziamus Tom. I.)

Aber es ist schwer, genau zu bestimmen, welches eigentlich der Ursprung des Namens der Druiden sey. Im Grund scheinet die Sache von gar keiner Wichtigkeit zu seyn. Es ist unnatürlich, ihn von dem griechischen Wort, Δρυς, Drys, welches eine Eiche heist, herzuleiten. Es scheinet, daß Diodorus von Sicilien, diese Herleitung aus dem Griechischen angenommen habe. Wenn sich kein Fehler des Abschreibers in diesen Geschichtschreiber eingeschlichen hat, so nennt er die Druiden Sarvides oder Saronides, und das

Wort

Wort Σαρωνις, bedeutet eben so wohl als Δρυς, eine Eiche. Auch der gelehrte Bochart giebt dieser Herleitung seinen Beyfall. „Ich bin, sagt er, der Meynung des Plinius, der den Namen der Druiden von dem griechischen Wort, Dryos, Δρυος, herleitet.“ Allein, auf einer Seite sagt Plinius dasjenige gar nicht, was man ihm andichtet. Die Stelle, worauf man sich beziehet, sagt blos, daß, weil die Druiden eine grosse Ehrfurcht für die Eichen hätten, so könnte man, wenn man wollte, dem Namen der Druiden eine griechische Erklärung geben, weil Drys in dieser Sprache eine Eiche bedeute. Auf der andern Seite kostet es Mühe zu begreiffen, wie die Gallier ihren Priestern einen Namen hätten geben können, der aus einer fremden Sprache hergeleitet worden, und noch mehr, wie dieser Name zu Völkern habe kommen können, welche gewiß niemahls die Griechen gekannt haben. (Bochart. G. S. Part. II. lib. I. c. 42.)

[Diogenes Laertius hat sich nicht ohne Grund über diejenigen aufgehalten, welche die Celtischen Worte aus dem Griechischen herleiten. Wie sollten die Gallier, mit Verachtung ihrer Sprache, ohne Griechisch zu können, von den Griechen die Nahmen, welche sie den Sachen beylegten, haben entlehnen können? Plinius sagt, daß es scheinen könne, daß der Name der Druiden aus dem Griechischen herkomme: ita appellati interpretatione græca POSSINT Druidæ videri. Diese Muthmassung aber, welche Plinius selbst für nichts anders als eine blosse Muthmassung angiebt, wurde von den

den nachfolgenden Schriftstellern als eine ausgemachte Sache angenommen. Unsere Critiker, welche gern alles aus dem Griechischen herleiten wollen, haben auch diese Abstammnng für gewiß ausgegeben. Aber eine einzige Anmerkung stürzt solche über den Hauffen. Ehe die Celten noch einigen Umgang mit den fremden Völkern gehabt haben, ehe sie noch die Griechen gekannt hatten, hatten sie vermuthlich schon Diener ihrer Religion. Sie hatten folglich auch in ihrer Sprache einen Namen, womit sie sie benennten. Man muß also zuvörderst untersuchen, ob in der Celtischen Sprache ein Stammwort gefunden wird, von welchem man das Wort Druide herleiten kann. Findet sich keines, so muß man alsdenn erst schliessen, daß der Name der Druiden in der Sprache der Celten neu sey, und untersuchen, welchen Namen denn diese Völker ursprünglich ihren Priestern gegeben haben. Bochart, Geogr. S. welcher sich der Ausgabe des Heinrich Stephanus bediente, hat Ζαρωνίδας gelesen. Also hat es die Ausgabe des Rhodomannus lib. V. p. 308. Siehe Frick p. 12. Andere lesen Ζαρονίδας oder σαρονιδας. Diodor von Sicilien ist der erste, welcher den Druiden den Namen Saronides gegeben hat. Wann kein Fehler im Text ist, so wird er es ohne Zweifel, nach dem Beyspiel anderer griechischer Schriftsteller gethan haben, welche glaubten, der Name Druide stamme aus dem Griechischen her. Bey Wort-Erklärungen ist jeder reich in

sei-

seinem Verstand. Dieses ist das Urtheil des Augustins. Ut somniorum interpretatio, ita Verborum origo pro cujusque ingenio prædicatur. Die Worte des Plinius sind: Non omittenda in ea re & Galliarum admiratio. Nihil habent Druidæ viſco & arbore, in qua gignatur, si modo sit robur, sacratius. Jam per se, roborum eligunt lucos; nec ulla sacra sine ea fronde conficiunt, ut inde appellari quoque interpretatione Græca possint Druidæ videri. Plin Hist. Nat. lib. XVI. cap. 44. Einige lesen vocari, statt videri, woraus freylich ein verschiedener Sinn entsteht. Nach der Leseart, welche ich angenommen habe, sagt Plinius, daß die Verehrung, „ welche die Druiden gegen die Eiche hätten, uns glauben machen könnte, daß dieser Name von einer Anspielung des griechischen Worts, Δρυος, Dryos, welches eine Eiche bedeutet, herkäme.“ Nach der andern Leseart aber glaubt der Geschichtschreiber, daß man dem Wort, Druide, eine griechische Erklärung geben könne. Allein die erstere Leseart scheinet mir die wahre zu seyn, und man muß lesen videri. Ohne dieses würde das vorhergehende Wort, Appellati, nichts bedeuten, und müste ausgelassen werden. Ich glaube also, daß diejenigen, welche zuerst vocari gelesen haben, solches aus einer Neigung zu ihren Lieblingsmeinungen gethan haben, ohne darauf zu sehen, daß die Redensart nicht erlaubt, dieses Wort statt videri zu setzen. Plinius sagt nicht, daß man, wenn man wollte, den Nahmen eines Druiden von dem griechischen

Wort,

Wort, Drys, herleiten könne, sondern, daß, weil die Druiden eine sehr grosse Hochachtung gegen die Eiche hatten, es denjenigen, welche den Ursprung des Worts, Druide, nicht wissen, scheinen möchte, daß er von dem Griechischen abstamme; eben so wie Plutarch, der die hebräische Sprache nicht verstund, glaubte, daß das Wort, Sabbath, bey den Juden davon herstammte, daß dieser Tag dem Jupiter Sabbatius geheiliget gewesen, und daß Strabo schreibt, die Deutschen hätten diesen Nahmen angenommen, weil sie Brüder der Gallier gewesen. Diese Anmerkung voller Scharfsinn, ist vom Egid. Bucher. Plinius, sagt dieser Schriftsteller, non exserte affirmat Druidas appellatione græca sic dictos, sed ita quercum amasse, ut inde interpretatione appellati videri possint, iis scilicet, qui Druidarum originem aliunde ignorarent. Ita Plutarchus Hebricæ Linguæ prossus ignarus, judaicam vocem sabbathum, a Jove Sabbatio, derivat. Ita Strabo Germanos a Germana Gallorum fraternitate dictos scribit. Ridicule. Timidius hic Plinius & eo cautius loquitur. (Aegid. Bucher. Belg. Rom. lib. V. cap. 3. §. 9.) Uebrigens verwerfen wir hier nur die griechische Ableitung des Nahmens Druide. Wenn es wahr ist, daß das Wort, Deru, oder Dru, Derou, in der celtischen Sprache eine Eiche heist, und daß dieses Wort sich bis auf den heutigen Tag in der Nieder-Britannischen Sprache und in Gallien erhalten hat, so wäre es sehr vergeblich, den Ursprung eines Namens in einer fremden

Spra-

Sprache zu suchen, welcher natürlich aus der Sprache des Landes entstanden war. Die Celtischen Völker hielten ihre Religionsversammlungen in Wäldern, und vorzüglich in Eichwäldern. Sie wählten gewöhnlich eine grosse Eiche, als das Bild des Jupiters, das ist, des höchsten Gottes. Bey den Opfern und andern Religionsgebräuchen, hatte der Hoheprieſter stets einen Zweig von einer Eiche in der Hand, oder nach andern, auf dem Haupte, in der Gestalt einer Crone. Setzet man dieses noch hinzu, daß die Geistlichkeit der Celten ihre Wohnungen in den heiligen Wäldern hatte, so wird man leicht begreifen können, warum man den Geistlichen einen Namen gegeben hat, der von der Eiche hergenommen war. Die Stelle des Plinius scheinet, an statt diese Ableitung zu bestreiten, solche vielmehr zu unterstützen. Dieser Schriftsteller, der sich gewöhnlich auf eine sehr bestimmte Art ausdrückt, hat sagen wollen, daß die Gallier, da sie eine grosse Ehrerbietung gegen die Eiche hätten, und die Zweige davon bey allen ihren Feyerlichkeiten gebrauchten, aus diesem Grund ihren Magiern einen von diesem Baum entlehnten Namen beylegten; und daß, weil die Griechen der Eiche einen Namen gaben, der demjenigen vollkommen gleich sey, welchen sie bey den Galliern hätte, so könne man auf gleiche Weisse dem Wort Druide eine griechische oder gallische Erklärung geben. In einer jeden von dieser Sprache wird es stets von einer Eiche hergeleitet werden.

Der-

[Derven, Dervennou, Dervenered, Deru, Derw, eine Eiche. Dictionn. de Roſtren. p. 106. Bochart. G. ſ. p. 741. Com. Dickinſon Delph. Phæniciſſ. p. 188. Frick de Druid. P. 9. Toland apud Brucker. Hiſt. Ait. Philoſ. Tom. II. p. 1079. Keyſler Antiq. Sept. p. 318.]

[Es iſt allerdings vernünftiger, den Nahmen Druide, von dem Celtiſchen Wort, Deru oder Derou, als aus dem Griechiſchen herzuleiten. Denn es iſt doch weit wahrſcheinlicher, daß das griechiſche Wort, Δρυς, Drys, welches eine Eiche heiſt, von Dru herkommt, welches in dem Celtiſchen das nehmliche heiſt, als daß man glauben ſollte, daß die Celten, aus dem Griechiſchen, welches ſie nicht verſtunden, einen Nahmen hergeleitet haben haben ſollen, womit ſie ihre Prieſter benennt, indem ſie doch in ihrer Sprache, ein Wort fanden, welches ihnen die nehmlichen Sache ausdruckte. Frick commeut de Druidis cap. I. §. 2. p. 27. Indeſſen glaube ich nicht, daß der ganze Orden der Celtiſchen Prieſter, ihren Nahmen von demjenigen Baum bekommen habe, deſſen Früchte ſie einſammelten. Dieſer Theil ihres Religions-Dienſtes, verdient nicht viel Aufmerkſamkeit, und war durch die Betrügereyen der Druiden eingeführt worden. Die Celten und ihre Prieſter waren nicht die einigen, welche eine beſondere Hochachtung, gegen die Eichen halten, und die gern in den Wäldern wohnten. Man ſiehet, daß dieſer Gebrauch, von allen Nationen, wel-

che sich im Anfang der Welt über die ganze Erde ausbreiteten, beobachtet würde. Wir lesen nicht nur im Virgil und andern Dichtern, sondern selbst in der heiligen Schrift, daß fast alle Völker ursprünglich in Wäldern wohnten, daß sie, an diesen einsamen Orten, opferten, und daß sie hier andere, zum Religions-Dienst gehörige Dinge verrichteten. Es geschah nicht ohne Ursach, das die ersten Menschen eine Ehrerbietung vor der Eiche hatten. Dieser Baum brachte diejenigen Früchte hervor, womit sie sich nährten; er beschützte sie gegen das ungestümme Wetter, durch seine dicke Blätter, und seine weit ausgebreitete Aeste. Die Majestät dieses Baums, flöste diesen Menschen also eine gewisse Art von Hochachtung ein, welche sie, auf eine ganz natürliche Weiße antrieb, ihre Wohnungen in Eich-Wäldern aufzuschlagen, und folglich, daselbst den, der Gottheit schuldigen Dienst zu leisten, so lange sie sich noch keine andere Wohnungen gemacht hatten, und keine andere Speißen kannten, als die Eichel. Selbst, nachdem sich die Menschen Hütten gebaut hatten, verließen sie deswegen die Wälder nicht, welche allein diese schlecht gebaute Wohnungen, gegen die Gewalt der Stürme schützen konnten. Es geschah nach Maßgabe, wie die Künste eingeführt und vollkommen ausgebildet worden, daß die Menschen, diese Schlupfwinkel verließen, und sich Wägen bauten, worauf sie mit ihren Anverwandten wohnten. Aber auch selbst noch, nachdem sie die Eigenschaft des Getraides entdeckt hatten, behiel-

hielten sie ihre ganze Hochachtung gegen einen Baum bey, der ihnen so nützlich gewesen war, und fuhren fort, ihre bürgerliche und Religions-Versammlungen, in Eich-Wäldern zu halten. Dieser Gebrauch war, auf diese Art, von allen Völkern der ersten Zeiten, allgemein angenommen, alle hatten gleiche Ehrfurcht für der Eiche. Keine Orakel der Druiden, waren feyerlicher, als dasjenige in dem Walde zu Dodona. Dieses letztere ist durch die Dichter einstimmig berühmt. Claudianus de laudibus siliconis lib. I. sagt von einigen:

- - - Hercyniam silvam, Lucosque vetusta
Religione truces, & robora numinis instar.

Virgil sagt von einem andern

Sicuti magna Jovis antiquo robore quercus,
Ingentes tendat ramos. Georg. III

- - - Quales cum vertice celso
Aeriæ quercus, aut coniferæ cyparissi
Constituerant, sylva alte Jovis, lucusve Dianæ.

Aeneid. IIII.

Selbst Gott der Herr, läst, durch den Mund des Propheten Ezechiels, diese Drohungen, an die Israeliten ergehen, Capit. VI. 13. „ Ihr werdet erkennen, daß ich der Herr bin, wenn eure Leiber, todt und blutend, mitten unter euren Götzen ausgestreckt liegen, um eure Altäre, um eure erhabenen Hügel, und auf euren hohen Bergen, unter allen euren grünen Bäumen,

unter allen euren dichten Eichen, und an allen Orten, wo man zuvor den Weyrauch roch, den ihr euren Göttern geopfert habt. Die Druiden sind also nicht die einigen gewesen, welche die Eiche verehret haben, und warum sollte ihr Nahme mehr von dem Dienst, welchen sie diesem Baum leisteten, gekommen seyn, als der Priester der andern Völker.]

Der Ursprung des Worts Druide, hat sich nach der Denkungs-Art der Schriftsteller geändert. Wir haben die Meynung derjenigen wiederlegt, welche es aus dem Griechischen herleiten. Johan. Picart, behauptet, in seiner Celto-pedie Lib. VII. daß die Druiden diesen Nahmen von einem Printzen Druide oder Dryus bekommen, der dem ganzen Alterthum unbekannt gewesen, und den er zum vierten oder fünften König der Gallier macht. Andere leiten den Nahmen Druiden eben so ungegründet, von dem Hebräischen Derussim, Drussim oder Dryssim her, welches einen Beobachter bedeutet. Aber was ist vor eine Verbindung zwischen den Hebräern und Celten? Arnold Montanus leidet den Nahmen Druide von dem Wort Dry her, weil die Sachsen, welche sich in Großbrittanien niedergelassen haben, wo der Haupt-Auffenthalt der Druiden war, ihre Priester Dry nannten. Allein die Sachsen eroberten Großbrittanien, erst zu Ende des 5ten Jahrhunderts; woher kam also der Nahme Dry? Sollte es nicht gar der verstümmelte Nahme Druide seyn? Einige lassen diesen Nahmen

men von Drus herkommen, welches in der alten Brittanischen Sprache so viel als einen Geist, auch einen Zauberer bedeutet. Aber die alten Celten verehrten keinen Dämon, und man würde sie gewiß beleydigt haben, wenn man ihre Druiden Diener des Teufels genennt hätte. Die Zauberey hatte bey ihnen nicht diejenige Bedeutung, welche man ihnen hernach gab. Alles was die Druiden thaten, verrichteten sie in dem Nahmen Gottes, und vermöge der Macht und Erkäntnis, welche sie von ihm erhalten zu haben vorgaben. Palthenuis glaubt, der Nahme Druide sey aus dem Deutschen Wort Druthin gemacht, welches so viel als Gott bedeutet; so daß man die Druiden Druithæ genannt habe, um nur dem Wort einen bessern Wohlklang zu geben. Druithæ oder Druidæ ap. Schilter. Tom. 3. Antiq. Teuton. p. 212. Aber man führet keinen einigen zureichenden Grund an, warum unsere Väter Gott und alle ihre Priester mit dem nehmlichen Wort benennt hätten. Eine große Anzahl von Gelehrten, geben das Irländische Wort, Drui zum Stamm-Wort des Nahmens Druidæ an, welches durch Verfälschung Droi urd Dravi ist, und eine geilige Persohn bedeutet. Theodor Hasseus leidet es von True, welches Treue, Aufrichtigkeit heist, her. Grotius hat die nehmliche Abstammung angenommen. Hier ist seine Erklärung. Drectuff, Druchtulf, Fidelis auxiliator, Druch, & Trud Trouve, fides, Truchten Dominus. Sæpe occuurrit in Novo Testamento vetere Germano. Truchtin in glossario, & nec quoque Su-

edis Regina Drog-ning; Puto quod fides ei data sit: ut qui fidem dederunt Drudos Drudi Druides. Hist. Goth. Vand. & Longobard. p. 188. Sebast. Rovillard behauptet in seiner Histoire de Chartres, daß das Wort Dru ein Celtisches Wort sey, welches so viel heiße, als frequentem, crebrum, Densum. Weil die Priester der Celten alle in dem nehmlichen Collegio wohnten, und eine Art von Gesellschaft ausgemacht hatte; so habe man sie im Gallischen les Drns genannt; daher sie die Lateiner Druides oder Drusides formirt hätten. Rouillard führt als einen Beweiß seines Satzes an, daß die Stadt der Druiden, welche nachmahls Drenux genannt wurde, ehemals die Stadt der Drus (La ville des Drus) geheißen habe. Man muß bekennen, daß einige Schriftsteller blos auf die Unwissenheit ihrer Leser ihre Rechnung machen, um ihnen mit einem zuversichtlichen Ton, die im Grund abgeschmackteste Dinge vorzutragen. Der Nahme der Druiden muß nach meiner Meinung einen Ursprung haben, welcher einen wesentlichen Einfluß auf die Hauptbeschaffenheit dieser Priester hatte, welche als die einigen Dolmetscher Gottes, als die einigen, deren Stimme das höchste Wesen erhörte, und denen er seinen Willen bekannt machte, angesehen wurde. So legt ihnen Diodorus von Sicilien den Nahmen der Gottesgelahrten bey, und in den Gedichten des V und VIten Jahrhunderts, das heist, zu einer Zeit, wo die Religion der Druiden noch nicht ganz und gar verstöhrt war, wird von diesen Priestern unter dem Nahmen

men der Derouydon in der mehrern und Derougel in der einfachen Zahl geredet. Dieser Name ist aus zwey Celtischen Wurzeln, De oder Di Gott hergeleitet, und Rougd oder Raydd, dem Participio des verbi Ragdein oder Rovyddim, reden, sagen, eine öffentliche Rede halten, unterstützen. Nach dieser Wort-Erklärung hat Derougd, oder Dirougd die nehmliche Bedeutung, wie das griechische Wort Θεολογος, ein Gottesgelehrter, und endlich, wie die gelehrten Benedictiner, welche die Geschichte von Frankreich herausgegeben haben, sehr vernünftig anmerken. Was liegt daran, so sorgfältig die Abstammung des Nahmens dieser Gelehrten der Druiden auszuforschen, wenn wir nur wissen wer sie waren? Das ist die Haupt-Sache und daran können wir uns begnügen.]

Wenn Diodor von Sicilien von den Priestern der Gallier redet; so nennt er sie Μαντεις, das ist so viel als Wahrsager, weil die Wahrsagungen in der That das Wesentlichste und einträglichste Stück ihres Dienstes war. Strabo der auch griechisch schrieb, hat nicht unterlassen diesen nehmlichen Priestern den Nahmen Vates Ὀυατεις, welches auch ein Wahrsager heist, zugeben. Es kann seyn, daß der Nahme Vates, wie viele andere Lateinische Worte, in die Griechische Sprache gerade zur Zeit dieses Erdbeschreibers gekommen ist. Es ist auch möglich, daß er seine besondere Ursache hatte, den Nahmen Vates so beyzubehalten, wie er ihn in den Aufsätzen fand, woraus er schriebe. Gewiß ist es, daß es ein Lateinisches Wort ist. Da Amm. Marcellinus dem Strabo in dem

folgt, was er von der Gallischen Geistlichkeit sagt; so kann man füglich das Wort Vates in diesen Geschicht-Schreiben an die Stelle des Euhages oder Eubages setzen, welches man in denen gemeinen Ausgaben lieset, und welches gewiß ein Fehler des Abschreibers ist. Diese Verbesserung, welche vom Cluver herkommt, ist weit natürlicher, als die vom Valesius, der, weil er den Strabo aus dem Amm. Marcellinus verbessern will, verlangt, daß man in ersterm Οὐάτεις, an statt Οὐατεῖς, lesen soll, (Cluv. Germ, Antiq. p. 163. Not. ad Amm. Marc. lib. xv. c. 9. P. 48. Saubert de sacrificiis. cap. VII. pag. m. 168. Endlich behauptet man, daß die Worte Vates Fattus Fade, nicht allein in der Sprache der Aboriginer, welche die alten Einwohner von Italien waren, sondern auch unter den Celten einen Wahrsager oder Wahrsagerin bedeutet n. Diese Sache ist in Absicht auf die erstern gewiß, wie man dieses in einer Stelle des Justins ersehen kann. Wir wagen es aber nicht, das nehmliche von den Celten zu behaupten. Ausonius bemerkt zwar, daß die Gallischen Völker den Priester des Apollo den Nahmen Patera beylegten, aber es dünkt mich, man sehe vielmehr aus dieser Stelle, daß die Celten ihre Priester Vaeter genennt haben; so wie sie den Priesterinnen den Nahmen Mütter gaben. Indessen hat Keißler bewiesen, daß die Worte Faidh und Fhada in der Irrländischen Sprach einen Propheten und eine Prophetin bedeutet habe Man würde diese Sprache hinlänglich verstehen müssen, um im Stande zu seyn, zu urtheilen, ob sie aus der Celtischen entstanden sey. Man müsse wissen, ob diese Worte, welche sich in der Irrländischen

Ueber-

Uebersetzung der Bibel finden, alt oder neu in dieser Sprache sind. Wir wollen also diese Frage denjenigen überlassen, welche die Sache verstehen und die sich mit solchen etymologischen Untersuchungen abgeben (Eccard. Præfat. ad Leibnitz. Collect. pag. 5. Keysler p. 35. — 36. Iustin XL. III. I.)

[Weil die Wahrsager gemeiniglich in Person denen, welche das Orackel fragten, antworteten; so gaben die Lateiner auch ihren Poeten den Nahmen Vates. Varro de Lingua latina lib. VI. p. 73. Serv. ad Aeneid. VII. V. 47. Der Nahme Fée kommt nach aller Wahrscheinlichkeit seinen Ursprung von dem Fada oder Fatua. her, Auson. Profess. IV. p. 50. Keysler Antiq. Sept. p. 371.)

Diogenes Laertius sagt, in einer schon angeführten Stelle, daß die Philosophie ihren Ursprung den Druiden und Semnotheen bey den Celten und Galatern zu verdanken habe. Man glaubte daraus schließen zu können, daß die Gallier einen geistlichen Orden hätten, den sie die Semnotheer nennten. Wenigstens führt Menage die Anmerkung eines Commentators, Nahmens Johannes Galesius, an, welcher in dieser Stelle, Σαμνίται, anstatt Σεμνοθεος las, und behauptete, daß diese Samnitæ Propheten der Insel Sayna waren, die Strabo Samniticas und Dionis in seiner Reisebeschreibung Amnitas nenne. Die Muthmaßung dieses Commentators scheinet sehr ungegründet, und seine Verbesserung ganz und gar vergeblich zu seyn. Σεμνόθεος ist ein Griechisches Wort, welches ein Wahrsager heist, ein Mann der Göttliche

Dinge erklärte. Diogenes Laertinus wollte also sagen, daß die Druiden und vornehmlich die Priester, welche den Wahrsagungen vorständen, bey den Celten und Galliern die Weltweißheit lehrten. Die beste Erläuterung dieser Stelle, ist von Suidas, welcher sagt, daß die Gallier die Weltweißen und Semnotheer, das ist, Wahrsager, Druiden nennten. (Notæ ad Diog. Laert. Tom 1. p. 3. 4. Suidas in Voce Dryieæ.)

[Einigen Schriftstellern zu folge, war Samnothes der Bruder oder Sohn des Gomers und Bruders-Sohn des Japhets durch Gomer, ohngefähr im Jahr 140, nach der Sündfluth, zum König der Gallier gemacht. Dieser König war der Erfinder der Buchstaben, der Weltweißheit und der Sternkunde; er lehrte auch zuerst die Unsterblichkeit der Seele und um diese Wissenschaft fortzusetzen, stiftete er einen Priester Orden, welcher den Nahmen Samnotheer bekam. Sarron war der dritte König der Gallier. Er war der Bruders-Sohn des Samnothes, und Sohn des Magus, oder Magog, von dem die Mager und die Magie ihren Nahmen erhalten haben. Sarron legte eine Gesellschaft von Weltweißen und Gottesgelehrten an, welche Sarronides genennt wurden. Bardus regierte in Gallien, gegen das Ende des Jahrs 2116 der Welt, 1885 vor Christi Geburt. Er setzte die Gesellschaft der Barden und gallischen Sänger ein. Davon kommt der Nahme Mombard, welchen noch jetzo ein Flecken in Burgund führet, welches so viel heissen soll, als ein Dorf welches die Barden besitzen. Cæsar. Egas. Bulloci Hist. Veterum Acad. galliæ Druidic. cap. I. Diese Thorheiten wiederlegen sich von

selbsten. Wir erzählten solche blos um zu zeigen, daß die Menschen fähig sind, die abgeschmacktesten Vorstellungen anzunehmen und selbst auszusinnen.

In Ansehung der Kleider-Tracht der celtischen Geistlichkeit ist es gewiß, daß die Druiden weiße Kleider trugen, weil sie die Frucht der Eiche, und die andere Pflanze, welche Selago hieße, und welcher sie sehr vortreffliche Eigenschaften zuschrieben, einsammelten; so, daß es dabey ganz wahrscheinlich ist, daß dieses ihre feyerliche Kleidung war, die sie während den Amts-Verrichtungen anzuziehen pflegten (Plin. hist. Nat. Lib. XVI. cap. 44. Ibid. XXIV. cap. 11.)

Dieses Kleid war von Leinen und zu dem nehmlichen Gebrauch bestimmt, wie die leinene Chor-Röcke oder die Chor-Hemder in der Römischen Kirche.

Der Verfasser der Religion der Gallier sagt etwas mehr. „ In allen Religions-Feyerlichkeiten, tragen die Druiden beständig lange weiße Röcke, mit purpur geflammt; so daß die Striefen allmählich auf beyden Seiten spitzig zu laufen, in modum organi utrinque decrescentibus virgulis purpureis. " Aber dieser besondere Umstand scheinet nicht gegründet zu seyn. Die Gallier trugen keine lange Röcke, [Togas] ehe sie unter Römische Bothmäßigkeit gekommen waren, und nach aller Wahrscheinlichkeit, nahmen solche die Druiden, welche in Wäldern wohnten, und die an ihre alte Gebräuche gebunden waren, weit später als die andern an. Eben so, wie die christliche Geistlich-

lichkeit, die langen Kleider noch beybehielten, obgleich Weltliche kurze Röcke trugen. In der That, giebt ihnen Plinius, der allein von der Kleidungs Tracht der Druiden gehandelt hat, Unterkleider (Tunicas) und Kriegskleider (Sagum) aber keine lange Röcke (togas) wie sie die andern Gallier trugen. Der nehmliche Schriftsteller sagt gerade zu, daß der Druide, welcher die Furcht der Eiche einsammlete, ein weises Kleid hätte, und daß er dieses Geschenk der Gottheit in einem Kriegs-Kleid (Sagum) von der nehmlichen Farbe einsammelte, an statt, daß dieses nicht von den Druiden, sondern von den Galliern überhaupt und vorzüglich, von den Großen und Reichen gilt, was Diodor von Sicilien und Strabo sagen, daß sie prächtig in ihrer Kleidung gewesen, daß sie ihre Kriegs-Kleider und Röcke mit Streifen, worauf sehr viele Blumen und Zierathen von allen Arten von Farben stünden, aber vorzüglich von Purpur besetzen liessen, (Relig. des Gaulois, lib. I. p. 91.)

Um nichts ohne Beweiß anzuführen, muß man sich also an dasjenige halten, was Plinius sagt, daß die Druiden bey ihren Feyerlichkeiten weiß gekleidet waren. Die Geistlichkeit der andern Celtischen Völker, hatte dieses mit den Gallischen gemein. Wenn Strabo von den Priesterinnen der Cimbrer redet, so sagt er, daß sie weiß gekleidet waren, und leinene Kleider trugen, die man auf der Achsel anknüpfte. Man darf gar nicht zweiffeln, daß die Priester nicht auf die nehmliche Art gekleidet waren. Tacitus sagt austrücklich, daß die Tracht der deutschen Weiber der Männer ihrer vollkommen gleich sey,

nec

nec alius foeminis quam viris habitus, auſſer daß ſolche ein Gewebe von Leinwand mit Purpur beſetzt, tragen, daß ſie keine Ermel haben, und auſer ihrem Arm einen Theil des Buſens blos ſehen laſſen. Dieſe Gewohnheit hat ſich in Sachſen, in Preuſſen und in Liefland erhalten. Die Weiber tragen daſelbſt Hemder ohne Ermel, und laſſen ihre Bruſt unbedeckt. Wir leſen auch im Jornandes, daß als Philippus der König von Macedonien die Stadt Udiſitane in Möſien belagerte, die Gothiſche Prieſter den Macedoniern mit Cythern und weißen Kleidern entgegen kamen, und erhielten, daß die Belagerung aufgehoben wurde. Endlich führt auch noch Diogenes Laertius aus den älteſten Schriftſtellern an, daß die Magier der Perſer ſich nicht anders als weiß kleideten. (Tacit. Germ. 17. Cornand. cap. x. p. 624. Diog. Laert. Proem.)

Es iſt wenig daran gelegen, warum die Celtiſche Geiſtlichkeit dieſe Farbe allen andern vorzog. Allein wenn man die Bretanniſchen Prieſterinnen ſchwarze Kleider tragen ſiehet, wenn ſie die feindliche Armeen verwünſchen; ſo deucht uns, daß man daraus ſchlieſſen kann, daß dieſe Völker die nehmliche Vorſtellung wie die andern Heyden hatten, welche glaubten das Schwarze ſchicke ſich vor die Uebelthäter, und die weiſe Farbe für die natürliche und unſchuldige Magie.

[Die Celtiſche Prieſter kannten dasjenige nicht, was man die ſchwarze Zauberey (Schwarze Kunſt) nannte, ſie riefen keine böſe Geiſter an, wenigſtens nicht eher als ihre Religion durch den Umgang mit den neuen Griechen verändert worden: ihre Macht

kam

kam von Gott, diesen allein riefen sie an, nur in seinem Nahmen, behaupteten sie solche bewunderns würdige Dinge zu thun: ihm gehörten die Opfer der Feinde, die sie opferten. Sie nahmen, so wie die Christen bey allen traurigen Handlungen schwarze Kleider, ihre Vorstellungen waren von den unserigen nicht sehr verschieden.]

Wir haben in einem der vorhergehenden Paragraphen gesehen, daß die Priester der Geten Pileati genennt worden sind, weil sie während dem Dienst eine Art eines Huts oder einer Bischofs Mütze aufhatten. Dionys von Halicarnaß hat bemerket, daß die Römer aus dem nehmlichen Grund ihren Priestern den Nahmen Flamines gegeben haben. Die Priester der Scythen und der Perser, hatten auch ihren Hauptschmuck, nur mit dem Unterschied, daß die Scythen bey den Opfern diesen Haupt-Schmuck ablegten, da ihn im Gegentheil die Perser aufbehielten. Dionys. Halicarn. lib. II. p. 124. Herodot. IV. bc.)

Wir können hier noch die Anmerkung des Plinius hinzusetzen, welcher sagt, daß die Druiden kein Opfer, ohne Zweige von einem Eichbaum zu haben, brachten. Nulla sacra sine ea fronde conficiunt. Da die Eiche dem höchsten Gott geheiligt war; so ist es wahrscheinlich, daß es zu seiner Ehre geschehen, um zu bezeugen, daß er der Gegenstand ihres Diensts sey, und deswegen nahmen die Druiden bey allen ihren Religions-Handlungen Zweiche von der Eiche. Indessen wagen wir es nicht zu bestimmen, ob diese Priester während dem Dienst

Kro-

Kronen von den Blättern der Eiche trugen. Plinius selbst sagt solches nicht, über das, ist es sehr wahrscheinlich, daß die Druiden einen Haupt-Schmuck auf eben die Art, wie die Priester der andern Celtischen Völker, trugen. Man weiß aus dem Strabo, daß die Perser ihre Opfer krönten, daß sie ihr Fleisch auf Myrthen- und Lorbeer Zweige legten, daß die Mager, wenn sie ihre Gebete an das Feuer, an das Wasser, richteten, in ihren Händen Zweige von Myrthen und Eißenkraut (verbena) hielten. Vielleich brauchten die Druiden zum nehmlichen Gebrauch die Zweige und Blätter des Eichbaums. Wir wollen von den Kleidern und den andern Zierathen der Geistlichkeit der Celltischen Völker nicht weitläuftiger seyn, weil die Sache an sich nicht der Mühe werth ist; wir kommen auf einen wichtigern Punkt, worüber die Gelehrten noch nicht einig sind, nehmlich die Aufhebung des Ordens, oder der Secte der Druiden. (Strabo XV. p. 730-733.)

Plinius der Aeltere versichert ausdrücklich, daß der Kayser Tiberius die Druiden der Gallier, und überhaupt diese ganze Art von Wahrsagern und Aerzten aufgehoben habe. Suetonius und Aurelius Victor sagen das nehmliche; aber sie gehen vom Plinius in zwey Stücken ab. Auf einer Seite schreiben sie dem Kayser Claudius die Verordnungen zu, welche gegen die Druiden öffentlich ergangen sind. Auf der andern behaupten sie, daß dieser Kayser sich damit begnügt habe, die Religion, oder den vorzüglichsten Aberglauben der Druiden abzuschaffen. Wir werden die Thatsachen, welche diese Geschichtschreiber so ausdrücklich behaupten, nicht leugnen,

nen, ja es scheinet so gar leicht zu seyn, dieselbe in Absicht auf diese zwey Stücke, worinnen sie nicht genau mit einander überein stimmen, zu vereinigen. Die Regeln einer gesunden Critic erfordern allerdings, daß man den Stellen dieser drey Schriftsteller einen Sinn ertheile, welcher, weder gegen die Wahrscheinlichkeit, noch gegen die Wahrheit anstößig ist. Die Druiden sind bestanden und kommen in der Geschichte noch lange Zeit nach der Regierung der Kayser Tiberius und Claudius vor. Außerdem ist es eine Sache ohne Beyspiel, daß die Römer, wenn sie eine Nation überwunden hatten, daran gedacht haben solten, ihnen ihre Religion und Priester zu entziehen. Wir wollen also hier eine Anmerkung machen, welche dazu dienen soll, den wahren Sinn der zu untersuchenden Stellen zu erklären.

Obgleich die Römer öffters ihren Göttern Menschenopfer, nicht allein zur Zeit ihren Consuln, sondern selbst unter ihren Kayfern gebracht haben; so muß man doch bekennen, daß sie solches nur in den außerordentlichsten Fällen gethan haben, wo der Rath gezwungen war, wieder Willen, sich zu den anhaltenden Bitten der Priester und eines aberglaubischen Pöbels herunter zu lassen, welche nicht aufhörten zu schreyen, daß das einzige Mittel die Republick gegen eine große Gefahr zu erhalten, wovon sie bedrohet schien, wäre, die Sybillinischen Bücher aufzuschlagen, und die Opfer zu bringen, welche in diesen Büchern befohlen wären. Diese außerordentliche Fälle aber verhinderten nicht, daß der Rath diesen grausamen Aberglauben, Menschen zu opfern, nicht hätte mißbilligen, und weiße

An-

Anordnungen dagegen solchen abzuschaffen getroffen haben sollte, und das nicht allein in Rom, sondern auch in allen Provinzen, welche von der Republik abhiengen. Einen Beweiß davon siehet man an dem, was wir anderstwo gesagt haben, nemlich bey dem Fest, welches die Römer jährlich dem Vater Dis zu Ehren feyerten, und während dem sie dreyßig Stroh-Männer in die Tiber wurfen, an der Stelle dreyßig alter Leute, welche man ehemals lebendig hinein stürzte. Plinius XXX. 1. erwähnet auch eines Raths-Decrets, welches Menschen der Gottheit zu opfern verbot. DCLVII. demum anno Urbis conditæ, Cn. Cornelio Lentulo, Publ. Licinio Crasso Consulibus, Senatus-consultum factum est, ne homo immolaretur, palamque in illud tempus sacra prodigiosa celebrata. Gallias utique possedit (magica disciplina) & quidem ad nostram memoriam, namque Tiberii Cæsaris principatus sustulit Druidas eorum & hoc genus Vatum medicorumque. Sed quid ego hæc commemorem in arte Oceanum quoque transgressa, et ad naturæ inane provecta? Britannia hodieque eam attonite celebrat, tantis ceremoniis, ut dedisse Persis videri possit. Adeo ista toto mundo consensere, quamquam discordi & sibi ignoto. Non satis æstimari potest, quantum Romanis debeatur, qui sustulere monstra, in quibus hominem occidere religiosissimum erat, mandi vero etiam saluberrimum.) Dieser Befehl wurde zu einer Zeit gegeben, wo der Besitz von dem Narbonnischen Gallien der Republick durch die Siege des Marius, und die Niederlage der Barbaren, welche diese Provinz lange Jahre durch verwüstet hatten, versichert worden war. Es ist also wahrscheinlich, daß dieses Decret

cret vorzüglich auf die Gallier gerichtet war, welche ihren Göttern öffentlich dergleichen Opfer brachten.(Plutarch, in Marcello T. I. Tit. Liv. lib. 22. cap. 57. Oros. lib. IV. c. 13. Fragment. Dion. ap. Vales. p. 774. Tzetz. ad Lycophron. p. 69.)

Dem sey wie ihm wolle, so erhellet doch aus einer Stelle des Plutarchs, daß der Rath sehr besorgt war, diejenige, welche dem eben angeführten Befehl zuwider handelten, aufzusuchen und zu bestrafen. „ Als die Römer, sagt dieser griechische Weltweiße, vernommen hatten, daß die Bletoneser ihren Göttern einen Menschen geopfert hätten, so liesen sie die Obrigkeit dieses barbarischen Volks nach Rom kommen, um sie zu bestrafen. Diese bewiesen, daß sie in diesem Stück einen alten Gebrauch befolgt hätten; sie wurden daher zwar freygesprochen, aber mit dem Verbot zurückgeschickt, diese That in der folgenden Zeit niemals wieder zu begehen. "
(Plutarch Quæst. Tom. II. p. 283.)

Ohne uns zu weit von unserm Gegenstande zu entfernen, können wir hier eine kurze Ausschweiffung über die Bletoneser, wovon Plutarch redet, machen. Dieses Wort scheinet, die Einwohner einer Insel, Nahmens Bleton, zu bedeuten. Allein weil wir in keinem der alten Erdbeschreiber eine Insel dieses Nahmens finden, so gerathen wir in die Versuchung, hier Bretanesii zu lesen, welches die Einwohner von Großbritannien waren. In der That ist es zuverlässiger, daß die Britannier, als sie vom Julius Cäsar überwunden waren, beständig fortfuhren, ihren Göttern Menschen Opfer zu bringen, wie

sie

sie es in den vorhergehenden Zeiten gethan hatten. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß nachdem der Kayser Claudius Engelland unter das Joch gebracht, und starke Besatzungen in dieses Land gelegt hatte, der Rath es für schicklich hielte, diese neue Provinz, dem Rath-Schluß (Senatus-consulto) zu unterwerfen, wovon wir eben so geredet haben. Indessen so wahrscheinlich diese Muthmaßung ist, so müssen wir doch davon abstehen, um nicht mit dem Vater Harduin in einen Fehler in der Zeit-Rechnung, von beynahe zweyhundert Jahren, zu verfallen.

Nachdem Plutarch von dem Verbot welches den Bletonesern gegeben worden, geredet hat, so setzt er hinzu. „Wenig Jahre zuvor hatten die Römer selbst auf dem Ochsen Markte (Forum boarium) zwey Griechen und zwey Gallier lebendig begraben, nehmlich von jeder Nation einen Mann und eine Frau, und dieses geschah, nachdem sie die Sybillinischen Bücher bey der Gelegenheit des Todes einer Vestalin, Nahmens Helvia, welche der Donner getödtet hatte, und der Unzucht, welche drey andere Vestalinen, Emilia, Licinia und Martia, begangen haben, als welche durch einen ausländischen Edel-Mann Nahmens Bruterius waren geschwächt worden, zu Rathe gezogen hatten.“ Der Vater Harduin behauptet, daß dieses alles unter der Regierung des Nero geschehen sey. Allein die Gründe, worauf er seine Meynung stützet, sind von keinem Gewicht, oder vielmehr sind sie durch einen klaren Beweiß widerlegt.

Erstlich läst er den Plutarch sagen, daß sich diese Begebenheiten einige Jahre zuvor, ehe

er geschrieben hat, zugetragen haben; anstatt daß der Griechische Weltweiße deutlich und ausdrücklich sagt, daß die Römer, welche den Bletonesern verboten hatten, Menschen-Opfer zu bringen, wenig Jahre zuvor selbsten dergleichen Opfer gebracht hatten.

Zweytens, dieser Vater gründet sich auf eine Stelle des Plinius, welche sagt, daß es nicht lang sey, daß man einen Griechen und eine Griechin auf dem Ochsen Markt habe begraben sehen, und daß diese Opfer gewissermaßen durch das gute Glück, welches die Römer seit 830 Jahren gehabt hätten, wären geheiligt worden. Es ist wahr, daß das 830ste Jahr von Rom, in welchem Jahre Plinius schrieb, gegen das Ende der Regierung des Vespasianus fällt. Aber Plinius redet eigentlich hier von nichts als von dem Opfer eines Griechen, und einer Griechin. Er sagt nicht, daß dieses Opfer bey Gelegenheit der Hurerey, welche eine Vestalin begangen, gebracht worden, und Suetonius bemerkt sogar ausdrücklich, daß Vespasianus und Titus die Unkeuschheit dieser Jungfrauen zu bestrafen, unterlassen hätten. (Sueton. Domitian. cap.) Die Stelle selbsten lautet also: Boario vero in foro Græcum Græcamque desossos, aut aliarum gentium, cum quibus tunc res erat, etiam nostra ætas vidit, cujus sacri præcationem, qua solet præire quindecim virum Collegii Magister, siquis legat profecto vim carminum fateat ur ea omnia approbantibus octingentorum triginta annorum eventibus. Plin. Hist Nat. lib. XXVIII. cap. 2. Der Vater Harduin hat über diese Stelle des Plinius, und besoders über die Worte etiam nostra aetas vidit, die obige Anmerkung gemacht; Plutarchus, qui non græcum græcamque modo

ſed & gallum ſimul gallamque defoſſos refert, id quoque haud multis ante ſe annis contigiſſe ait *ου πολλοις ἔτεσιν εμπροσθεν* Quæſt. Rom. p. 283 et ad Veſpaſiani tempora id referendum, videtur vel certe Neronis, ſed et illud prius accidiſſe narrat Livius XXII. p. 225. In der angeführten Stelle des Livius cap. 57. redet dieſer von der Verurtheilung der Veſtalinen Opimia und Florinia, aber nicht von denen, wovon hier die Rede iſt.

Endlich drittens, was das entſcheidenſte iſt, ſo verſetzt Livius in einem der Bücher, welche verlohren gegangen ſind, und wovon wir nur kurze Auszüge haben, die Verdammung der Veſtaliſchen Jungfrauen, Emilia, Licinia und Martia, in das Conſulat des Porcius Cato, welches in das Jahr 640 von Rom fällt. Die Bletoneſier können alſo nicht die Einwohner von Großbritanien ſeyn, wohin die Römer nicht eher als gegen das Jahr 699, und alſo gegen 60 Jahr ſpäter kamen. Der Vater Harduin hat ſich auch darinnen geirret, daß er Begebenheiten welche beynahe 200 Jahr zuvor geſchehen waren, in die Regierung des Veſpaſians ſetzet. Die drey Veſtalinnen, welche wir eben genennet haben, waren im Jahr 640 überführt, und verurtheilt; die Römer begruben, um dieſes Verbrechen auszuſöhnen, einen Gallier und eine Gallierin und zu gleicher Zeit einen Griechen und eine Griechin auf dem Ochſenmarkt lebendig. Einige Jahre hernach geſchahe es, daß man die obrigkeitlichen Perſonen der Bletoneſer nach Rom forderte, welche einen Menſchen ihren Göttern geopfert hatten, und daß man ihnen verbot in Zukunft ähnliche Opfer zu bringen. Da der Befehl des

Rathe, welcher diese grausame Opfer untersagte, im Jahr 657 von Rom bekannt gemacht wurde, so geschahe es sehr wahrscheinlicher Weise bey Gelegenheit dieser Bletonenser welche aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Volk aus dem Narbonnischen Gallien, oder wenn man will, die Einwohner einer Insel in der Nachbarschaft dieser Provinz, waren. Plutarch nennet sie, Βλετονεσιοι. Wenn das Wort Nesios oder Nesioi hier eine Insel, oder Insulaner bedeutete, wie dieses Bruzen de la Martiniere behauptet, so hätte Plutarch Βλετονησιοι schreiben müssen. Uebrigens redet Strabo noch von einer Insel, in der Nachbarschaft von Marseille, die den Nahmen Blasio führte. (Strabo IV. p. 181.)

Nun wollen wir zu unserm Haupt-Zweck zurückkommen. Man wird ohne Zweifel nicht läugnen, daß die Römer nach und nach die Menschenopfer in dem ganzeu Umfang ihres Reichs abschaften. Als Julius Cäsar in Spanien die Armee anführte, wohin er als Prätor geschickt worden war, so schaffte er diesen barbarischen Aberglauben zu Gades ab, wohin solcher durch die Phönicier gebracht worden war, und wo er sich, biß auf seine Zeit erhalten hatte. Man darf nicht zweifeln, daß er in der Folge der Zeit, ähnliche Befehle in Gallien, nachdem er solches erobert, und die Herrschaft darüber, bey nahe zehen Jahr lang behauptet hatte, gegeben habe. Lucan giebt dieses deutlich genug zu verstehen, wenn er zu den Druiden sagt, daß sie diese barbarische Opfer, während den bürgerlichen Kriegen der Römer wieder erneuert hätten, welche sie nach der Eroberung von Gallien hätten unterlassen müssen. (Lucan. l. V. 450.)

[Cicero Orat. pro Balbo. Cap. 43. Valesius hat mit Grund geglaubet, daß Cicero durch diese Worte, inveteratam quandam barbariam, die Menschenopfer verstehe. Valef. in not. ad Excerpt. ex Dione. p. 116.]

Es ist wahr, daß Augustus, anfangs niemand als nur allein den römischen Bürgern verboten hatte, Theil an den grausamen Gebräuchen zu nehmen, welche bey den Galliern im Schwang giengen. Aber es scheinet sehr wahrscheinlich, daß er dieses Verbot, in der Folge allgemein gemacht, und die Menschenopfer in dem ganzen Umfange des Reichs abgeschaft habe. Ohne dieses wäre es unbegreiflich, daß die Geschichtschreiber, welche kurz nach dem Tode des Augustus geschrieben haben, von den Opfern, als einem Aberglauben, der in Gallien entweder abgeschaft, oder nur sehr geheim ausgeübet worden, hätten reden können. Z. E. Strabo, welcher seine Erdbeschreibung gegen den Anfang der Regierung des Tiberius zu schreiben anfing, nachdem er von der Gewohnheit der Gallier, die Köpfe der Feinde, welche sie im Krieg getödtet hatten, an ihren Thoren aufzuhängen, geredet hatte, fügt er hinzu: „Die Römer haben indessen die Gallier genöthigt, diese Barbarey abzulegen, und die Opfer und Wahrsagungen, welche sich nicht zu unsern Sitten schicken, zu unterlassen. (Strabo IV. 198.)

Pomponius Mela, welcher unter den Tiberius, oder längstens unter dem Nero lebte, sagt, daß die Gallier stolze Völker und abergläubisch wären, welche ehmals die Wildheit so weit getrieben, sich zu überreden, daß der Mensch das vor-

treflichste Opfer sey, welches man den Göttern bringen könnte. Obgleich dieser barbarische Aberglaube abgeschaft worden, so sind doch noch einige Merkmale davon übrig geblieben. In der That töden sie die Menschen, welche sie der Gottheit geweihet haben, nicht mehr, aber sie führen solche wenigstens zum Altar, und giessen Wein auf ihr Haupt. (Strabo IV. 198. Pomp. Mela lib. III. cap. 2. p. 72.)

Plinius, welcher unter der Regierung des Vespasianus schrieb, erkannte ebenfalls, daß man keine Menschenopfer in Gallien mehr brächte: „Es ist nicht lange, sagt er, daß die Völker, welche über den Alpen sind, noch die Gewohnheit Menschen zu opfern, hatten. Die Römer, sagt er in einer andern Stelle, haben dem menschlichen Geschlechte einen unschätzbaren Dienst erwiesen, indem sie diesen grausamen Aberglauben, welcher das Opfer eines Menschen, als die geheiligste Sache von der Welt betrachtet, abgeschafft haben." Endlich Solinus, welcher nach der Regierung des Kayfers Alexander Mammäus schrieb, sagt, daß man die Gallier beschuldigte, sie brächten ihren Göttern Menschenopfer, sagt aber zu gleicher Zeit, daß er sich nicht erkühne vor die Wahrheit dieser Sache zu stehen. (Plin. Hist. Nat. lib. VI. c. 2. Salmas. in Exercit. Plin. Prolegom. pag. 111. 271. 839. Solin. cap. 34.)

Aus allem demjenigen, was wir bisher angeführt haben, kan man also schliessen, daß die Römer niemahls die Gedanken gehabt haben, den Galliern, weder ihre Religion, noch ihre Druiden zu nehmen. Wäre dieses nicht, so würde

de man Druiden nicht, biß zu den Zeiten des Diocletians und Constantins des Grossen, in der Geschichte finden. Allein der Rath, und in der folgenden Zeit, die Kayser, verboten, unter ernstlichen Strafen die Wahrsagungen und Menschenopfer, weil die Gesetze einer klugen Staatskunst solches erforderten, und ähnliche Mißbräuche, in einer gut eingerichteten Gesellschaft nicht geduldet werden dürfen. Die Wahrsagungen waren ein Betrug, welchen die Priester oft mißbrauchten, um die Ruhe des Staats zu stöhren, und sie dienten gemeiniglich zu nichts, als den Privatpersonen, die daran glaubten, vergebliche Furcht einzujagen, oder vergebliche Hofnung zu erwecken. Die Menschenopfer waren ein barbarischer Aberglaube, und dieser Aberglaube machte, daß ein Theil der Unterthanen des Staats vergeblich umkamen. Aus diesen Gründen hatte der Senat im narbonnischen Gallien, im Jahr 657 von Rom die Opfer abgeschaft, wovon hier die Rede ist. Sie kamen auch nach und nach in den übrigen Theilen von Gallien ab, welches man das Barbarische nannte, und welches Julius Cäsar erobert hatte. Aber, weil die Gallier sehr stark an ihrem Aberglauben hielten, und fortfuhren, lange Zeit insgeheim die Opfer zu bringen, welche sie nicht mehr öffentlich opfern durften, so sahe man sich genöthigt, die Befehle zu erneuern, welche in dieser Sache gegeben waren. Augustus hatte Anfangs niemand als nur den römischen Bürgern verboten, an den grausamen Gebräuchen der Gallier Theil zu nehmen. Wir haben die Gründe schon angeführt, woraus wir schliessen, daß er gegen das Ende seiner Regierung die Menschenopfer

in allen Staaten seines Reichs überhaupt verboten habe. (Sueton. Claudio Cap. 25.)

Dem sey wie ihm wolle, so sparte Tiberius, der Nachfolger des Augusts, nichts, diesen Aberglauben, so wohl aus Gallien, als auch aus dem Theil von Africa, welcher seiner Herrschaft unterworfen war, zu verbannen. Der Kayser Claudian nahm auch, die Abschaffung der Menschen Opfer sehr zu Herzen. Er vertilgte, nach der Anmerkung des Aurelius Victors, den bekanten Aberglauben der Druiden, oder, wie Suetonius sagt, ihre grausame Religion, das ist, die Gewohnheit, Menschen-Opfer zu bringen. „ Ohnerachtet aller dieser Sorgfalt, sagt Eusebius, liesen sie doch nicht ab, Menschen zu opfern, bis unter dem Kayser Hadrian, da die Lehre Jesu Christi anfing, die Herzen in allen Theilen der Welt zu erleuchten. (Tertullian. Apolog. cap. 4. Aurel. Victor. Cæsar. cap. 4. p. 114. Euseb. Præparat. Evangel. lib. V. cap. 15. Lactant. Div. Jnstit. lib 1. c. 21.)

Uebrigens dürfen wir uns durch das, was Seneca sagt, nicht irre machen lassen, daß Claudius zu Rom die Religion der Druiden eingeführt habe, weil er solches entweder als eine Satyre voller Gift anführet, worinnen man keine Wahrheit suchen darf, oder weil man dabey den Grund der Beschuldigung hervorblicken siehet, daß die Druiden, welche Claudius zu Rath gezogen hatte, erklärt hatten, daß er seiner Schwester Tochter heyrathen dürffte, da doch diese Ehen bey den Römern verboten waren. Senec. Apocolocynth. p. 804.

Alle Schriftsteller, welche wir bißher angeführt haben, stimmen darinnen überein, die Meynung zu unterstützen, welche wir uns zubeweisen vorgenommen haben. Sie reden von der Abschaffung der Menschen Opfer, aber sie erwöhnen der Ausrottung der Druiden gar nicht. Die einige Schwierigkeit, welche übrig bleibet, ist die, welche aus der berühmten Stelle des Plinius entstehet. „ Die Gallier, sagt dieser Geschichtschreiber, waren von dem Aberglauben, Menschen zu opfern, bis zur Zeit, woran sich unsere Alten noch erinnern, eingenommen. Denn man weiß, übrigens, daß der Kayser Tiberius ihre Druiden überhaupt mit allen Arten von Wahrsagern und Aerzten aufgehoben hat. " Wenn unterdessen, der nehmliche Schriftsteller, von der Art redet, wie man die Frucht der Eiche einsammlete, so spricht er von den Druiden, als von einem Priester-Orden, der noch würklich bestünde, und welcher dem Gottes Dienst unter den Galliern vorstünde. Eine Stelle des Dio Chrysostomus, die wir oben angeführt haben, beweiset gleichfals, daß sie ihre Gewalt noch zur Zeit des Kaysers Trajanus gehabt haben. Zuletzt sagt noch Ausonius, welcher nach der Einführung des Christenthums in Gallien geschrieben hat, wenn er von den Professoren, welche in der Schule zu Bourdeaux lehrten, redet, daß Altius Patera einer von den Nachkommen der Druiden gewesen, daß er seinen Ursprung aus dem Tempel des Bellenus hergeleitet, und den Nahmen Patera deswegen gehabt habe, weil er ein Diener dieses Gottes gewesen. Er sagt überdes, daß Pheditius ein Küster des Belenus und von dem Geschlechte der Druiden gewesen; welches alles beweist, daß die Druiden

bis dahin, die Aufsicht über die Heiligthümer behauptet haben.

[Ausonius war der Lehrer des Gratians. Dieser Kayser erhob ihn zur Burgermeister-Würde, im Jahr 79. Er starb unter der Regierung des Honorius Fabricii Biblioth. Lat. p. 155. 156.]

Man muß also die Stelle des Plinius, wovon wir hier handeln, auf eine solche Art erklären, welche diesen Schriftsteller mit sich selbst vergleichet, und, über das, mit der Wahrheit der Geschichte zusammenhängt. Voßius hat geglaubet, diese Schwierigkeit dadurch zu heben, daß er sagt, daß in dieser Stelle blos von der Stadt Rom geredet werde, woraus Tiberius die Druiden, die Wahrsager und die Aerzte, vertreiben ließ. Allein diese Erklärung wird durch die eigene Worte des Plinius wiederlegt, welcher sagt, „ daß die Gallier an den Wahrsagungen der Magie und den Menschen-Opfern fest gehalten hätten, bis auf die Zeit, worinnen er lebte, aber daß sie davon abgekommen wären, nachdem der Kayser Tiberius ihre Druiden und überhaupt diese Art von Wahrsagern und Aerzten vertrieben habe." Eine Stelle des Tertullians hebt allen Zweifel. „ Tiberius sagt, er ließ alle Priester creutzigen, welche Menschen opferten." Eben dieses sagt Plinius: Tiberius hob den Orden der Druiden nicht auf; aber er läst die Druiden mit der äusersten Strafe belegen, und überhaupt die Priester und Wahrsager, welche gegen den Befehl des Gesetzes, Menschen Opfer bracheen, sich mit Wahrsagungen und der Magie abgaben, und sich rühmten, das Zukünftige vorherzusagen, oder die Krankheiten durch Mittel geheimer Wissenschafften zu heilen. (Vossius de Orig. & progr. Idol. lib. 1.

cap.

cap. 35. Tertullian. Apologet. caq. 9.)

Die Druiden blieben also in Gallien, so lang das Heydenthum dauerte. Aber die Sache bekam eine andere Gestalt, als die christliche Religion anfing, sich daselbst fest zu setzen. Das Volk, welches durch bessere Lehrer unterrichtet wurde, verließ seine Druiden, und brachte ihnen keine Geschenke und Opfer mehr, wovon sie einen ansehnlichen Theil ihres Unterhalts erhielten. Bald darauf fing die Kirche durch die Obrigkeiten unterstützt, an, die heilige Wälder, mit den andern Heiligthümern der Gallier zu zernichten. Man gab die Druiden vor Hexen-Meister aus, welche nächtliche Zusammenkünfte, zu Ehren des Teufels hielten. Auf diese Art gab man dem falschen Eifer einen Vorwand, sie ohne alle Rücksicht zu verfolgen; der Untergang des Heydenthums in Gallien, zog nothwendig den Untergang der Druiden nach sich.

Fünftes Hauptstück.

Von der Art des äusserlichen Gottesdienstes der Celten.

Wir haben bißher von den Heiligthümern, wo die Celtischen Völker ihre Religions Versammlungen hatten, von den Ländereyen welche sie dem öffentlichen Dienst ihrer Götter widmeten, und endlich von den Druiden, welche die Diener ihrer Religion waren, geredet. Die äußere Gestalt ihrer Versammlungen, und die Beschaffenheit des Dienstes den sie der Gottheit leisteten, sind jetzo die Gegenstände welche wir in diesem Capitel untersuchen wollen.

Bey den Galliern und Deutschen waren die mit dem Bann belegte Personen von den Heiligthümern, und mithin von den Zusammenkünfften, Opfern und heiligen Festen gänzlich ausgeschlossen. Es war nicht zu befürchten, daß sich ein Mensch, dem man den Zutritt in die Heiligthümer verboten hatte, gegen das Verbot daselbst einfinden würde. Auf einer Seite hielten die Druiden gute Wache über die heiligen Oerter, und auf der andern würde selbst das Volk, welches sich durch den blosen Anblick eines Verbannten für verunreinigt hielte, nicht ermangelt haben, mit Gewalt der Geistlichkeit beyzustehen.

Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die Fremden, das ist, diejenigen, welche in die Landes-Religion nicht eingeweihet waren, zu diesen Versammlungen nicht zugelassen wurden. Das strenge Gesetz alles geheim zu halten, wovon wir schon oben geredt haben, scheinet solches zu erfordern, wenigstens kann man sonst diese Stelle des Strabo gar nicht erklären. „ Artemidor, welcher seinem Vorgeben nach, selbst an diesen Orten gewesen war, sagt, daß man um das heilige Vorgebirge, gar keinen Tempel sehe, der dem Hercules gewiedmet wäre, er behauptet, daß alles, was Ephorus davon geschrieben habe, nichts, als eine blosse Erdichtung sey. Nach ihm ist in dieser ganzen Gegend kein Tempel, welcher weder dem Hercules, noch einer andern Gottheit geheiligt sey; man sehe nur an verschiedenen Orten, drey oder vier große Steine beyeinander liegen. Einem alten Gebrauch zu Folge, drehen die Leute, welche diese Orte besuchen, diese Steine um, und überreden die andern

dern, sie hätten sich von selbst von ihrem Platz beweget. Es ist nicht erlaubt, an diesem Orte zu opfern, auch sogar nicht, sich Nachts dahin zu begeben: die Einwohner des Lands sagen, die Götter hielten sich des Nachts da auf. Wer neugierig ist, dieses Vorgebürge zu sehen, begiebt sich des Nachts in ein benachbartes Dorf, um des Tags dahin zu gehen. (Strabo, lib. IIII p. 138.)

[Dieses war das Vorgebirg St. Vinzent in in dem Königreich Algarbien.]

Dieses heilige Vorgebürg, auf welchem man hin und wieder große Steine zusammengetragen liegen sahe, war offenbar ein Heiligthum, wo sich die Einwohner des Lands hinbegaben ihre Gebete zu verrichten. Bey Tag führte man die Fremden dahin; aber weil man nicht haben wollte, daß sie daselbst opfern sollten, noch daß sie in die nächtliche Zusammenkünfte der Einwohner dieses Lands kämen, so sagte man ihnen, es wäre verboten, auf dem heiligen Vorgebirge Opfer zu bringen, und sogar sich bey Nachtzeit dahin zu begeben. Es dünkt uns, daß man etwas ähnliches in einer Stelle des Lucans im dritten Buch V. 422 bemerkt. Endlich beruhet diese Muthmaßung auf solchen Umständen, welche bey vernünftigen Leuten gewiß von Gewicht sind. Die Geschichtschreiber, führen zwar Zeugen an, welche sagen, daß sie die Wälder gesehen hätten, worinnen die Celtischen Völker ihre Religions Versammlungen hielten; wo man Bäume roth von dem Blut, womit man sie bespritzte, und Köpfe an Bäume genagelt, sähe, aber sie können niemand nennen, welcher diesen

Op-

Opfern und nächtlichen Zusammenkünften der Celten selbsten beygewohnt hätte.

Wir haben anderstwo gesehen, daß die Celten in ihren Zusammenkünften mit Degen, Schild und Lanzen bewaffnet erschienen, daß sie diese Waffen weder bey den Opfern, noch während des Tanzes, welcher einen Theil ihres Gottes-Dienstes ausmachte, ablegten. Die Heiligthümer verlohren dadurch nichts von ihrem Ansehen; die Celten gingen nicht anders als mit gröster Ehrfurcht dahin. Es gab so gar solche, wo man etwas ganz auserordentliches bemerkte. Wenn Tacitus von einem heiligen Walde im Land der Semnonen redet, so sagt er: Man bemerkt eine andere Gewohnheit in diesem Wald; kein Mensch gehet ohne gebunden zu seyn hinein, um dadurch seine erhabene Vorstellung, welche er von der Gottheit und seiner eigenen Dürfftigkeit hat, zu bezeugen. Wann ein Mensch in diesem Aufzug zur Erde fällt, so ist es ihm nicht erlaubt sich wieder aufzurichten, noch auch andern, ihn aufzuheben, sondern er muß sich auf der Erde fortwälzen, bis er wieder aus dem Walde heraus ist. Der Zweck dieses Aberglaubens gehet dahin, um zu beweißen, daß hier die Nation entsprossen sey, und der Herr der Welt dem alles unterworffen seyn müsse, seinen Aufenthalt hier habe.

Diese Stelle zu verstehen, muß man bemerken, daß die Deutschen und Sarmaten, wenn sie einem Feind nicht mehr wiederstehen konnten, und sich vor dem Ueberwinder darstellten, ihn um Frieden zu bitten, die Gewohnheit hatten, sich auf die Erde nieder zu werfen, in-

dem

dem sie die Hände gefalten auf den Rücken hielten, eben so wie man die Gefangene band. Diese Art sich zu unterwerfen bewieß, daß sie sich gänzlich dem Sieger überließen. Wenn der nehmliche Gebrauch in einem Heiligthum beobachtet wurde, so zeigte er deutlich an, daß der Mensch entblöst, entwaffnet und gebunden, in der Gegenwart des höchsten Wesens sey, daß, weil seine ganze Stärke gegen die Macht der Gottheit nichts als eine schwache Stütze sey, bleibe ihm kein ander Rettungsmittel übrig, als sich demüthig für einen Gefangenen und Sclaven des Herrn der ganzen Welt zu erklären. (Theodosii Excerpt. ex Dionis libro LXVIII Xiphilin. Excerpt. ex Dion. lib. LXVIII Ammian. Marcellin. lib. XVII. cap. 13.)

Was den Dienst selbst anbelangt, welchen die Celtischen Völker ihren Göttern leisteten, so kann man solchen bequem auf diese fünf Hauptsätze einschränken: er bestund in Opfern, im Gesang der Loblieder (Hymnus), dem Tanz, der mit diesen Gesängen verbunden war, und heiligen Festen. Alle Völker welche eine Gottheit erkannt haben, haben auch das Gebet zu einem der wesentlichsten Stücke der Religion gemacht. Der Zweck der Religion ist, den Menschen von dem Schutz und der Gnade Gottes zu versichern. Dieses zu erlangen, ist der Mensch verbunden, die Abhängigkeit, worinnen er gegen das höchste Wesen stehet; zu erkennen, in Gott den Urheber und die Quelle der Güter, welche er verlanget, zu erkennen; und diese Empfindungen durch das Gebet auszudrucken.

Die Scythen und Celten dachten in diesem Stück eben so, wie die andern Völker, ja sie hatten in gewissem Betracht noch vernünftigere Vorstellungen, von der Vortreflichkeit des Gebets, als diejenigen Nationen, welche für die gesittesten gehalten wurden. Was ist schöner als die Antwort, welche Anacharsis einem Griechen gab, der ihn fragte, ob die Scythen einige Gottheiten erkenneten.„ Ja sagt er, wir erkennen Götter, und wir glauben so gar, daß sie die Sprache des Menschen verstehen. Unsere Vorstellungen sind von den eurigen, in diesem Stück ganz verschieden. Ihr behauptet, uns in Ansehung der Beredsamkeit zu übertreffen, und ohnerachtet dessen bildet ihr euch doch ein, daß die Götter mit wenigerm Vergnügen die Stimme des Menschen hören, als den Schall der Instrumenten, die von Bein oder Holz gemacht sind.„ Anacharsis hatte recht. Die Vorstellungen und Gedanken, welche das Gebet ausdruckt, sind ein vernünftiger Dienst im Geist und Herzen geleistet, woran Gott weit mehr Gefallen hat, als an der Music, welche die Griechen als den schönsten Theil ihres Gottesdienstes ansahen. (Plutarch. conviv. sept. sapient. Tom. II. p. 148.)

Das Gebet war also bey den Scythen und Celtischen Völkern, eines der Hauptstücke des öffentlichen Gottesdienstes. Die Opfer und und andere Cermonien, welche sie in ihren Versammlungen beobachteten, wurden beständig mit Gebet begleitet. Herodus sagt, zum Exempel, daß die Hohenpriester der Scythen, wenn sie das Opfer schlachteten, zugleich ein Gebet, an denjenigen Gott richteten, welchem es gewidmet war. In einer andern Stelle sagt er das

nehm-

nehmliche von den Persern. Wenn ein Perser sich entschlossen hat, irgend einer Gottheit ein Opfer zu bringen, so führet er das Opferthier an einen reinen Ort, und richtet ein Gebet an denjenigen Gott, welchem es zugedacht ist. Derjenige welcher opfert, betet nicht nur für sich selbst, sondern auch für alle Perser und hauptsächlich für den König, indem er auf diese Art seine eigene Wohlfarth von dem Wohl des ganzen Staats-Cörpers, von dem er ein Glied ist, herleitet. Eben so verhielte es sich, wenn die Gallier die Ceremonien bey Einsammlung der Frucht von der Eiche beobachteten, ein Druide opferte zwey weiße Ochsen, und bat Gott, daß er dieses Geschenk allen denenjenigen heilsam seyn lassen möge, welche es annehmen. (Herodot. IV. 60. Ibid. I. 132. Strabo XV p. 732 Plin. Hist. Nat. lib. XVI. cap. 44 p. 312.)

Dasjenige, was die Celten in diesem Stück besonders hatten, war erstlich, daß ihre Gebeter Loblieder waren, welche abgesungen wurden. Wir haben dieses sehr weitläufig in einem der vorhergehenden Bücher bewiesen. Das Gebet, welches der Soldat that, wenn er in das Treffen ging, war so gut ein Gesang, als die Danksagung, welche er nach erlangtem Siege brachte. Die Cantabrier sangen Lieder bis zum Creutz, und mitten unter den grausamsten Martern. Man siehet wohl, daß diese Lobgesänge Gebeter waren, welche sich auf ihren Zustand schickten, wodurch sie sich Gott empfahlen und ihn baten, daß er ihre Seele in die Wohnung der Glückseeligkeit aufnehmen möchte.

Vielleicht irren wir uns nicht, wenn wir eben dieses Urtheil von den Gesängen fällen, denen die Priester oder Aerzte die Krafft zuschrieben, die Krankheiten zu heilen. Dieses waren Gebete, die bestimmt waren, die erzürnten Geister zu besänftigen, welche das Leben und die Gesundheit der Menschen in Händen hatten. Diese Gewohnheit Gebete zu singen, war bis zu den Persern gekommen. Daher kommt es, daß, wenn Strabo von den Gebeten redet, welche die Mager an das Feuer und Wasser richteten, solche επωδας d. i. Gesänge oder Zauberlieder nennet. Herodot sagt auch, daß die Mager die Theogonie über dem Fleisch des Opfers, welches sie geschlachtet hatten, sängen, und daß bey den Persern darinnen die Einweihung bestehe. Die Theogonie war ein Gesang, welcher, indem er den Ursprung aller Dinge von Gott erzählte, eben dadurch die Menschen antrieb, dem Schöpfer wegen alles Guten, das sie von seiner Hand erlangten, Ehre zu erweißen, und ihm das Opfer mit einem Herzen voller Erkenntlichkeit für seine Wohlthaten zu bringen. (Strabo lib. XV. p. 732. 733. Herodot. l. 132.)

Um nun wieder auf die Celten und auf die Art ihres Gottesdienstes zu kommen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß der Druide, wann er die Opfer und Gaben von der Hand des Opfernden annahm, ein Gebet anstimmte, welches die Versammlung mit ihm zugleich sang, und es scheint auch ganz natürlich, daß man auf diese Art die Stelle des Diodors von Sicilien erklärt, welcher sagt, „daß die Gallier kein Opfer ohne den Dienst der Druiden brächten, weil sie überzeugt wären, daß ein Mensch welcher

cher den Göttern Geschenke opfern, oder Gnade von ihnen erbitten wolle, seine Zuflucht zur Vermittelung derjenigen nehmen müsse, welche die Gottheit kennen und ihre Vertraute sind.

Zweytens ein anderer besonderer Gebrauch bey den Celten war, daß, wenn sie ihr Gebet stehend mit dem Schild in der linken Hand verrichteten, sie die Gewohnheit hatten, den Leib ganz auf die linke Seite zu wenden. Plinius hat dieses für anmerkenswerth gehalten, weil die Römer einen ganz entgegengesetzten Gebrauch hatten. „Wenn wir, sagt er, die Gottheit anbeten; so küssen wir unsere rechte Hand, und drehen unsern ganzen Leib auf diese Seite, anstatt daß die Gallier glauben, es seye mehr Andacht dabey, wenn man sich nach der linken Seite zu drehete.“ Die Alten sagen nicht, was der Sinn und Zweck dieser Ceremonie gewesen sey, und warum der Gebrauch der Römer in diesem Stück von der Gallier ihrem verschieden war, und uns liegt auch nicht viel daran, uns damit abzugeben. (Barn. Brissonii Form. lib. I. p. 35. Petri Pithoei adv. lib. I. cap. 3. & 7.)

[Lucan sagt im dritten Buch v. 50.

Et vos barbaricos ritus moremque siinistrum,
Sacrorum, Druidæ, positis repetistis ab armis. Dom Jacob Martin, hat; in dem 1. Buch von der Religion der Gallier behauptet, pag. 239, daß diese Worte moremque Sinistrum sacrorum, den besondern Gebrauch, sich zur linken Seite zu drehen, bey dem Religions-Dienst bedeuten. Jederman der Lateinisch verstehet,

weiß, daß Lucan hier von dem barbarischen und unglücklichen Gebrauch, Menschen zu opfern, redet. Die Römer hatten es mit allem Recht verboten; aber nach aller Wahrscheinlichkeit bekümmerten sie sich wenig darum, ob sich die Gallier bey Verrichtung ihres Gebets zur linken oder zur rechten Hand dreheten.

Das, was Plinius in der angeführten Stelle sagt, wird vom Plautus und Plutarch bestätiget. Plaut. Curculion. Act. I. Scen. I. Plutarch. Camill. Tom. I. p. 131 Casaubon. ad Athen, b. 279. hat also mit Recht geschlossen, daß ein Fehler in der Stelle Athenäi sey, welcher sagt, daß die Celten die Götter anbeteten, indem sie sich gegen die rechte Hand drehten. Athen. lib. IV. cap. 12. p. 152. Der Vater Harduin behauptet in seinen Anmerkungen, über diese Stelle des Plinius, daß die Gallier sich, wenn sie beteten, von der linken gegen die rechte Hand, und die Römer von der rechten gegen die linke gedrehet halten. Plinius, Plautus und Plutarch sagen ausdrücklich das Gegentheil.]

Vielleicht zeigte der Gebrauch, den ganzen Leib umzudrehen, und auf diese Art nach und nach in die vier Theile der Welt zu sehen, an, daß das Gebet an den Gott Deus, den allgemeinen Geist, und nicht an Unter-Gottheiten, welche an gewiße Elemente gebunden und an einen bestimmten Ort zugegen waren, gerichtet gewesen sey. Vielleicht auch, daß die Gallier es als eine ehrwürdigere Sache ansahen, sich bey

dem Gebet gegen die linke Hand zu wenden, weil ein Mann, der nach Art der Celten bewaffnet sich gefangen gab, wenn er sich auf die linke Seite drehete, aber zu erkennen gab, daß er sich in Vertheidigungs-Stand setzen wollte, wenn er sich auf die rechte wandte. Vielleicht war auch diese Gewohnheit blos so gut als viele andere, so wohl alte als neuere etwas ganz gleichgültiges.

Die Opfer machen den zweyten Theil, des ordentlichen Gottesdienstes der Celtischen Völker aus. Hie ist der Ort nicht zu untersuchen, was der Ursprung einer Gewohnheit seyn könnte, wodurch der Mensch glaubte, der Gottheit Dinge zu opfern, welche sie nicht nöthig hat, und die sie ganz offenbahr zum Nutzen des menschlichen Geschlechts bestimmt hat. Wann es auch wahr wäre, daß die natürliche Religion die eigentlich so genannte Opfer billigte und vorschriebe; so müste man doch stets gestehen, daß die Celten ihre Opfer nicht allein aus aberglaubischen, sondern sogar unrechtmäßigen Ursachen brachten. Dieses werden wir zu beweißen suchen, wenn wir die Gründe untersuchen werden, wodurch sie die Nothwendigkeit und den Nutzen der Opfer rechtfertigen wollten. Hier wird es genug seyn zu sagen, daß diese Völker ihren Göttern so wie auch die andern Heyden Opfer von allerhand Art brachten, ob sie solches gleich unter verschiedenen Ceremonien thaten. Julius Cäsar hat sich gewiß geirrt, wenn er behauptet, daß die Deutschen keine Opfer gehabt hätten und, gesetzt er hätte weiter nichts sagen wollen, als nur, daß diese Völker nicht viel aus den Opfern machten, so wäre er auch schon darinnen übel berichtet gewesen, indem es gewiß ist, daß die Deutschen in allen ihren Versammlungen Opfer

brachten, und daß sie viel auf die Wahrsagungen hielten, welche sie aus dem Eingeweide der Opfer-Thiere nahmen.

Die barbarischen Menschenopfer stellen sich uns natürlicher weiße am ersten dar. Plutarch, einer der grösten Männer des Alterthums, hat bey Gelegenheit dieser unmenschlichen Gewohnheit diese widersinnische Frage aufgeworfen: Ob der Atheismus in verschiedenen Fällen dem Aberglauben nicht vorzuziehen sey? Würde es nicht viel besser gewesen seyn, sagt er, wenn die Gallier niemals eine Vorstellung von der Gottheit gehabt hätten, und sie gar nichts davon gewust hätten, weder durch eigenes Nachdenken, noch durch den Weg des Unterrichts, als daß sie sich Götter vorstellten die, ein Vergnügen an der Vergießung des Menschen-Bluts hatten, oder daß sie denjenigen Gottesdienst für den allervollkommensten hielten, welchen man ihnen bringen könnte, wobey man Menschen zur Ehre der Gottheit erwürgt. (Plut. de superstione Tom. II. p. 171.)

Plutarch, und diejenige, welche in unsern Tagen ein Vergnügen darinnen gefunden haben, dergleichen Beweiße zu unterstützen, würden ihre Vernunft besser haben anwenden können, als dergleichen Fragen zu untersuchen. Es ist sehr natürlich, daß Soldaten, welche sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, zwischen zweyen Uebeln, davon das eine oder das andere unvermeidlich ist, die Frage untersuchen und auflösen: Ob ein mit Ehre verbundener Tod in manchem Betracht einer harten und schändlichen Gefangenschaft nicht vorzuziehen sey. Aber es ist

ganz und gar unnütz zu fragen: ob es nicht besser sey, ganz lasterhaft als abergläubisch zu seyn; ob der Aberglaube nicht ein größeres Uebel als die Gottlosigkeit sey, weil ein vernünftiger Mann nie so weit wird gebracht werden können, daß er in eine Versuchung komme, zwischen der Gottesverläugnung, welche die Gottheit von ihrem Thron reisset, und dem Aberglauben, zu wählen, welcher sie blos darauf setzt, um sie durch einen barbarischen Dienst zu beschimpfen, einen Dienst welcher ihrer Größe und Güte unanständig, und dem Geist der Religion gerade zu entgegen gesetzt ist, als welche doch blos zum Trost und zur Wohlfarth des Menschen da ist, die gemacht ist, ihn nach diesem Leben die unaussprechlichen Güter genießen zu lassen, welche ihn in dem zukünftigen erwarten. (Plutarch. de superstit. Tom. II p. 171)

Wir müssen unterdessen dem Plutarch Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Dieser philosophische Schriftsteller scheinet keine böse Absicht gehabt zu haben, wenn er diese verabscheuungswürdige Frage vorträgt. Es wäre zu wünschen, daß man ein gleiches von denjenigen sagen könnte, welche sich in unsern Zeiten mit der Weltweißheit beschäfftigen, und diesen Satz untersuchen. Wenn sie sich eifrig angelegen seyn lassen, zu beweißen, daß die Religion stets mehr übles gestifftet habe als gutes, geschieht dieses nicht aus der Absicht, um daraus den Schluß zu ziehen, daß alle Religionen nichts als politische Staatsgriffe seyn sollen, welche der Stolz und die Verdorbenheit der Diener der verschiedenen Religionen so verhaßt und gefährlich gemacht habe, daß man aller Religion entsagen müße?

Haben sie sich auch noch nicht unterstanden diese Folge öffentlich vorzubringen; so ergiebt sich doch solche zum wenigsten aus ihren Lehrsätzen. Wir gestehen herzlich gerne, daß der Aberglaube erschreckliche Verwüstungen unter den Celten verursacht, und sie zu solchen Grausamkeiten verleitet habe, vor deren blosen Vorstellung man schaudert. Dieses sagt Diodor von Sicilien ausdrücklich. „ Die wilde Art der Gallier, zeichnet sich vornehmlich in ihrer Religion aus. Es giebt nichts gottlosers, als die Opfer, welche sie der Gottheit bringen, noch etwas barbarischers, als die Art, wie sie solche bringen. “ Wir wollen auch gestehen, daß in jeder Religion, Aberglauben geherrscht habe, und daß er auch noch darinnen regiere, daß sich beständig hochmüthige, fanatische, unwissende oder verdorbene Priester gefunden haben, welche die Gesellschaften über den Hauffen geworfen haben; aber ferne sey es von uns, daß man, wegen diesem Mißbrauch, sich aller Religion entziehen sollte. Diejenige, welche diese Lehre predigen, sind noch weit schädlicher, als die Priester, gegen die sie schreyen. Jeder vernünftige Diener Gottes, wird den Aberglauben zerstöhren, den bösen Priestern den Mund stopfen, und die Religion beschützen.

Wir wollen zu den Menschenopfern zurückgehen. Es ist ausgemacht, daß alle Scythische und Celtische Völker ihren Göttern Menschenopfer gebracht haben. Da dieses von keinem einigen Schriftsteller geläugnet wird, so werden einige allgemeine Anmerkungen über den Aberglauben, den sie dabey bewiesen, zureichend seyn.

Die

Die Beweiße werden sich in der Folge dieses Werks in Menge zeigen.

Wir müssen gleich anfangs bekennen, daß alle alte Einwohner von Europa in diesem Betracht in Grausamkeit mit den Celtischen Völkern übereinkamen. Sie alle schlachteten Menschenopfer. Wir wundern uns deswegen nicht, wenn wir auch diese Gewohnheit bey den Sarmaten eingeführt sehen. Da sie unter allen Celtischen Völkern die grausamsten waren, so darf man sich nicht wundern, wenn man an ihrer Religion noch lange Zeit die äuserste Grausamkeit ihres Naturels wahrnimmt. Man siehet in dem zwölften Jahrhundert des Christenthums, die Sarmatischen Völker oder Slavonier (denn dieses ist einerley) ihren Göttern alle die Christen opfern, welche in ihre Hände fielen. Es muste sogar der Priester vorher das Blut dieser Schlachtopfer trinken, um sich in Stande zu setzen, Orakel-Sprüche zu ertheilen. Allein diese Opfer waren von alten Zeiten her, in Toscana, in Sicilien, zu Lacädemon, eingeführt, und was das allermerkwürdigste ist, so behielten die Athenienser und überhaupt alle Griechen, noch lange Zeit hernach, als sie die Barbarey abgelegt hatten, diese grausame Opfer bey. So oft das Land von der Pest, dem Hunger oder einer andern Landplage heimgesucht wurde, so muste man die erzürnten Götter dadurch versöhnen, daß man ihnen zum Versöhnopfer einen Menschen opferte, welchen man unter tausenderley Verwünschungen umbrachte, wodurch man aller Verbrechen und Unglück der Stadt auf ihn legte. (Helmold. Chronic. Slavor. l. I. c. 53. lib. II. c. 12. Scholiast. ad Pyndar.

II. p. 220. Virgil. Æne IX. v. 585. Servius ad. h. l. Scholiast. ad Aristoph. Equit p. 181. col. 2. Retz ad Lycoph. p. 76. Servius Daniel. p. 273. Euseb. de Laudib. Constantini. p. 533. 534. Wier. de Præstig. dæmon. lib. I. c. 7. Vossius de Orig. & progress. Idol. lib II. c. 4. p. 165. cap. II. p. 185. Jurieu des Cultes. p. 573. & sq.)

Wir wollen hieraus nicht schliesen, daß dieser Gebrauch von den alten Einwohnern von Griechenland, das ist, von den Pelasgern hergekommen sey. Diese Völker haben ihn zwar nach Italien gebracht, wenn wir darinnen dem Dionis von Halicarnaß glauben sollen; es kann aber auch möglich seyn, daß das neue Volk, welches auf die Pelasger folgte, diesen Aberglauben von den Egyptiern und Phöniciern bekommen haben, als welche viele Colonien nach Griechenland und besonders nach Theben und Athen geschickt hatten.

Endlich weil die Menschenopfer nach dem Zeugnisse des Eusebius, in dem grösten Theil der Welt, bey den Rhodiern, zu Salamin, in Egypten, auf den Inseln Tenedos, Creta, zu Laodicea, zu Carthago, bey den Thraciern und bey den Scythen üblich waren, so ergiebt es sich daraus ganz natürlich, daß in diesem Betracht, sich alle diese Völker nichts vorzuwerfen hatten. Die Griechen konnten mit Recht, an den Celten den Aberglauben von dem sie nicht frey waren, nicht tadeln. Die Römer, nachdem sie den Galliern, welche ihnen unterworffen waren, unter sehr harter Strafe verboten hatten, Men-

schen

schen zu opfern, opferten bey verschiedenen Gelegenheiten selbsten Menschen.

Man siehet, daß zu der Zeit, als Cäsar Dictator war, zwey Menschen auf dem Feld des Mars durch die Hohenpriester und den Obersten der Gallischen Priester geopfert worden. Plinius sagt, daß zu seiner Zeit ein Grieche und eine Griechin lebendig begraben worden. Plutarch bezeuget auch, daß man kurze Zeit vorher, ehe er seine Quæstiones Romanas geschrieben, die nehmliche Grausamkeit an einem Gallier vollzogen habe. Gegen das Jahr 270 J. Ch. befiel Aurelian dem Rath, die Sibyllinische Bücher aufschlagen zu laßen, und erbietet sich, alle Gefangene, von welcher Nation man sie verlangte, zum Opfer zu liefern. (Plin. lib. XXVIII. Dio. lib. XLVIII. Vopisc. de Aurelian. Plutarch. græc. & Rom. comp. T. II. p. 310. Clem. Alex. loh. ad G. p. 73. Euseb. Præp. Evang. lib. IV. cap. 16. Dio Cassius lib. XLIII Anson. Idyll. 26. Min. Felix. p. 314. Lamprid. Heliogob. p. 809. Eckard Hist. Rom. lib. V. c. b.) Hieß dieses nicht mittelbar diesen grausamen Aberglauben bestätigen? Man darf sich also nicht wundern, daß es so viele Mühe kostete, die Celtischen Völker von diesen Opfern abzubringen, welche eben so alt, als allgemein bey ihnen angenommen waren; allein diese Völker gründeten sich nicht nur auf das Alterthum dieser Gewohnheit, sie glaubten auch solche durch gute Gründe rechtfertigen zu können. Euseb. Præp. Evang. lib. VI. cap. 16. Porphyr. de Abstinent. lib. IV.)

Sie sagten erstlich, daß das Leben und Blut eines Menschen, der vollkommenste Dienst, und

und das angenehmste Opfer wären, das man der Gottheit bringen könnte. Dieser Schluß schien ganz natürlich, aus einem, allen Heyden bekannten, Satz zu folgern. Da sie die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der Opfer zugaben, indem sie die Tödung eines Thiers als eine Ehrensbezeigung ansahen, wodurch der Mensch nicht allein seine beständige Abhängigkeit von dem höchsten Wesen, sondern auch die Rechte, welche Gott vermöge seine Gerechtigkeit über den Sünder hat, anerkannten; so konnte es nicht anders seyn, als sie musten daraus schließen, daß das Vollkommenste unter allen Geschöpfen auch das vortreflichste Opfer sey. Wenn man einen Menschen opferte, so erkannten diejenige, welche das Opfer brachten, eben dadurch, daß sie ihr Leben von der Gottheit erhalten hatten, daß sie verdient hätten, solches zu verliehren, und daß sie solches blos aus einer Würkung der Gnade und Barmherzigkeit Gottes erhielten. Dieses war einer der Vernunftschlüsse der Celten.

Diese Völker sagten ferner, daß der Mensch unendlich weit vollkommener und weit vortreflicher sey, als die Thiere. Auch hieraus schlossen sie: daß ein Menschenopfer das allervortreflichste sey, welches man den Göttern bringen könnte, und daß, unter allen Religionshandlungen keine vortreflicher wäre als diese. (August. de civit. Dei lib. VII. cap. 19.)

Dieser Schluß, war gewiß falsch, weil die Religion, welche alles den Menschen zum Vortheil thut, um ihn zu der Vollkommenheit und zu dem Glücke zu führen, dessen er fähig ist, von ihm nur die Aufopferung seiner Laster

und

und Leidenschaften fordert; aus den Grundsätzen, oder vielmehr Vorurtheilen der Celten aber ganz natürlich und nothwendig zu folgen schiene.

Zum andern behaupteten die Celten, die unsterblichen Götter könnten nicht befriedigt werden, wenn man nicht das Leben eines Menschen, durch das Leben eines andern erkauffte; das ist, weil sie Versöhnungsopfer hatten, welche bestimmt waren, den Sünder von seiner verdienten Strafe, durch die Darstellung eines Opfers, welches man an seiner statt opferte, zu befreyen; so glaubten sie zugleich, daß diese Versöhnung nicht von der Vernichtung des Thiers, (denn ein solches Opfer wäre nicht hinreichend und die Genugthuung nicht Verhältnißmäsig gewesen) sondern einzig und allein von dem Todt eines andern Menschen abhänge. Wenn sich dieser Vorstellung zu Folge, die Gallier von einer gefährlichen Krankheit angefochten sahen, oder sich in einer Schlacht oder irgend einer andern Gefahr befanden; so schlachteten sie Menschenopfer, oder thaten ein Gelübde solche zu bringen. Aus dem nehmlichen Grund liesen sie diese Opfer unter den allergrausamsten Martern sterben, damit dadurch die Versöhnung desto vollkommener würde, und das Opfer mit der Größe des Verbrechens, welches es auslöschen, oder mit den Uebeln, welche es aufheben sollte, desto mehr Aenlichkeit haben möchte.

Wann auch die wahre Religion, diese Grundsätze, in einem vernünftigen Verstand, und unter billigen Einschränkungen zuläst, so muß man doch bekennen, daß solche in dem Sinn,

welchen ihnen die Celten beylegten, ganz falsch und unerträglich waren. Da sie einen Gott anbeteten, welcher Vergnügen daran hatte, vergossenes Menschenblut zu sehen, der den Menschen blos auf die Welt gesetzt hatte, um auf derselben eine Probe der Stärke zu geben, und sich durch die Ermordung seines gleichen hervor zu thun; so schlossen sie daraus, daß, das Mittel, die Gottheit zu bewegen, wäre, ihr Menschenblut zu versprechen, und daß man bey ihr nach Maasgabe der Menschenopfer, die man ihr brachte, zu Gnaden käme. Also thaten die Deutschen eben so wohl, als die Gallier, wenn sie auf dem Sprung waren, ein entscheidendes Treffen zu liefern, ein Gelübde, alle Menschen und alle Thiere, welche in ihre Hände fallen würden, zu vertilgen. Nach diesen Grundsätzen war die Gottheit stets demjenigen Theil günstig, welcher ihr die meisten Opfer versprach. (Tacit. Ann. XIII. cap. 57. Cæsar VI. 17.)

[Ich habe verschiedene gelehrte Männer kennen lernen, welche den Grund der Menschenopfer in der wahren Religion aufsuchen wollen. Der Glaube lehret uns, sagen sie, daß ein Gottmenschliches Opfer, das ist, ein göttliches und menschliches zugleich nöthig wäre. Vielleicht haben diejenige, welche zuerst nach Gallien kamen, von den Nachkommen des Noah gehöret, es würde einer kommen, der durch seinen Tod alles Böse der Natur und der Menschen aufheben würde. Hiedurch war es leicht, daß man auf den Gedanken von Menschenopfern kam. Dieser Einwurf ist ohne Zweifel, ziemlich scheinbar: aber es fehlet ihm die

Grund-

Gründlichkeit. Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Opfer Jesu Christi, und denen, welche die Menschen Gottheiten, wer sie auch seyn mögen, geopfert haben. Welches ist denn nun die Vorstellung, die wir uns von solchen Opfern machen? Es kommen hier drey Stücke zusammen: die Menschen waren die Opfer-Priester, das Schlachtopfer ist die Gabe, die gebracht wird, und die Gottheit der Gegenstand, welcher man dieses Opfer brachte: aber bey dem Opfer Jesu Christi, hatten Menschen keinesweges, das Amt der Priester. Die Juden tödteten unsern göttlichen Erlöser, blos, aus Verblendung und gifftigen Haß, und haben ihn den Mächten der Erde nicht anders vorgestellt, als einen Verbrecher, einen Lästerer, einen Ruchlosen und Stöhrer der öffentlichen Ruhe. Es ist zwar wahr, daß der Tod Jesu Christi ein warhaftiges Opfer war, welches Gott gebracht wurde; aber das Opfer war freywillig. Jesus Christus war zu gleicher Zeit Priester und Opfer. Er opferte sich selbst seinem Vater für alle Menschen, welche, als Sünder, alle den Tod und ewigen Tod verdient hatten. Es hatte Gott kein solches Opfer von Seiten der Menschen gefordert, indem es von ihrer Seite keine Religions-Handlung, sondern vielmehr das gröste ihrer Verbrechen war. Man kann also daraus nicht schliessen, daß Gott jemahls von den Menschen Menschenopfer gefordert habe. Es ist also ganz natürlich zu denken, daß diese Art von Opfern bey den Heyden nichts anders seyn konnten, als die Frucht des allergrausam-

sten Aberglaubens, welchen Satan selbst eingegeben hatte, welcher als ein Feind des ganzen menschlichen Geschlechts, nichts suchet, als seinen Untergang und Verwüstung.]

Drittens, wenn die Celten Menschen opferten, so suchten sie eine Begebenheit, woran ihnen gelegen war, dadurch im Voraus zu entdecken, oder sich durch das Blut und die Eingeweyde der Schlachtopfer nach ihrem eigenen künftigen Schicksal zu erkundigen. Wir haben bereits oben gesehen, daß die Gallier, Deutschen und Spanier, diesen Aberglauben mit einander gemein hatten. Tacitus bemerket, daß die Einwohner Großbrittaniens ebenfals sehr dafür eingenommen waren. Alle diese Völker setzten auf die Bemerkungen, welche die Wahrsager bey der Erwürgung eines Menschen machten, ein groses Vertrauen; sie sahen diese Beobachtungen als gewiße und untrügliche Wahrsagungen von allem demjenigen an, was ihnen begegnen würde; sie schlossen also daraus, es müste ganz wohl erlaubt seyn, nicht allein einen Gefangenen, sondern auch einen Bürger selbst zu opfern, weil sein Tod ein Mittel wäre, die Gefahr, wovon ein ganzer Staat bedrohet wäre, vorher zu sehen, und derselben zuvorzukommen. Hier konnte der Schluß ganz richtig seyn, aber der Grundsatz taugte nichts. Man müste alle Vernunft verlohren haben, wenn man sich vorstellen wollte, daß das Schicksal des Staats in dem Eingeweyde eines Menschen geschrieben stünde. Allein war diese Art, das Zukünftige zu errathen, abgeschmackt und lächerlich, so waren die Griechen und Lateiner, ob sie gleich die

Men-

Menschenopfer abgeschaft hatten, deßwegen nicht vernünftiger, weil sie künftige Dinge zu erforschen suchten, indem sie in dem Eingeweyde der Thiere herum wühlten. (Tacit. Ann. XIV. 20)

Viertens, hatten die Celten noch einige andere Ursachen, welche zum Grund, oder wenigstens zum Vorwand dieser grausamen Opfer dienen konnten. Bald waren diese Unglücklichen, welche der Aberglaube aufopferte, Boten, die man an den Zamolxis abschickte, welchen jeder seinen Auftrag an seine Eltern und Freunde, welche er in der andern Welt hatte, mit gab. Bald fertigte man sie ab, um das Gefolge der großen Herrn, welche der Tod weggenommen hatte, zu vergrößern, und so verhielt sich diese Sache nicht allein bey den abendländischen Scythen, sondern auch bey den Galliern, bey welchen die Frau, die Sclaven, und die Lehnsleute dem Herrn zur Begleitung geopfert wurden, oder sich bey seinem Scheiterhaufen selbst umbrachten.

Menschen, welche auf diese Art geopfert wurden, sturben gemeiniglich ohne einigen Widerwillen, und in der gewissen Hoffnung, sicher und ohnfehlbar, in ein beßeres Leben überzugehen. Diese Ueberzeugung war eine Wirkung der Hauptlehre der Religion der Celten, daß ein gewaltsamer Tod, der einzige Weg sey, worauf der Mensch zum Aufenthalt der Herrlichkeit und des Glücks gelangen könnte. (Keyßler in seinen Antiq. sept. p. 127. beweiset, daß das Wort Vallhalla, wodurch die Abendländischen Völker das Paradies anzeigen, so viel als Aula Cæsorum, der Palast derjenigen, welche das Leben durch einen gewaltsamen Tod verlohren haben, anzeige.)

Wir müssen nun ferner sehen, welches denn die unglücklichen Gegenstände waren, welche die Celten zu den Opfern zu wählen pflegten. Der allerälteste und gewöhnlichste Gebrauch war, diejenigen zu opfern, welche man zu Kriegsgefangenen gemacht hatte. Da diese kriegerische Völker ihren Göttern dergleichen Opfer, bey dem Anfang eines Feldzugs, und an dem Tage vor der Schlacht, versprachen, vornehmlich, wenn es den Anschein hatte, daß das Treffen blutig werden würde, so unterliessen sie niemahls, wenn sie eine Schlacht gewonnen hatten, sich ihres Gelübdes zu entledigen, und den Göttern das zu opfern, was sie für das kostbarste hielten, durch deren Beystand sie glaubten den Sieg erlangt zu haben. Man hatte diese Gewohnheit in Spanien, in Gallien, in Großbrittanien und in ganz Deutschland. (Strabo III. p. 155. Athon. IV. 119. Eustath. ad Iliad. XXIII. p. 1294. Ovid. Trist. lib. IV. Eleg. 2. V. 3. 5. Sext. Ruf. p. 11. 12.)

Unterdessen geschahe es doch selten, daß man alle Kriegsgefangenen opferte, und noch seltener, daß man, nach Art eines Bannes, Weiber, Kinder, Thiere, nebst allem, was den Ueberwundenen gehört hatte, opferte. Die Deutschen und Griechen in Gallien, d. i. die Gollogräci, sind beynahe die einzigen unter allen Celtischen Völkern, bey denen man Beyspiele von einer solchen Grausamkeit antrift. Gewöhnlicher maassen hielt man zum Opfer die Obersten der feindlichen Armee, oder einen Theil der Kriegsgefangenen, zurück, die andern aber wurden verkauft, zu Sclaven gemacht, oder gar umgebracht, nachdem solches das Interesse

des Ueberwinders erforderte. Zum Exempel, die Gallier sonderten einige Kriegsgefangene ab, die sie ihren Göttern opferten. Die Sachsen wurfen das Loos über ihre Gefangene, und opferten jedesmal den zehnten Mann, anstatt daß die Scythen, welche Herodotus gekannt hat, nur den hundertsten opferten. (Oros. lib. V. cap. 16. Dio Cass. lib. LIV. Strabo IV. 206. Tit. Liv. L. XXXVIII. c. 47. Flor. IV. 12. Herodot. 1. c. 26. Excerpt. ex Diod. Sic. lib. XXVI. Sidon. Apollin. lib. VIII. Epist. 6. Herodot. IV. 62.)

Verschiedene Celtische Völker opferten ihren Göttern nicht allein die Gefangenen, welche sie im Krieg gemacht hatten, sondern auch noch so gar die Fremden, die in ihre Hände fielen. Diese barbarische Gewohnheit war in dem taurischen Chersones eingeführt, welches die alte Wohnung der Gothen war. Die Geschichtschreiber versichern insgesammt, daß man der Diana Taurica die Griechen, und überhaupt alle Fremden, welche Stürme, die auf dem schwarzen Meere häufig sind, hier an das Land geworfen hatte, opferte. Man beschuldigte alle andere Scythische Völker, die am schwarzen Meere wohnten, der nehmlichen Grausamkeit; und dieses Land wurde deswegen mehrmals von den Griechen ἄξενος, inhospitalis, (das ungastfreye, unfreundliche) genennt. Ein alter Ausleger des Horaz behauptet auch, daß die Worte des Poeten, Visam Britannos hospitalibus feros, eine Anspielung auf die Gewohnheit sey, welche die Britannier ehemals hatten, ihren Göttern die Fremden zu opfern. (Herodot. IV. 103. Pausan. Attic. c. 43. Scymmus Chius p. 376.

Pomp. Mela lib. II. cap. 1. Solin. cap. 25. p. 234. Lucian. Dialog. Jun. & Lat. p. 81. & 94. Clem. Alex. Coh. ad Gent. p. 36. Cyrill. ad Julian. lib. IV. p. 128. Amm. Marc. lib. XXV. cap. 8. Ovid. Epist. ex Ponto lib. III. Epist. II. v. 55. Strabo VII. 298. Min. Felix p. 312. Eustath. ad Dionys. Perieg. v. 146. Horat. Carm. lib. III. od. IV. v. 33. Acronius ad h. l.)

Die Celtischen Völker im Gegentheil nahmen die Fremden und Reisende, welche in ihr Land kamen, mit vieler Leutseligkeit auf; aber dieses erstreckt sich blos auf die, welche von freyen Stücken zu ihnen kamen. Diejenigen aber, welche Sturm, Schiffbruch, oder irgend ein anderer Zufall, gegen ihren Willen, in die Celtische Länder brachte, behandelten sie ganz anders. Da sie von dem Recht der Gastfreyheit ausgeschlossen waren, so wurden sie als Feinde behandelt. (Herodot. IX. c. 118. Nic. Damasc. ap. Stobæum Serm. V. p. 40. Serm. CXXXVI. p. 400.

[Man ersiehet aus dem was Nicolaus von Damascus erzählet, daß die Thynier, ein Scythisches Volk, das aus Europa gekommen war, wenigstens einen Theil der Grausamkeit ihrer Väter abgelegt hatten. Sie sahen die Fremden, welche in ihre Länder reißten, als heilige Personen an, und verschaften ihnen alles mögliche Vergnügen. Auch diejenigen, welche eine höhere Gewalt nach Thynien führte, nahmen sie mit aller Leutseligkeit auf, und vereinigten sich durch die Bande der Freundschaft mit allen denjenigen, welche ein

Sturm

Sturm an ihre Küsten geworffen hatte; sie bestraften blos die, welche aus allen andern Gründen, durch jeden andern Zufall genöthigt waren, ihr Land zu betretten.]

Wenn es wahr ist, was die Rechtsgelehrten sagen, daß der Ueberwinder unumschränkter Herr von den Gütern und dem Leben des Ueberwundenen sey, so wird auch daraus folgen, daß die Celten in der That gegen das Gesetz der Menschheit sündigten, wenn sie ihre Kriegsgefangenen, welche ohne Vertheidigung und ausser Stand ihnen zu schaden waren, tödeten: sie konnten sich so gar dadurch einer Ruchlosigkeit schuldig machen, wenn sie der Gottheit solche Opfer brachten, welche sie verabscheute; aber wenigstens begiengen sie keine Ungerechtigkeit, wenn sie ihre Feinde umbrachten, welche die Entscheidung der Waffen in ihre Gewalt gebracht hatte.

[Die Meynung einiger Rechtsgelehrten ist in der That einem so grausamen Zeitpunct angemessen. Da man keinen Krieg hatte, ausser den Staaten gegen Staaten führten, so ist ganz offenbahr, daß der Ueberwinder kein Recht über die Glieder des feindlichen Staats hat, so bald diese die Waffen niedergelegt haben. Weil der Zweck des Kriegs kein anderer war, als den feindlichen Staat zu verwüsten, so hatte man blos das Recht, die Vertheidiger desselben zu töden, so lang sie die Waffen in den Händen hatten; allein, so bald sie solche niederlegen, und sich erge-

ben, so tretten sie, weil sie aufhören Feinde, oder vielmehr Instrumente des Feindes zu seyn, wieder in den Stand der Menschen, und der Ueberwinder hat gar kein Recht mehr über ihr Leben. Es ist falsch, sagt Montesquieu mit vielem Scharfsinn, im Geist der Gesetze, XV. Buch, 2 Cap. daß es erlaubt ist im Krieg zu morden, ausser in der äussersten Nothwendigkeit. Die Güter der Privatpersonen muß der Ueberwinder nicht weniger schätzen. Die Gerechtigkeit erlauber ihm wohl, in dem feindlichen Land sich alles dessen zu bemächtigen, was dem gemeinen Wesen zukommt; aber sie verlangt, daß die Personen und Güter der Glieder des überwundenen Staats in Sicherheit bleiben. Und über das, wie könnte man die Gesetze der Menschheit entweyhen, ohne ungerecht zu seyn? Man muß also glauben, daß Pelloutier durch das Ansehen der Rechtsgelehrten, welche er anführt, zu diesem Satz verleitet worden sey. Hätte er die Sache untersucht, so würde sein Herz gewiß so befremdende Grundsätze verworffen haben, welche eben so grausam, eben so traurig für die menschliche Gesellschaft sind, als die Gewohnheit, der Gottheit Menschenopfer zu opfern.]

Indessen sind die Celten deswegen doch nichts weniger als entschuldigt, weil sie so gar ihre eigene Mitbürger, und oft selbst Personen, denen sie das Leben zu danken hatten, opferten. Es ist gewiß, daß die entkräfteten und schwachen Alten den Nomadischen Völkern sehr zur Last seyn musten, als welche beständig ihren

Wohn-

Wohnplatz änderten, und sich stets mit den Waffen beschäftigten. Die Alten, welche ihr ganzes Leben durch den Gedanken hatten, daß der Mensch nur zum Krieg gebohren sey, ertrugen die Schwachheiten, welche sie ausser den Stand, Kriegsdienste zu thun, setzten, mit der grösten Ungeduld. Endlich machte noch die Hauptlehre der Religion der Celten, welche glaubten, sie könnten nicht anders, als durch einen gewaltsamen Todt in das Paradies kommen, daß man alle diejenigen als verzagte, und selbst als ruchlose Menschen ansahe, welche sich entschlossen, eines natürlichen Todes zu sterben. Aus diesem Grundsatz geschahe es, daß die meisten Alten sich selbst ermordeten, bald weil sie ihres Lebens überdrüßig waren, bald aus Ehrsucht, bald aus einem Grundsatz der Religion, und bald aus eingeführter Gewohnheit. Die Kinder glaubten auch ihren Vätern einen Dienst zu leisten und eine Pflicht der kindlichen Liebe zu beobachten, wenn sie solche des Lebens auf so eine Art beraubten, die sie der Herrlichkeit und des Glücks des Paradieses versicherte, und dieses um so viel mehr, weil die Alten inständig baten, man möchte ihnen diesen guten Dienst leisten. Wenn also die mitternächtliche Völker das Alter von sechzig Jahren erreicht hatten, so führte man sie vor die Thore, um ihnen das Leben zu nehmen. Die Aborigener stürzten die sechzigjährige Leute in die Tiber, und opferten sie auf diese Art dem Vater Dis. (Amm. Marcell. de Alanis lib. XXXI. cap. 3. p. 260.)

Die Massagethischen Scythen hatten nach der Erzählung des Herodots eine ähnliche Gewohnheit. Wann ein Mann alt und schwach

war, so kam seine Familie zusammen, um ihn nebst andern Thieren zu opfern, und alles dieses untereinander gemengte Fleisch verzehrten sie alsdenn mit einander. Dieses war, ihrer Meynung nach, die vortreflichste und glückseligste unter allen Todesarten. Diejenigen, welche an einer Krankheit gestorben waren, begrub man wie Gottlose, welche höchstens werth wären, den reisenden Thieren zur Nahrung zu dienen. Auch die Massageten hielten sich für unglücklich, wenn sie nicht dazu gelangten, geopfert zu werde. Die alten Einwohner von Sardinien hatten auch noch diesen Gebrauch. Sie opferten dem Saturn die Auserlesensten aus den Gefangenen, und die Alten, welche ihr Alter über siebenzig Jahre gebracht hatten. (Suidas in Sardonio risu Tom. III. p. 287. Tzetz. ad Lycophr. p. 87. Hesych. in Sardon. risu. Eustath. ad Odyss. xx. v. 302. p. 1893.)

Ob man nun gleich diese Alten eines grausamen Todes sterben ließ, so giengen sie indessen doch mit Freuden zum Tod; sie sahen es als etwas schimpfliches an, daß ein Mensch in solchen Umständen, in Weinen und Klagen ausbreche. Die Alten stellten sich selbst freywillig zum Tode dar. Der Augenblick ihrer Opferung war für sie die Krone ihres Vergnügens, und ihr gröster Triumph. Sie machten sich mit ihren Verwandten und Freunden lustig, sungen und tanzten, bedeckten sich mit Lorbeerzweigen, bestiegen freudig den Scheiterhauffen, und überredeten sich gutwillig, daß diese lezte Handlung ihres Lebens ihnen das Verdienst erwürbe, in dem Aufenthalte der Glückseeligen wieder aufzuleben.

Es scheinet, nach einer Stelle des Procops, daß der barbarische Gebrauch, die Alten, welche ausser Stand waren dem Vaterlande zu dienen, zu opfern, bey den Herulern, einem deutschen Volk, welches der Kayser Anastasius in das Reich aufnahm, gleichfals eingeführt war. „Da sie Gebräuche hatten, sagt dieser Schriftsteller, welche den andern Völkern ganz entgegen gesetzt waren, so liessen sie auch weder Alte noch Kranke leben. Wann ein Mensch, durch die Schwachheiten des Alters entkräftet, oder von einer unheilbaren Krankheit befallen war, so war er verpflichtet, seine Eltern zu ersuchen, daß sie ihm eilends vom Leben halfen. Um dieses zu vollziehen, richtete man einen grossen Scheiderhauffen auf, auf den man den Alten führte. Darauf schickte die Familie einen Heruler hin, der mit dem Alten weder verwandt noch verbunden seyn durfte, um ihn zu erwürgen. So bald der Auftrag ausgerichtet war, legten die Verwandten Feuer an den Scheiderhauffen, und sammelten hernach die Asche des Verstorbenen, um sie zu beerdigen." (Procop. Goth. lib. II. cap. 14. p. 419.)

Tertullian und der heilige Augustinus führen nach dem Varro an, daß die Gallier ebenfals ihre Alten ihren Göttern geopfert haben. Es erhellet daraus, daß vor Alters diese Gewohnheit in allen Celtischen Landen, und sogar in ganz Europa gewesen war. (Tertullian. Apologet. cap. 9. Augustin. de Civit. Dei lib. VII. cap. 19. p. 407.)

Es war also zwischen den Phöniciern, die ein gesittetes Volk waren, und unsern Celten, die-

dieser Unterschied, daß bey den erstern die Eltern ihre Kinder opferten, anstatt daß bey den letztern die Kinder ihren Eltern diesen Dienst leisteten. Auf welcher Seite war nun wohl die gröste Grausamkeit? Sagten die Phönicier, ein Vater ist Herr von seinen Kindern, so konnten sich die Celten entschuldigen, indem sie sagten, sie nähmen das Leben niemanden, als nur solchen Leuten, denen es zur Last wäre, und die den Tod als eine Wohlthat ansähen, und als das einige Mittel, das ihnen übrig wäre, zur Glückseeligkeit des andern Lebens zu gelangen.

[Die Frage ist leicht zu entscheiden. Ziehen wir die Staatsklugheit zu Rathe, so waren die Phönicier ohne Widerrede die grausamsten. Sie schwächten den Staat, weil sie diejenigen umbrachten, die seine wahre Stütze waren. Die Celten opferten den Göttern nichts, als Menschen, die der Gesellschaft beynahe unnütz waren. Betrachten wir aber die Gesetze der Menschheit, so ist die Gewohnheit der Phönicier noch grausamer als der Celten ihre. Diese wurden durch eine übel verstandene Frömmigkeit verleitet, und glaubten denen Menschen einen Dienst zu leisten, welchen das Leben nur zur Last war. Die Phönicier im Gegentheil geben blos einen barbarischen Willen zur Ursache an. Wären sie auch Herrn von dem Leben ihrer Kinder gewesen, so würde ihre Grausamkeit dadurch nichts weniger als entschuldigt seyn; allein dieses Recht, dessen sie sich anmaßten, war an sich nicht vernünftiger, als der Grundsatz der Celten.]

Dasjenige, was wir so eben gesagt haben, muß man blos von den entferntesten Zeiten verstehen. In der Folge liessen verschiedene Celtische Völker von dieser allgemeinen Gewohnheit ab, und setzten andere Opfer an die Stelle der Alten, die sie vor Zeiten opferten. Zum Exempel, zur Zeit des Julius Cäsars, „sahen die Gallier die Räuber, die Strassenräuber, und überhaupt alle diejenige, welche auf einem Laster ertappt worden waren, als die angenehmste Opfer an, welche sie den unsterblichen Göttern bringen könnten. Wenn sie indessen nicht genug Opfer dieser Art von Menschen finden konnten, so machten sie keine Schwierigkeit, auch Unschuldige zu opfern." Diodor von Sicilien, welcher einige Jahre nach dem Julius Cäsar geschrieben hatte, sagt, „daß die Gallier die Gewohnheit hatten, die Uebelthäter fünf Jahre lang in dem Gefängniß zu behalten, nach welcher Zeit sie solche creuzigten; auf diese Art weyhete man sie den Göttern mit vielen andern Geschenken, die man auf einem grossen, besonders hierzu errichteten Scheiterhauffen verbrennte." Er sagt auch, „daß die Gefangenen Opfer wären, die sie ihren Göttern brächten; und daß es so gar in Gallien einige Völker gebe, bey denen die Gewohnheit sey, nicht nur die Gefangenen, sondern auch die vom Feind erbeutete Thiere zu erwürgen, oder zu verbrennen, oder durch eine andere Todesart hinzurichten. (Diodor. Sic. V. 214. Die Friesländer opferten auch ihren Göttern die Missethäter, und vorzüglich die Kirchenräuber.)

[Der erträglichste Grundsatz der Celten war ohne Zweifel derjenige, daß sie strafbare Men-

Menschen, und vornehmlich Mörder zum Opfer brauchten. Aber was machten sie damit für eine Anwendung, um auch Unschuldige um zu bringen? Warum wählten sie diese für jene? Die Sache ist so schrecklich, daß man in Versuchung geräth, zu läugnen, daß die Menschen jemals solche Abscheulichkeiten hätten begehen können. Indessen kann diese Schwierigkeit blos auf die Art, und nicht auf die Wirklichkeit der Sache selbst fallen. Eine jede Wissenschaft hat ihre eigene Art bey Untersuchung der Wahrheit zu verfahren, welche zu ihrer Entscheidung gehöret, und die Geschichte hat, gleich den andern, ihre Beweisse. Die vereinigten Zeugnisse glaubwürdiger und unpartheyischer Schriftsteller, welche Zeitgenossen sind, mit einem Wort, Schriftsteller, denen man weder Einsichten noch Glaubwürdigkeit absprechen kann, machen die historische Gewißheit aus, und es würde eine Ungerechtigkeit seyn, Beweise einer andern Art zu verlangen. In Ansehung der Thatsachen, vermögen die Vernunftschlüsse nichts gegen die Zeugnisse. Die Gewohnheit Menschen zu opfern, und zu solchen Opfern selbst Unschuldige zu brauchen, ist eine dieser barbarischen und auffallenden Gewohnheiten, deren Wahrheit nur allzu gewiß befestigt ist, als daß man daran zweifeln könnte; und was uns noch mehr befremdet, ist, daß man bey den gesitteten Nationen Beyspiele dieser grausamen Opfer findet: Man schlage den Manethon, Sanchoniaton, Herodot, Pausanias, Josephus, Philo, Diodor von Sicilien, Dionys von Hali-

Halicarnaß, Strabo, Cicero, Julius Cäsar, Macrobius, Plinius, Livius, Lucanus, den grösten Theil der griechischen und lateinischen Dichter, nach; man durchgehe die Bücher des Alten Testaments; man untersuche einen Theil der Kirchenväter; aus allen diesen Aussagen zusammen genommen, erhellet, daß die Phönicier, Egyptier, Araber, Cananäer, die Einwohner von Tyrus und Carthago, die von Athen und Lacedämon, alle Griechen auf den vesten Ländern und den Inseln, die Römer, die Scythen, die Albanier, die Deutschen, die Engelländer, die Spanier und die Gallier, auf gleiche Weisse in diesen grausamen Aberglauben verfallen waren, von dem man sagen kann, was Plinius ehemals von der Magie sagte: daß sie die ganze Welt durchgewandert sey, und daß ihre Bewohner, so unbekannt sie sich unter einander selbst wären, und so verschieden sie in ihren Vorstellungen und Gedanken sonst wären, sich in dieser unglücklichen Gewohnheit mit einander vereinigt hätten: Ista toto mundo consensere, quamquam discordi & sibi ignoto. Die Geschichte zeiget uns eine unendliche Menge von Thaten und Gebräuchen, welche so stark gegen die Natur streiten, daß wir sie, zur Ehre der Menschheit, gern leugnen wollten, wenn sie nicht, durch unwiderlegliche Zeugnisse bewiessen wären. Die Vernunft erstaunt darüber, die Menschheit beseufzet sie; allein, weil nach einem tiefen Untersuchen die Critic den Thaten nichts entgegen setzet, welche jene beweisen, so ist

man

man genöthigt, seufzend zu bekennen, daß es keine Handlung gebe, die der Mensch nicht begehen könne, so wie es keine Meynung giebt, welche zu ergreifen er nicht im Stande sey. Nun prahle der Mensch mit seiner Vernunft, und läugne die Nothwendigkeit der Offenbarung.]

Von den Deutschen scheinet es nicht, daß zur Zeit des Tacitus eines dieser Völker, welche dieser Geschichtschreiber gekannt hat, den Gebrauch die Alten zu opfern, noch beybehalten habe. Auf einer Seite opferten sie ihrem Odin die Kriegsgefangenen; auf der andern opferten sie ihre eigene Sclaven. Diese leztere Gewohnheit hat sich bis in das achte Jahrhundert erhalten. Noch damals sahe man die Christen ihre Sclaven an die Barbaren verkaufen, ob ihnen gleich nicht unbewust war, daß sie diese kauften, um solche ihren Göttern zu opfern. (Tacit. Germ. cap. 49. Gregorii III. Papæ Epistola ad Bonifacium. 122.)

[Die Heruler, deren wir in den vorhergehenden Paragraphen Erwähnung gethan haben, waren zur Zeit des Tacitus noch unbekant. Sie kommen in der Geschichte nicht eher zum Vorschein, als in den folgenden Jahrhunderten. Procopius läst sie aus der Insel Thule kommen, und Jornandes aus Dännemark. Procop. Goth. lib. II. cap. 4. Jornandes Get. cap. 3. p. 612.]

Die Geten hatten eine ihnen besonders eigene Gewohnheit. Die Boten, welche sie an den Zamolxis sandten, wurden durch das Loos ge-

gewählt, und es scheinet, daß man diesen Gebrauch gewählt habe, um zu verhindern, daß keine Eifersucht oder Zank unter den Bürgern entstehen möchte, welche sich alle um diesen Dienst bewarben.

Etwas ähnliches that man in Schweden, wo alle Glieder des Staats, selbst den König davon nicht ausgenommen, dem Gesetz des Loo-ses, bey den Feyerlichkeiten, wo man den Göttern Menschenopfer brachte, unterworfen waren. Die Schweden sahen es so gar, als den günstigsten Ausspruch an, wenn das Loos auf den König fiel, welcher mitten unter den Freudensbezeigungen uud dem frohen Geschrey des ganzen Volks geopfert wurde. (Loccen. Antiquit. Suio-Gotth. pag. 15.)

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Perser und Illyrier von den Phöniciern gelernt hatten, ihre Kinder zu opfern. Endlich waren die Albanier, welche zwischen dem schwarzen und Caspischen Meere wohnten, die einzigen von allen Scythen, welche zu gewissen Zeiten ihren Göttern selbst die Diener ihrer Religion opferten. Wenn einer unter ihnen von einer mächtigen Furcht befallen wurde, die man dem Geist Gottes zuschriebe, und allein durch Felder und Wälder lief, so band man ihn an eine heilige Eiche, als ein Opfer, welches sich die Gottheit selbst erwählet hätte, und nachdem man ihn ein ganzes Jahr durch kostbar erhalten hatte, so opferte man ihn der Göttin, welche, wie man sagt, der Mond war (Herodot. VI. cap. 114. Arrian. Expedit. Alex. p. 13. Strabo XI. p. 503.)

Wir müssen nun auch noch ferner untersuchen, welcher GOttheit die Celtischen Völker Menschen opferten, und zu welcher Zeit und auf welche Art man sie opferte. Die erste dieser Fragen wird uns nicht lange aufhalten. Einige Alten versichern, daß die Gallier und Deutschen dem Mercur und Mars lebendige Menschen opferten, der auch noch die nehmliche Ehre bey allen Scythischen Völkern erhielte. Andere behaupten im Gegentheil, daß diese barbarische Opfer dem Saturn oder Pluto gebracht wurden. Im Grund lauft dieses alles auf eins hinaus. Die Ausländer haben unter diesen verschiedenen Nahmen den Teut, oder den höchsten Gott der Celten, vorgestellt. Weil sie ihn als den Schöpfer der Welt und des Menschen ansahen, so glaubten sie ihm durch dergleichen lebendige Opfer einen Dienst zu erweisen. Da sie ihn über dieses den Gott des Kriegs nannten, da sie glaubten, daß er an dem Blutvergiessen einen Wohlgefallen habe, und daß man in den Pallast, wo er wohnte, nicht anders als durch einen gewaltsamen Tod eingehe; so fanden sie in diesen Vorstellungen einen Vorwand, ihm einen Dienst zu leisten, der mit der Grausamkeit ihrer angebohrnen Wildigkeit übereinstimmte.

Man darf indessen gar nicht zweifeln, daß nicht auch die Erde an den Vorrechten des Gottes Teut Theil genommen, und daß man ihr, als der Mutter des menschlichen Geschlechts, die nehmliche Opfer gebracht habe, die man ihrem Manne weyhete. Ausser dem, daß die Deutschen die Sclaven ersäuften, welche sie gebraucht hatten den Wagen der Göttin zu waschen, haben wir auch noch in einem der

vorhergehenden Bücher gesehen, daß die Diana Taurica, welcher die Scythen alle Griechen opferten, die in ihre Hände fielen, ohne Zweifel die Erde war, die grosse Göttin dieser Völker, welcher die Thracier auch Jungfrauen opferten. (Stephan. de Urb. pag. 512.)

[Man konnte kein sicheres Mittel haben, alles was bey dieser Ceremonie vorgieng, in den Schatten der Geheimnisse zu vergraben. Ihre Betrügereyen zu verbergen, musten die Priester grausam werden. „So gleich, sagt Tacitus, verschlingt der See die Sclaven, die man gebraucht hatte, den Wagen der Göttin zu waschen, die seidene Kleider, welche sie angezogen hatten, und die Göttin selbst; und dieses durchdringt die Gemüther mit einem heiligen Schauer, und hält alle sündliche Neugierde zurück, ein Geheimniß auszuspähen, welches man nicht erkennen kann, ohne daß es augenblicklich das Leben kostet. Tacit. Germ. 40.]

Vielleicht opferten die Celten auch noch ihren Untergöttern Menschenblut, die nach der Lehre dieser Völker sich in den Elementen aufhielten. Es deucht uns, daß man dieses aus einer Stelle des Lucans erweisen kann, wo er sagt, daß der Altar von Tanaris eben so furchtbar sey, als der Altar der Diana der Scythen. Der Tanaris der Gallier, ist, nach aller Wahrscheinlichkeit, mit dem Thor der Abendländischen Völker einerley, das ist, ein Gott von einer untern Ordnung, der die Regierung des Luftkreißes zu besorgen hatte, und

als ein solcher über Winde und Stürme gesezt war. Procopius erzählt, daß die Franken, welche dem König Theudobert nach Italien folgten, „ als sie sich zu Herrn von der Stadt Pavia gemacht hatten, die Weiber und Kinder der Gothen, die sie dort fanden, geopfert, und ihre Leichname in den Po geworfen hätten, dem sie solche, als die Erstlinge des Kriegs, opferten.“ Man siehet in diesen Worten, daß die Deutschen, welche den Genien, die sich in den Quellen und Flüssen aufhielten, gewöhnlichermassen Pferde und andere Thiere opferten, denselben auch zuweilen Menschenopfer schlachteten. Nichts desto weniger dünkt uns, so viel wir im Stande sind, hierinnen zu urtheilen, daß man solches nur bey ausserordentlichen Fällen that; das allervortreflichste dieser sämmtlichen Opfer wurde ordentlicher Weisse nur der grösten Gottheit, das heißt, dem Teutates und der Erde, welche mit ihm zur Hervorbringung des Menschen mitgewürkt hatte, gebracht.

Was die Zeit anbelangt, welche die Celtischen Völker zu den Menschenopfer gewählt haben, so haben wir schon im dritten Capitel dieses Buchs gesehen, daß die Eröfnung des Feldes des Mars, oder der Hauptversammlung eines jeden Volks, gewöhnlicher Weise bey ähnlichen Opfern gehaften wurde. Diese Sache ist in Ansehung der Scythen, der Deutschen und der Aboriginer ausgemacht, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Gallier den nehmlichen Gebrauch hatten. Vergleichen wir damit die Stelle des Diodors von Sicilien, wo er sagt, daß „ die Gallier die Uebelthäter fünf Jahre lang im Gefängniß hielten, ehe sie solche

den

den Göttern opferten, und diejenige aus dem Herodot, welche sagt, daß die Geten alle fünf Jahr einen Boten an den Zamolxis sandten, so kann man daraus ganz wahrscheinlich folgern, daß diese Völker alle fünf Jahre eine grosse Feyerlichkeit hatten, so wie die Dänen eine solche allemahl gegen das Ende des neunten Jahrs hatten.

Ausser diesen, durch die Gesetze oder durch die Gewohnheit festgesetzten Tagen, den Göttern Menschenblut zu opfern, opferten die Celten auch noch ausserordentlich in tausend verschiedenen Fällen. Wir werden in den schon angeführten Stellen viele Beyspiele davon finden. Die Kranken brachten Opfer, um von dem Himmel ihre Genesung zu erhalten. Die Abergläubischen und Zaghaften, die ihr Leben in einem Treffen, oder in einer andern Gefahr wagen musten, glaubten es zu retten, wenn sie den Druiden den Auftrag thäten, irgend einen Unglücklichen für sie zu opfern. Die Armeen heiligten den Göttern die Erstlinge der Gefangenen, welche sie in dem Kriege machen würden; ein andermal opferte man sie aus gewissen Beobachtungen, welche die Druiden, wenn sie einen Menschen erwürgten, von dem Erfolg eines Kriegs oder einer Schlacht machten. Mit einem Wort, die Geistlichkeit hatte stets einen Vorwand, solche Opfer zu verlangen, und der Privatmann, solche zu bringen.

Es erhellet aus den verschiedenen schon angeführten Stellen hinlänglich, daß die Celten auf mancherley Art Menschenopfer schlach-

teten. Wir glauben gern, daß diese Völker die barbarische und lächerliche Vorstellung hatten, die Gottheit fände ein Vergnügen daran, wenn sie eine neue Marter erfinden sähe, die Menschen umzubringen, welche man zu ihrer Ehre opferte. Man ertränkte sie, man hängte sie auf, man creutzigte sie, man durchschosse sie mit Pfeilen, man warf sie in die Luft, um sie mit Lanzen wieder aufzufangen, man stürzte sie in abscheuliche Abgründe, man schlug sie mit Keulen zu Boden, man ließ sie unter Stockschlägen sterben, man begrub oder verbrannte sie lebendig. Die Gallier waren hierinnen äusserst grausam. Sie machten aus Weydenbäumen grosse colossalische Bilder von Menschen, welche sie mit Holz und Heu ausstopften, man sperrte hierauf Menschen und alle Arten von Thieren hinein, um ein Freudenfeuer daraus zu machen. Mit einem Wort, wie Procop sagt, wenn er von den Einwohnern der Insel Thule redet: „Wenn diese Völker einen Gefangenen opferten, so begnügten sie sich nicht damit, ihm das Leben zu rauben, man muste ihn auch aufhängen, mit Dornen zerreißen, oder ihn auf eine grausame Art durch eine andere Marter umkommen lassen.“ (Tacit. Ann. 161. Herodot. IV. 103. Cæsar I. 53. VI. 16. Procop. Gotth. lib. II. cap. 15. p. 424.)

Unterdessen war der gewöhnlichste Gebrauch, daß man die Menschen, welche man den Göttern opferte, mit dem Schwerdt umbrachte. Es muste die Hinrichtung auf diese Art geschehen, wenn man aus dem Opfer wahrsagen wollte, weil die Wahrsager die künftigen Dinge aus dem Blut und den Eingeweyden der

Schlacht-

Schlachtopfer beurtheilten. Die Gebräuche, welche man beobachtete, wenn man sie auf diese Art opferte, waren beynahe in ganz Europa einerley. (Tacit. Ann. I. 61.)

Wir haben zum Beyspiel gesehen, „ daß die Scythen die Gefangenen auf einem grossen Gefäß erwürgten, welches zugleich zum Schauplatz dieser Handlung dienen muste. Sie gossen hierauf das Blut, welches sie in diesem Gefäß aufgefangen hatten, auf den Degen, der das Bildniß des Mars war. „ Herodot, welcher diese besondere Umstände erzählet, fügt hinzu: „ daß hierauf die Scythen demjenigen Menschen, welchen sie erwürgt hatten, den rechten Arm abhieben, und solchen in die Luft würffen. Diese Handlung war allem Ansehen nach eine Ehrenbezeugung, welche sie dem Gott Mars erwiesen, weil er die Gewalt ihrer Feinde zu nichte gemacht hatte.

Bey den Cimbriern „ erwürgten die Priesterinnen die Gefangenen auf einer grossen Kufe, und beobachteten sehr sorgfältig, wie das Blut flosse. Darauf zerlegten sie den Leichnam, und untersuchten die Eingeweide nach den Regeln der Wahrsagungskunst. " In Gallien „ hieb der Wahrsager das Opfer in die Seiten, und zog aus dem Zittern seiner Glieder verschiedene Wahrsagungen von dem Zukünftigen. " (Str. IV. 198.)

Dieses wurde auf die nehmliche Art, und in eben dieser Absicht bey den Lusitaniern, welches die alten Einwohner von Portugall sind, und bey den Albanern beobachtet, doch mit dem

Unterschied, daß die Lusitanier, wann sie einen Gefangenen geopfert hatten, demselben die rechte Hand abhieben, um solche den Göttern zu weyhen, das heist, sie an einen heiligen Baum zu nageln; die Albanier im Gegentheil trugen den ganzen todten Cörper an einen gewissen Ort, wo sich alle diejenige, welche dieser Ceremonie beygewohnt hatten, hinbegaben, solchen mit Füssen zu zertretten. Dieses wird genug seyn, zu beweisen, daß dasjenige, was die Celten das vortreflichste unter allen Opfern zu nennen pflegten, im Grunde nichts anders als ein grausamer und verabscheuungswürdiger Aberglaube war. Warum sollten wir länger von diesen abscheulichen Dingen reden, deren blosse Vorstellung Seufzer erregt, deren Erinnerung die Menschheit entehret, und die Vernunft, auf welche die Menschen so stolz sind, so sehr erniedriget? (Strabo III. p. 154.)

Ausser den Menschenopfern opferten die Celtischen Völker auch noch ihren Göttern Thiere aller Arten, Ochsen, Schafe, Schweine, Ziegen. Es waren unterdessen doch zwey Stücke, welche die Celtischen Opfer von den Opfern aller andern Völker unterschieden. (Wenn Plinius von den Ceremonien bey Einsammlung der Eicheln redet, so sagt er, daß die Druiden solche mit dem Opfer zweyer weissen Ochsen anfiengen. Plin. Hist. Nat. lib. XVI. cap. 44.)

Zum ersten opferten sie häufig nicht allein Pferde, sondern auch Hunde, welches bey den andern Heyden nicht gebräuchlich war, oder wenigstens nicht oft geschah. Das Pferd ist unter allen Thieren dasjenige, welches die Grie-

chen

chen am höchsten hielten, und von dem sie in der That den meisten Dienst hatten. Eben deswegen sahen die Scythen und Celten das Pferd als das allervortreflichste und angenehmste Opfer an, das man den Göttern, nach den Menschenopfern, bringen könnte. Dieses ist nicht die einzige Gelegenheit, wobey die kriegerische Neigung dieses Volks einen Einfluß auf ihre Religion hatte. Deswegen „opferten die Scythen bey allen ihren Feyerlichkeiten vorzüglich Pferde;" und diese Gewohnheit, anstatt ihnen allein eigen zu seyn, erstreckte sich vor Zeiten über alle Europäische Völker, und selbst auf die Perser, Amazonen und die Trojaner. Sie hatte sich auch bey den Römern erhalten, welche solche von den Aboriginern erhalten hatten, wie sie die Lacedämonier von den Pelasgern, und den Doriern, wovon sie abstammten, erhalten hatten. (Herodot. IV. 6. Florus IV. 12. Olafs Saga ap. Rudbeck Atlant. cap. 5. §. 18. Pausan. Attic. cap. 21. p. 50. Ovid. Fast. l. I. v. 385. Herodot. VII. 113. Val. Flacc. Argonaut. II. 256. V. 21. Pomp. Festus p. 28. 29. Festus Pauli Diaconi p. 345. Julian. Orat. V. p. 176.)

Was die Hunde anbetrift, so siehet man, daß die Carier solche gemeiniglich der Diana oder Hecate, das heist, der Erde opferten. Dieser Gebrauch scheinet in den Morgenländern ganz widersinnisch zu seyn, wo man den Hund als ein unreines Thier verabscheuet, und das ohne Zweifel deswegen, weil in diesen Ländern sein Leib eine unerträgliche Ausdünstung von sich giebt; aber weder die Griechen noch Römer hatten Ursache sich daran zu stossen, da sie

selbst ähnliche Opfer hatten. Wir wissen aus andern Stellen, daß der Aberglaube verlangte, man sollte den Göttern des Heydenthums alles dasjenige opfern, was dem Menschen am kostbarsten wäre; auf solche Art darf man sich nicht wundern, daß Völker, welche im Anfang sich nicht auf den Feldbau legten, und deren ganzer Reichthum im Vieh bestund, das sie von einer Weyde auf die andere führten, ein Thier, welches ihnen nützlich, und zur Bewahrung ihrer Heerden und ihrer Wagen nothwendig war, als ein vortrefliches und der Gottheit angenehmes Opfer ansahen. Der Krieger opferte seine Pferde, und der Schäfer seine Hunde. War dieses nicht das gröste Opfer, das sie bringen konnten? (Ovid. Fast. lib. I. v. 289. Tzetz ad h l. p. 12. Stephan. de Urbe. p. 375. Suid. in Samothrac. III. 280. & in ἀλλ' εἰ ἦς Tom. I. p. 108. Suid. Tom. II. 244. Clem. Alex. Cohort. ad Gentes Tom. II. p. 25. Plutarch. Quæst. Rom. 52. 68.)

Zum andern unterschieden sich die Celtische Völker von den andern Heyden auch in der Art die Thiere zu schlachten und die Opfer zu bringen. An statt den Opferthieren die Kehle abzuschneiden, war es bey ihnen gebräuchlich sie tod zu schlagen, oder mit einem Strick zu erwürgen. Ueber dieses verbrannten sie keinen Theil von den Thieren, welche sie geopfert hatten, und eigentlich zu reden, opferten sie den Göttern nichts davon als das Leben, oder höchstens den Kopf, den man an einen heiligen Baum nagelte. Nach einigen Gebetern, welche der Priester über das Opfer sprach, es sey nun während dem Opfer, oder bey der Zerlegung,

so

so gab er solches demjenigen wieder, der es vorgestellt hatte, daß er es mit seinen Verwandten und Freunden, in eben dem Heiligthum, wo es war geopfert worden, essen sollten, so, daß ein Gastmahl stets den Beschluß der Opfer und Religionsversammlungen machte. (Herodot. IV. 60. 61. Strabo XV. 732. 733. Agathias l. I. p. 18.)

Es wird nicht nöthig seyn, daß wir die andern Theile des Dienstes, welchen die Celtischen Völker ihren Göttern leisteten, mit gleicher Ausführlichkeit zeigen, weil wir schon in den vorhergehenden Büchern Gelegenheit gehabt haben, weitläufig davon zu reden. Zum Exempel, wir haben gesehen, daß diese Völker in ihren Versammlungen heilige Loblieder gesungen haben, die bestimmt waren, sie nicht nur zur Frömmigkeit, sondern auch zur Tapferkeit zu bilden, welches diejenige Tugend war, so diese Völker am höchsten schätzten. Wir haben auch zugleich gesehen, daß diese Lieder nach dem Ton der Instrumenten, unter verschiedenen Bewegungen des Leibes gesungen wurden, so, daß jeder Gesang nicht nur seine Melodie, sondern auch seinen eigenen Tanz hatte. Wie sollten wir uns also wundern, daß der Tanz, welcher von dem Gesang der Hymnen unzertrennlich war, ein Theil des Dienstes der Götter bey den Celten gewesen sey; zumal da dieses auch bey den andern Heydnischen Völkern, und selbst unter den Juden gebräuchlich war?

Die Gewohnheit, die heilige Mahlzeiten in den Tempeln und in den Heiligthümern zu halten, war den Celten eben so wenig besonders

eigen.

eigen. Der Heyde, welcher die Gottheit durch das Opfer, welches er eben gebracht hatte, als versöhnt ansahe, gab seine Zufriedenheit und Dankbarkeit dadurch zu erkennen, daß er mit seinen Verwandten und Freunden in einem Ort des Tempels denjenigen Theil der Opfer verzehrte, welcher ihnen von den Priestern war zurück gegeben worden; und wir können nicht in Abrede seyn, daß diese Ergötzlichkeiten, wenn man dabey die Gränzen der Mäßigkeit und Bescheidenheit nicht überschreitet, vieles beytragen konnten, die Einigkeit zu befestigen, welche natürlicher Weise zwischen den Gliedern einer Gesellschaft und einerley Religion herrschen soll. Man siehet aus dem Herodot, daß Zamolxis, welcher der höchste Priester der Geten war, öfters in seiner Einsamkeit die vornehmsten Herrn seiner Nation bewirthete, und daß er diese Gelegenheit benutzte, ihnen die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen. Hierbey ist alles lobenswürdig; aber man muß auch gestehen, daß gemeiniglich bey den Gastmählern, welche die Celten zur Ehre ihrer Götter anstellten, die gröbsten Ausschweifungen vorgiengen. (Herodot. IV. 95.)

Erstlich bemerke man, daß diese Gastereyen oft wiederholt wurden. Zum Exempel, „die Celtiberen begiengen alle Nächte des Vollmonds mit tanzen, und vergnügten sich mit ihren Verwandten ausser den Thoren.“ Die ganze Zeit, wenn die Gallier die Ceremonien mit Einsammlung der Frucht von der Eiche vornahmen, „muste man den Anfang damit machen, ein Opfer zu bereiten, und ein Gastmahl am Fuß des Baums zu halten. (Plin. Hist. Nat. l. XVI. cap. 44. p. 312.).

Zweytens, diese Gastmahle dauerten gemeiniglich verschiedene Tage, und zuweilen ganze Wochen lang. Was muß man nicht von diesen Ausschweifungen befürchten? Ausser dem bestunden bey den Celten die Gastereyen darinnen, daß sie sich bey dem Fleisch erlustigten, und voll trunken. Es war nicht genug, das Fleisch der Thiere zu essen, welche man geopfert hatte, man muste auch noch Vorrath aller Art herbeyschaffen, und vornehmlich grosse Tonnen Bier, welche man, während der Feyerlichkeit auszuleeren, sich niemals träg finden ließ. So fand der heilige Columbanus, als er durch die Gegend von Bregenz, an dem Constanzer See, reißte, die Einwohner des Landes, daß sie sich zurüsteten, ihrem Vodan ein Opfer zu bringen, und mitten in der Versammlung eine grosse Tonne Bier hatten. (Vita S. Columbani ap. Duchesne. T. II. p. 554.)

Drittens, während diesen Gastmahlen trank man aus Hörnern, und vornehmlich aus Hirnschädeln, welche man zu diesem Endzweck in den Heiligthümern aufbewahrte. Jeder von den Besitzern war genöthigt, ein ganzes Gefäß leer zu machen, erst zur Ehre des Gottes Vodan, oder Odin, dann zur Ehre der Erde und der andern Götter. Wann man zur Ehre der Götter getrunken hatte, so trank man auch zur Ehre der Helden, deren in den Gesängen, welche man während der Gasterey absang, Erwähnung geschahe. Von den Helden kam man auf die verstorbene und lebende Freunde; mit einem Wort, man ließ nicht nach neue Gesundheiten aufzubringen, bis nichts mehr zu trinken da war. (Keysler. p. 351. sq.)

Vier-

Viertens, daher kam es, daß die Feste der Celten eine Zeit der Völlerey und Ausschweifung waren, während welcher niemand nüchtern wurde. Wenn sie ein Feind auf einem dieser Feste überraschen konnte, so fand er sie im Schlaf, daß sie unter den Tischen lagen, öfters erschlug man sie, ehe sie noch aufgewacht waren. Die Kirchengesetze Karls des Grossen, verbieten den Sachsen, welche das Christenthum angenommen hatten, sich zu den Festen zu begeben, welche die Heyden ihren Göttern zu Ehren begiengen. Dieses Gesetz war dem Geist des Evangelii gemäß. Alle diejenige, welche diesen Gastmählern beywohnten, erwiesen den falschen Gottheiten der Heyden einen Religionsdienst, und tranken eine oder mehrere Schalen zu ihrer Ehre aus. Das ist gerade das, was Paulus nennt, „den Kelch des Teufels trinken, und an ihrem Tische Theil nehmen. (1 Cor. X. 19. 20. 21.)

Gregorius der Grosse, „hatte den Neubekehrten erlaubt, an den Kirchen und zur Ehre des wahrhaftigen Gottes die feyerliche Gastmähler zu begehen, welche die Heyden zur Ehre ihrer Gottheiten hielten.“ Diese Herablassung war lobenswürdig, weil es eine Sache betraf, die an sich weder gut noch bös war; die Apostel hatten auf die nehmliche Art den christlichen Juden erlaubt, die Ceremonien des Gesetzes zu beobachten. Diese Erlaubnis des Römischen Pabstes artete gar bald in Mißbrauch aus. Der heilige Ort wurde durch die abscheulichste Dinge, die man daselbst vornahm, welche die gewöhnliche Folgen der Trunkenheit sind, entweyhet. Die Gastereyen der Christen an den Kirchen, oder selbst in den Kirchen, waren wahrhafte

Ba-

Bachusfeste. Karl der grosse sahe sich also genöthigt, solche zu verbieten. Wir wissen nicht, ob das Gesetz dieses Kayserś dem Mißbrauch steuerte, und ob die Gastereyen, wovon wir hier reden, in denen seinen Befehlen unterworfenen Ländern abgeschaft wurden; aber so viel ist doch gewiß, daß die Nordischen Völker diese heilige Ergötzlichkeiten noch lange Zeit, nachdem sie das Christenthum angenommen hatten, beybehalten haben, und daß sie dabey Heydnische Ceremonien beobachteten. Zum Exempel, man trunk dabey zur Ehre des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes, der heiligen Jungfrau, des heiligen Stephani, des heiligen Nicolai, des heiligen Martins, und aller Lehrer der Kirche; wenn man zur Ehre der Gottheit und der Heiligen trunk, so machte man ihnen Geschenke und fromme Stiftungen, welche zum Vortheil der Priester gereichten. (Gregor. M. Ep. ad Millitum Abbatem in Francia lib. IX. Ep. 71. ap. du Tresue Tom. II. p. 36. Capit. Karol. M. lib. II. Tit. II. p. 295. Siehe Keyslers Dissertation, welche den Titel führt: Disquisitiones de interdicto carnis equinæ usu, & compotationibus sacris majorum nostrorum in Antiquitt. septentr. p. 322. & seq. und Du Fresne Glossar. bey dem Wort Bibere in amorem Sanctorum Tom. I. p. 107. und bey dem Wort Cornu p. 1340. Ritus Nuptial. Islandor. ap. Keysler p. 380. Christian de Scala in Vita Sanct. Venceslei p. 56. ap. Du Fresne p. 607. Olaus Wormius ad fastos Danicos ap. Du Fresne p. 1340.)

Sechstes Hauptstück.

Von dem Aberglauben der Celten.

Dem Plan zu Folge, welchen wir uns auszuführen vorgesetzt haben, müssen wir in diesem Capitel von dem Aberglauben der Celtischen Völker reden. Dieser Gegenstand allein könnte uns Materie zu einem weitläufigen Buch geben. Allein es haben schon andere über diese Sache geschrieben. Zudem ist es verdrießlich, sich lang bey solchen offenbahren Irrthümern aufzuhalten, welche so wohl eine Schande der Vernunft, als der Religion sind. Wir wollen also diese Materie mit so vieler Kürze abhandeln, als uns möglich ist.

Derjenige Aberglaube, welcher allen Celtischen Völkern gemein ist, kann auf diese zwey Haupt-Artikul, nehmlich Wahrsagung und Zauberey eingeschränkt werden.

Was die Wahrsagungen anlangt, so ist es eine in den Schulen wichtige Frage, ob dasjenige, was man das zufällig künftige nennt, durch irgend ein denkendes Wesen vorhergesehen werden kann. Viele Philosophen haben behauptet, daß, weil es keine Macht gebe, welche sich über Unmöglichkeiten und widersprechende Dinge erstrecken könne, es auch nicht möglich sey, eine zuverläßige Erkenntniß von Dingen, die noch ungewiß und zufällig sind, zu erhalten. Man kann in dem Cicero, de Divinat. lib. II. cap. 17. 18. sehen, auf welche Art sich diejenigen, welche an-

andrer Meynung waren, aus dieser Schwierigkeit geholfen haben. Doch die Frage ist für alle diejenige entschieden, welche die Göttlichkeit der heiligen Schrift erkennen. Man findet in den Büchern des Alten und Neuen Testaments eine Menge Sprüche, welche uns nicht erlauben zu zweifeln, daß Gott alles, so gar die Zufälligkeiten, welche von der freyen Bestimmung des Menschen, und von der Zusammenkunft gewisser Umstände, welche sich bis in das Unendliche abändern können, abhängen, vorhersehe. Allein ohne der Erkänntnis Gottes etwas zu benehmen, müssen wir doch gestehen, daß unter den Dingen, welche der Mensch zu wissen wünscht, und welche er durch eigene Einsichten nicht entdecken kann, noch eine unendliche Menge ist, von solchen, welche die Weisheit Gottes selbst ihm nicht entdecken darf. Die Nebenursachen wirken, zum Exempel, unter der Bestimmung der Hauptursache; sie sind öfters die Mittel und Werkzeuge, deren sich Gott bedient, seine Absichten auszuführen. Der Mensch braucht also von den Absichten und Vorhaben Gottes nicht auf eine Art unterrichtet zu seyn, welche ihn in den Stand setzt, die Ordnung der Begebenheiten zu zerstöhren, und den Plan der Vorsehung zu vereiteln. In allen Dingen, die von unserer Freyheit abhängen, ist der Mensch genöthigt, sich seiner Einsichten zu bedienen, und zwischen dem Guten und Bösen zu wählen. Es ist gegen die Natur, daß Gott einen Ausspruch thun sollte, ihm zu sagen, welches von zweyen Dingen er wählen sollte. Ein Mensch will wissen, ob er im Ehestand glücklich seyn werde? Dieses ist eine Frage, welche er durch seine eigene Klugheit

entscheiden muß, weil die Auflösung des Satzes von der Güte der Wahl, die er trift, und von den Einrichtungen, die er selbst zu diesem Stand treffen wird, abhängt. Endlich müssen wir gestehen, daß die Vorsehung Gottes für die Ruhe des Menschen gesorgt hat, indem sie seinen Blicken die abwesende und entfernte Begebenheiten entzogen hat. Der Mensch verlangt eine deutliche Erkänntnis von dem allen zu haben, was ihm in Zukunft begegnet, und findet meistens seine Qualen darinnen. Die gewisse Erkänntnis von einem übeln Erfolg, oder einem unvermeidlichen Unglück, würde zu nichts taugen, als ihn kleinmüthig zu machen, und ihn vergebens zu quälen.

Die Celtischen Völker hatten in diesem Stück ganz andere Gedanken. Da sie erkannten, daß nichts der Erkenntnis Gottes entgehe, so machten sie den Schluß, daß die Liebe Gottes zur Wahrheit und Gerechtigkeit, ihn verbinde, den Menschen alle Dinge zu erklären, welche ihnen zu wissen zuträglich sey, und die sie vor sich selbst zu entdecken nicht im Stand sind. So oft deswegen ein zweifelhafter Fall, oder eine wichtige Ueberlegung vorkam, bey welcher ein Irrthum schädlich gewesen wäre, so fragten sie lieber die Gottheit um Rath, deren Antwort untrüglich ist, anstatt die Frage durch ihre eigene Einsichten zu entscheiden. Sie schlossen auch noch daraus, daß, weil die Gottheit in allen Theilen der Natur, in der Luft, in dem Wasser, in dem Feuer, in den Thieren, und in dem Menschen selbst sich aufhalte, bey welchem sie natürliche und unwillkürliche Vorstellungen hervorbringe, so könnte man sie auch

fra-

fragen, und ihre Antworten durch verschiedene Mittel erhalten. Die Stimme der Natür wäre die Stimme der Gottheit selbsten. Diese Folgen, welche falsch und unerweißlich waren, wie wir anderswo gezeigt haben, dienten zum Grund der Physiologie, das heist, der Wissenschaft der Weissagungen, unter denen sich solche fanden, die eben so gefährlich als grausam, eben so eitel als aberglaubisch waren.

Eine der glaubwürdigsten Wahrsagungen unter den Celten, war der Zweykampf, wovon wir Gelegenheit hatten, in einem der vorhergehenden Bücher weitläufig zu reden. Wir dürfen hier nicht weitläufiger davon seyn, als nur in so fern er eine Wahrsagung, ein Ausspruch Gottes war, worinnen die Vorsehung dem Menschen, auf eine ausserordentliche und übernatürliche Weise, Dinge, die er auf keine andere Art hätte entdecken können, erklärte. Man nahm zu diesem Urtheil in zwey Hauptfällen seine Zuflucht.

Erstlich, wann die Völker zusammen berufen waren, eine Sache von grosser Wichtigkeit zu überlegen, und die Versammlung sich nicht entschliessen konnte, entweder weil die Sache verwickelt und voller Schwierigkeiten war, oder weil die Stimmen getheilt, und in einer Art von Gleichgewicht waren; so wählte man die Parthey, einen Zweykampf anzustellen, und der Entscheidung der Vorsehung eine Frage zu überlassen, welche die Menschen nicht entscheiden konnten, oder nicht entscheiden wollten. Man siehet, zum Exempel, im Herodot, „als die Scythen, welche kürzlich aus Asien gekom-

men waren, die Cimmerier in ihrer Heymath überfallen hatten, daß die Obersten der letztern der Meynung waren, man sollte sich dem Feind widersetzen, da indessen das Volk glaubte, es sey besser zu fliehen. Da beyde Theile sich nicht vereinigen konnten, so beschlosse man, daß die Frage durch ein Treffen sollte entschieden werden, welches eine von beyden Seiten ausgesuchte gleiche Zahl liefern sollte." Der Wahrscheinlichkeit nach trugen die Kämpfer des Volks den Sieg davon, weil die Cimmerier ihr Land verliessen, und nach Klein-Asien giengen. (Herodot. IV. 11.)

Die nehmliche Art zu weissagen war auch in Deutschland gebräuchlich. „In einem wichtigen Krieg, sagt Tacitus, haben die Deutschen noch eine andere Art vorher zu sagen, wie der Erfolg seyn werde. Sie machen, es koste was es wolle, einen Kriegsgefangenen, den sie zwingen, sich mit einem ihrer besten Krieger zu schlagen. Die beyden Streiter sind jeder nach seiner Landesart gekleidet, und das Glück des Ueberwinders scheinet das Glück seiner ganzen Nation voraus zu bestimmen. Die Geschichte des Paulus Diaconus liefert ein Beyspiel von einem solchen Zweykampf. Die Lombarden hatten die Assipiten gebeten, zu erlauben, durch ihr Land zu reissen, und diese funden nach einer reifen Ueberlegung Schwierigkeiten, ihnen diese Bitte zu gestatten; man wurde also einig, daß jede Nation einen Sclaven schicken sollte, den Streit durch einen Zweykampf zu entscheiden. Da der Kämpfer der Lombarden den Sieg davon getragen hatte, so litte ihr Gesuch keinen weitern Aufschub. (Tacit. Germ. cap. 10.

10. Pauli Diac. Hist. Longob. lib. I. cap. 9. p. 357. 358.)

Zweytens, man nahm auch seine Zuflucht zum Zweykampf in Rechtshändeln, welche Leib und Leben betraffen, um auf diese Art die Wahrheit gewisser Thaten heraus zu bringen, die man unmöglich durch andere Wege erforschen konnte. Wann ein Mensch des Mords, des Ehebruchs, der Giftmischerey, oder irgend eines andern Hauptverbrechens beschuldigt wurde, und der Ankläger seine Beschuldigung auf blossen Verdacht, oder auf Anzeigen und andere halbe Beweisse gründete, so war es dem Angeklagten erlaubt, zu bitten, daß man ihm erlauben möchte, sich durch einen Zweykampf zu reinigen; und öfters befahl die Obrigkeit sogar den Zweykampf, als das einige Mittel die Wahrheit zu entdecken. Dieses Gesetz war in gewissem Betracht gut. Es verhinderte, daß ein Ruchloser nicht unbesonnener Weise eine Klage anfieng, die er mit Gefahr seines Lebens unterstützen muste, wofern er keine hinlängliche Beweise anzugeben wuste. [Diese Behauptung ist uns ganz und gar unbegreiflich. Sollte der Lasterhafte nicht eben so viel Tapferkeit haben, seine Laster zu vertheidigen, als der ehrliche Mann seine Unschuld zu behaupten. Die Kühnheit belebt den erstern: und der andere beruhigt sich durch das Zeugniß seines eigenen Gewissens: dieser verläßt sich auf die Rechtschaffenheit seiner Sache: und jener kann ohne Laster nicht bestehen.] Aber in anderer Rücksicht war dieses Gesetz auch ungerecht und schädlich, weil der Stärkste jederzeit gewinnen muste. Ein wilder und schandbarer Mensch konnte beherzt die

Unschuldigen anklagen, und mit der nehmlichen Unverschämtheit die Laster, welche er begangen hat, leugnen, wenn sie nur nicht bewiesen werden konnten. Er wuste gewiß seinen Proceß durch den Zweykampf zu gewinnen, weil er den Degen geschickt zu führen wuste.

Dem sey wie ihm wolle, genug man verfuhr so vor den Gerichten der Celten. Die alten Gesetze sind in diesem Stücke deutlich. Das Gesetz der Allemannen drückt sich über diesen Artikel also aus: „Wann jemand, der einen andern eines Hauptverbrechens wegen anklagt, seine Klage nicht erweisen kann, so soll es dem Verklagten erlaubt seyn, sich durch die Waffen zu rechtfertigen.“ Das Gesetz der alten Bayern sagt: „Wann jemand durch einen einigen Zeugen verklagt wird, etwas gegen das Leben des Fürsten vorgenommen zu haben, und die That läugnet, sollen der Zeuge und Angeklagte dem Urtheil Gottes überlassen werden. Sie sollen sich auf einem bestimmten Feld einfinden, und man glaube alsdann demjenigen, welchem Gott den Sieg geben wird. (Leg. Alaman. Tit. XLIV. p. 375. Leg. Bajuar. Tit. II. Leg. 2. Leg. alam. Tit. 84. Tit. 79. Tit. 94. Leg. Bajuar. Tit. 8. Leg. 3. IX. 4. XI. 6. XII. 8 & leg. 9. Tit. XVI. leg. 1. 2. Leg. Ripuar. Tit. 57. leg. 2. Leg. Saxon. Leg. 15. Leg. Anglior. & Verin. Tit. I. Leg. 2. VII. leg. 4. VIII. Ibid. Leg. Frisior. Tit. XI. Leg. 3. Tit. 14. Leg. 4. Leg. Longob. lib. I. Tit. 1. Leg. Tit. III. Leg. 6. Du Fresne Gloffar. in Duellum Tom. II. Schottelius de Antiquit. Germ. Jur. cap. 28. p. 530.)

Diese

Diese Weissagung war bey den Celtischen Völkern so glaubhaft, daß man sie oft auch bey solchen Fällen gebrauchte, welche ohne die geringste Gefahr unentschieden bleiben konnten, oder welche wenigstens auf eine natürlichere und mit weniger Gefahr verbundene Weise entschieden werden konnten. Zum Exempel, Gregorius von Tour erzählet, daß der König Gontrand, als er auf dem Berg Vosga auf der Jagd war, auf seinem Wege das Gerippe eines wilden Ochsen gefunden habe, und Spuren gehabt, daß er durch die Jäger erlegt worden. Der Förster, welcher darüber gefangen gesetzt wurde, erklärte, daß ein Kammerherr des Königs, Nahmens Chundon, dieses Thier getödet habe. Da dieser die That läugnete, so befahl der König, daß man seine Zuflucht zum Zweykampf nehmen sollte, um die Wahrheit oder Falschheit der Anklage zu entdecken. Der Kammerherr, welchen sein Alter der Wahrscheinlichkeit nach von der Nothwendigkeit befreyete, sich selbst zu schlagen, wählte einen von seinen Bruderskindern, der ihm zum Streiter dienen muste: Da die beyde Streitende auf dem Wahlplatz blieben, so wollte sich Chundon in eine Kirche retten; er wurde erhascht, an einen Pfahl gebunden und zu Tod gesteiniget. Dieses ist gewiß die gröste Grausamkeit, die ein König begehen konnte, welchem man den Nahmen des Gut[illegible]n und Frommen beylegte. Gregorius führt an, daß Gontrand in der Folge viele Reue spüren lassen, daß er sich so sehr übereilt habe. Die leichteste Art ihn zu entschuldigen, ist diese: Er bekannte seinen Fehler und entgieng der Verurtheilung, sagt der Schriftsteller. Man hat auch diesen Prinzen noch damit entschuldigen

wollen, wenn man sagte, er habe bey dieser Sache nichts, als eine bey den Franken eingeführte Gewohnheit befolget. Allein diese Bemerkung entschuldigt keinesweges die Uebereilung des Gontrands. Ausserdem daß er das Christenthum angenommen hatte, befohlen selbst die Celtische Gesetze den Zweykampf nicht anders, als nur bey Hauptverbrechen zu brauchen, statt dessen hier nur die Frage von einer Kleinigkeit war. Man muß unmenschlich und in dem äussersten Grad grausam seyn, wenn man das Leben dreyer Personen in der einigen Absicht aufopfert, um zu wissen, ob ein Mensch in den Wäldern des Königs gejagt habe. Witekind der Sachse gedenket in seiner Geschichte eines Zweykampfs, der befohlen worden war, um einen Rechtshandel zu entscheiden. Es hatte sich zur Zeit des Kaysers Otto des ersten ein Rechts-Streit zwischen Oheimen und Bruderskindern wegen einer Erbschaft entsponnen. Die Oheime beriefen sich auf das sächsische Gesetz, nach welchem die Brüder, die einen andern Bruder überleben, dessen Güter mit Nachsetzung der Bruderskinder erben. Die Bruderskinder im Gegentheil beriefen sich auf das römische Gesetz, nach dem die Bruderskinder ihren Vater repräsentiren. Der Kayser, der sich ausser Stand sahe, den Streit nach seinen eigenen Einsichten zu entscheiden, ließ die Land-Stände zusammen kommen, um die Sache zu untersuchen; allein weil der Adel nnd die Gesandten der Städte sich über diesen Satz nicht vereinigen konnten, so verfielen sie nach der Gewohnheit derselbigen Zeit darauf, solche durch einen Zweykampf zu entscheiden. Endlich erzählet Mariana auch noch, daß gegen das Ende

des

des eilften Jahrhunders, da die Spanier sich zwischen der Römischen und Muzarabischen Art des Gottesdienstes, welche bisher die Gothen gehabt hatten, theilten, so prüfte man solche zuerst durch den Zweykampf und hernach durch das Wasser. (Wtikindus Saxo lib. II. ad ann. 942.)

Man siehet wohl, daß diese besondere Art zu verfahren sich auf die Ueberzeugung gründete, daß die Vorsehung stets dem den Sieg der Sache ertheilen würde, der das Recht und die Gerechtigkeit auf seiner Seite habe. Dieses bemerket der heilige Agobard, in Ansehung der Burgunder, in seiner Abhandlung gegen das Gesetz vom König Gundebald. „Sie glauben, daß Gott demjenigen günstig seye, der den Sieg über seinen Bruder davon trägt.“ Es erhellet auch aus einer alten Verordnung, die sich in den Reichs-Satzungen des Goldasts Cap. 166. befindet, daß die Deutschen auf die nehmliche Art schlossen. „Wann ein Mensch, der einen andern ohne Zeugen getödtet hat, bekennet, daß er solches sein eigen Leben zu vertheidigen gethan habe, so ist man verbunden ihm auf sein Wort zu glauben, er mag nun lügen oder die Wahrheit sagen, weil man ihm die Wahrheit nicht erweisen kann; allein man überlasse die Entscheidung dem Urtheil Gottes: die Verwandten des Verstorbenen sollen sich stellen, den Mörder des Betrugs zu überführen.“ Vor solche Fälle ist der Zweykampf verordnet. Dasjenige, was die Menschen nicht sehen, ist dem Allmächtigen wohl bewust, solchergestalt, daß wir das Zutrauen auf Gott haben müssen, er werde durch den Zweykampf nach Recht und

Gerechtigkeit entscheiden. (Agobard adv. Leg. Gundobaldi. cap. 7. Opp. Tit. I.)

Die blosse Erfahrung hätte aber doch die Celten von dieser Verblendung abbringen, und sie überzeugen sollen, daß auf einem Kampfplatz die Vorsehung so wenig ein Wunder thun, als auf einem Schlachtfeld, um den Schwächern den Stärkern überwinden zu lassen, weil er mehr Billigkeit und Gerechtigkeit auf seiner Seite, um denjenigen unterliegen zu lassen, der würklich strafbar ist. Täglich sahen sie in den Zweykämpfen den Verkläger und Angeklagten, den Unschuldigen und Strafbaren zusammen umkommen. Ueber das ist es nicht möglich, daß sie nicht öfters sollten wahrgenommen haben, was der heilige Avitus, Bischof zu Vienne in Frankreich, zu Gundobald dem König der Burgundier gesagt hat: „Wir sehen, daß oft die Stärke und Geschicklichkeit eines Streiters ihn den Vorzug vor der rechtmäsigsten Besitzung oder gerechtesten Klage seines Gegners davon tragen läst.“ Ohngeachtet dessen haben die Celten diese grausame Art zu wahrsagen viele Jahrhunderte durch beybehalten. Dieses ist ein starker Beweiß von ihrer Wildigkeit und ihrer Neigung alle ihre Streitigkeiten durch die Stärke der Waffen, zum Nachtheil aller Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit auszumachen. (Avitus Vienneus. ap. Agobard. lib. adv. Leg. Gandobaldt. cap. 13. p. 120.)

Indessen muß man doch anmerken, erstlich, daß es Privatpersonen nicht erlaubt war, aus eigener Macht zu dieser Wahrsagung zu schreiten. Die Obrigkeit hatte allein das Recht sol-

che anzuordnen, und that solches blos in den Fällen, deren wir eben Erwähnung gethan haben, das heist, wenn ein Mensch eines Haupt-Verbrechens auf blossen Argwohn angeklagt war, und auf Anzeigen, die in der That gar keinen vollkommenen Beweiß ausmachten, oder welche doch nicht erlaubten, daß man ihn ganz frey sprach. In diesen Fällen wendeten die Richter sich zuerst darauf, daß sie einen freundschaftlichen Vergleich zwischen den streitenden Parteyen vorschlugen. Wenn sie hierinnen nichts ausrichten konnten, so befahlen sie, daß sich der Angeklagte durch einen Eyd reinigen sollte, und dann musten eine gewisse Anzahl seiner Bekannten, die man vor glaubhafte Leute hielt, zu seinem Vortheil denjenigen Eyd schwören, den man den Eyd der Glaubwürdigkeit, juramentum credulitatis nennte. Sie schwuren, daß sie beständig den Zeugen vor einen gottesfürchtigen Mann erkannt hätten, und daß sie deswegen seine Aussage vor wahr hielten. Man nennte sie Sacramentales oder Compurgatores. Bisweilen trugen die Richter dem Ankläger auf, seine Klage durch einen Eyd zu bestättigen. Aber in diesen beyden Fällen war es beständig der Gegenpartey erlaubt, sich der Leistung des Eyds zu widersetzen, und zu erklären, daß weil sie von der Gewißheit ihrer Sache versichert wäre, so wolle sie ihren Gegner durch den Weg der Waffen überzeugen, welches die Obrigkeit auch zugeben muste. Daher kommt es, daß die alten Gesetze gemeiniglich den Zweykampf und Reinigungseyd abwechselnd in der Entscheidung der Fälle, wovon hier die Rede ist, erkennen. Das Gesetz der Engelländer, oder Angel-Sachsen sagt: „ Wann jemand angeklagt

worden ist, daß er einen Adelichen oder eine freye Person umgebracht habe, und er die That läugnet, so soll er sich durch einen Eyd reinigen, und zwölf Mann sollen mit ihm schwören, oder er soll sich mit seinem Ankläger schlagen. (Leg. Anglor. Tit. I. p. 482. Tit. 8. p. 484. Mehrere Gesetze des nehmlichen Inhalts findet man bey dem Schotell. p. 530. 531.)

Drittens, der Zweykampf war nur zwischen Personen von gleicher Geburt und Stand erlaubt. Dieses führt das alte Gesetz der Sachsen, (Landrecht III. B. Tit. 65.) ausdrücklich an: „Niemand ist verbunden, auf die Ausforderung eines andern zu antworten, wenn derjenige, welcher die Ausforderung thut, von geringerer Geburt ist," das ist, wenn er kein Edelmann ist. Das Recht des Zweykampfs war bey den Sachsen so sehr an den Adel gebunden, daß man seine sechzehen Ahnen erweisen muste, um dabey zugelassen zu werden. (Landrecht lib. I. Artic. 57. ap. Schotell. p. 350.)

Viertens, die Weiber, die Minderjährigen, die Alten, die Kraftlosen, hatten die Erlaubnis, an ihre Stelle einen Kämpfer zu stellen, um ihre Rechte zu behaupten. Aber selten gab man diese Erlaubnis solchen Leuten, die noch im Alter im Stand waren, sich zu schlagen, vornehmlich wenn es eine ernsthafte und wichtige Sache betraf. Leg. Bajuar. Tit. XI. c. 5. Die Kämpfer waren bisweilen Leute von Stand, die man unter den Verwandten und Freunden des Verklagten aussuchte, oder die sich selbst erboten, seine Sache auszumachen. [Ist es nicht etwas befremdendes, Menschen

zu

zu sehen, die bereit sind, in Form der Rechte und mit kaltem Blut, um der Thorheiten anderer willen ihr Leben aufzuopfern. Dem ohnerachtet hat man Beyspiele genug von solcher Barbarey. Diese Wuth erstickte sogar selbst die Empfindungen des ersten Naturgesetzes, welches den Menschen antreibt, sein Leben zu erhalten.] Als auf diese Art die Königin Gundelberga durch einen Edelmann, Nahmens Adalulf, angeklagt worden, sie habe den Chrodoald, König der Lombarden, ihren Gemahl, vergiften wollen, so erhielten die Gesandten des Königs Clotar, des Bruders der Königin, daß Adalulf seine Beschuldigung durch den Zweykampf rechtfertigen muste, damit man durch das Urtheil Gottes erkenne, ob die Gundelberga unschuldig oder strafbar wäre. Die Verwandten der Königin stellten zum Kämpfer einen Edelmann, Namens Pitton auf, der den Adalulf tödtete. Die Tapferkeit des Fechters stellte die ganze Ehre der Königin wieder her; Sie gieng im Triumph aus dem Gefängniß, und wurde von dem Chrodoald als eine unschuldiger weise angeklagte Frau wieder aufgenommen. Aber meistens waren diese Kämpfer Leute von geringer Herkunft, und sogar Sclaven, die man dafür bezahlte, eine Sache durch den Zweykampf zu vertheidigen. Ob man ihnen gleich nichts, als einen grossen Stock, oder eine Keule mit einem Schild, sich zu bedecken, gab, so verursachten sie doch einander viel Unheil, und oftmahls gieng es dabey nicht ohne Mord ab. Endlich wurde ein Kämpfer, der überwunden worden war, wie ein ehrloser Mann angesehen. Er konnte sich nicht mehr schlagen, wenn es nicht höchstens in Vertheidigung seiner

eigenen Sache geschahe; und dann muste er noch darzu aufgefordert worden; weil es ihm nicht mehr zukam eine Ausforderung zu thun. (Fredegard cap. 51. ap. Duchesne Tom. I. Ein ander Exempel stehet in Paul. Diac. Rer. Longob. lib. IV. cap. 16. Leg. Longob. lib. II. Tit. 51. Leg. 10. p. 648. & Tit. 55. Leg. 29. p. 662. Leg. Salic. p. 355. Constitut. Sicul. lib. II. Tit. 37. Leg. I. p. 781.)

Fünftens, wenn man keine völlige Einförmigkeit zwischen den Aussagen der Zeugen, welche der Kläger und Sachwalter etwas zu erweisen anführten, fand, so legten die Richter den Zeugen auf, ihre Aussagen durch den Zweykampf zu rechtfertigen. Jede Parthie wählte einen Streiter ihre Sache zu vertheidigen, und in diesem Fall wurde der Kämpfer, welcher den Kürzern zog, wie ein Meyneidiger gestraft; man hieb ihm die rechte Hand ab; aber die andern Zeugen konnten ihre Hände durch Bezahlung einer grossen Geldstrafe erkaufen. Capit. Karoli & Ludov. Impp. lib. IV. §. 23. p. 895. Leg. Burgund. Tit. 45. p. 285. Tit. 80. p. 298.)

Es ist aus dem was wir bisher erzählet haben, offenbar, daß die christliche Religion die Grausamkeit und Barbarey in dieser erstern Art von Wahrsagungen nicht vertrieben hat. Im Gegentheil heiligte die Geistlichkeit auf gewisse Art den Zweykampf, bald dadurch, daß sie denjenigen Beichtväter gaben, die im Begriff waren sich zu schlagen, bald dadurch, daß sie verordneten, daß ein Zweykampf auf einem bestimmten Platz unter gewissen Ceremonien und

Gebe-

Gebetern veranstaltet wurde; und dieses machte solchen bey den Christen zu einer Religionshandlung, so wie er es auch bey den Heyden gewesen war. Man betete zu Gott, „daß er dem Unschuldigen beystehen, und diesen Zweykampf nach der Wahrheit und Gerechtigkeit entscheiden möchte.“ Auch die Kayser, anstatt diese Unordnung abzuschaffen, gaben einigen deutschen Städten, zum Exempel, Nürnberg und Halle in Schwaben, Freyheitsbriefe, vermöge welchen sie das Recht hatten, den Edelleuten vollkommene Sicherheit zu verschaffen, welche dahin kamen sich zu schlagen, den Tag und Ort des Zweykampfs zu bestimmen, und diejenige in den Reichsbann zu thun, welche sich weigerten sich der Bestimmung der Zeit und des Orts nach einzufinden. (Linnæi jus publil. iu adit. ad lib. VI. cap. 7. p. 750. 751. Goldast. Reichs-Satzungen cap. 170. Schot. p. 250. Joh. Pet. Ludwig de Rebus Halensibus pag. 24. 25.)

Es fanden sich zwar in der That Bischöffe und Prinzen, welche den Mißbrauch einer Handlung wohl einsahen, die anstatt eine Entscheidung Gottes zu seyn, im Grund nichts war als eine grausame und barbarische Unterdrückung. Man findet, zum Exempel, in den Werken des Agobards, Bischof zu Lyon, „eine Abhandlung, die er „gegen das Gundobaldische Gesetz, und die verabscheuungswürdige Zweykämpfe, welche es erlaubet, aufgesetzt hatte“ und eine andere Abhandlung, „gegen die strafbare Meynung derjenigen, welche glauben, daß Gott die Wahrheit durch die Feuer- und Wasserprobe, oder durch den Zweykampf offenbarte. Rotharis, König der Lombarden, schränkte die Fälle, bey wel-

welchen es der Obrigkeit erlaubt war, den Zweykampf zu verordnen, sehr ein; er unterstund sich aber doch nicht, ihn ganz abzuschaffen, weil ihn die lange Gewohnheit bey seiner Nation zum Gesetz hatte werden lassen, aber im Grund erkannte er, daß dieses Gesetz ungerecht und gottlos wäre. Unter den Verordnungen des Kayssers Friedrich des Zweyten, war eine, „welche den Zweykampf so wohl bey Hauptverbrechen als in den bürgerlichen Händeln, so wohl in Ansehung der Adelichen und Baronen, die sich wechselsweis zum Zweykampf auf einem bestimmten Feld anboten, als auch in Absicht auf die Zeugen, die man von dieser oder der andern Seite aufführte, aufhob. (Agobardi. App. Tom. I. p. 107. 301. Leg. Longob. p. 656. Ibid. lib. I. Tit. 9. caq. 13. lib. II. Tit. 55. Lib. I. 2. 3. p. 556. Constitut. Sicul. lib. II. Tit. 32. p. 778. Tit. 31. p. 778.)

Unterdessen erlaubet diese Verordnung doch noch den Zweykampf in einigen wenigen Fällen; zum Exempel, wenn ein Mann des Mords, der Giftmischerey, oder des Lasters der beleidigten Majestät halber angeklagt worden war. Doch selbst in diesen Fällen befiehlt das Gesetz, daß man mit den gewöhnlichen Beweisen anfangen soll, und daß man den Zweykampf nicht eher erkennen sollte, als wenn die Sache, wovon die Rede ist, nicht deutlich gemacht werden konnte. Aber ohnerachtet dieser Einschränkungen hatten solche noch in Ansehung der Form der Zweykämpfe, welche der Kayser vor dienlich erachtete, beyzubehalten, Grausamkeit genug. Man findet noch, daß im Jahr 1291. der Kayser Rudolph der Stadt Friedberg das Recht zugestanden hat,

daß

daß kein Einwohner der Stadt vor ein ausländisches Gericht gefordert werden könnte, noch verbunden war, sein Recht durch die Waffen zu vertheidigen, wo nicht wenigstens die Obrigkeit des Orts dem Kläger die Gerechtigkeit verweigert hätte. Dieses Recht ist merkwürdig, weil es erweiset, daß die Städte, die das Kampf-Recht, das heist, das Recht den Zweykampf anzuordnen hat, ihre Gerichtsbarkeit über alle Glieder des Reichs erstreckten. (Conſtit. Sic. Tit. 37. Limnæi jus publ. lib. VII. cap. VI. num. 5.)

Die guten Anordnungen, wovon wir geredet haben, setzten demohngeachtet weder der Wuth zu den Zweykämpfen, noch dem Aberglauben, den Unschuldigen von dem Strafbaren durch ein ähnliches Verhalten zu unterscheiden, die gehörigen Gränzen. Der Mißbrauch erhielte sich noch in dem funfzehenden Jahrhundert, da die Kayserliche Kammer von Rotweiler, einen Zweykampf befahl, eine Sache, welche vor ihrem Gericht hieng, zu entscheiden. (Goldast Reichs-Satzungen, T. I. pag. 315.)

Wir haben noch die alten Gesetze einiger Völker von Deutschland, worinnen die Form der Zweykämpfe weitläuffig angeordnet ist. Man siehet darinnen, auf welche Art die Zweykämpfe auf einen eingeschlossenen Bezirck, in Sachsen, in Schwaben und Franken gehalten wurden. Die Haupthandlungen, die man dabey beobachtete, sind folgende: Wann ein Edelmann kam, um sich über einen andern Edelmann zu beklagen, von dem er behauptete Unrecht erlitten zu haben, oder daß derselbe eine Ungerechtigkeit an

ihm begangen habe, so ließ die Obrigkeit, welche bestimmt war die Klage anzunehmen, den Beklagten zu drey verschiedenen mahlen vorfordern. Erschien er nach der dritten Vorforderung nicht, so wurde er in den Reichsbann gethan, und vermöge dieser Verweissung, war es dem ersten, der ihn fande, erlaubt, ihn zu tödten. Wenn die Partheyen aber erschienen; so trug ihnen die Obrigkeit auf, ihre Sache vorzubringen, und wenn der Ankläger und Verklagte abgehört waren, so suchten sie sie dahin zu bringen, ihren Streit ohne Blutvergiessen zu endigen. Wenn sie einen Vergleich vergeblich gesucht hatten, so setzten die Richter den Tag und Ort des Zweykampfs an, sie liessen die Partheyen einen Eid schwören, die Gesetze des Zweykampfs auf das heiligste zu beobachten, als zum Exempel, daß sie sich zur Zeit und am bestimmten Ort einfinden wollten; daß sie nicht in die Stadt gehen wollten, als mit einem gewissen Gefolg; daß der Angeklagte die Wahl der Waffen haben; daß er den ersten Streich thun sollte, u. s. w. (Goldast. Reichs-Satz. T. I. p. 351. Specul. Saxon. lib. I. art. 63. & 93. Weichbildt art. 35. Schwaben-Spiegel cap. 70-73. Munster Cosmogr. lib. III. cap. 302. 305. Goldast. Reichs-Satzung. Part. II. ad an. 1410. Ordnung des Kampfs des Burggravthums zu Nurnberg. ap. Linnæum addit. ad juris Publici lib. V. cap. 7. p. 750. 751. Goldast. Reichs-Satzung. T. I. p. 238.)

Zur bestimmten Zeit ließ die Obrigkeit den Ort umzäunen und mit Sand bedecken, den man das Kampffeld nannte; dieser war gemeiniglich hundert und zwanzig Schritte in die Länge, und

acht-

achtzig in die Breite. An den beyden äusserſten Seiten ſchlug man, vor jeden Streitenden, ein Zelt auf, wohinn er ſich mit ſeinem Beichtvater und den Rittern, welche wir heutiges Tags die Beyſtände nennen, begab. Am Eingang jedes Zeltes ſahe man einen Sarg, Wachslichter, Leichentücher auf der Bahre, und dies war das Zeichen, daß die Abſicht der Kämpfer ſey ſich auf Leib und Leben zu ſchlagen, und daß nothwendig einer von beyden dabey ſein Leben laſſen müſſe. Ehe der Zweykampf anfieng, verwechſelte man ſorgfältig die Beyſtände, welche das Zelt, die Waffen, und ſogar die dabey intereßirten Perſonen unterſuchen muſten; ſie lieſſen die letztern ſich auskleiden, um zu verhindern, daß auf keiner Seite Betrug oder Argliſt vorgienge. (Dieſe hinterliſtige Streiche ſind auch, in einem Geſetz des Rotharis, des Königs der Longobarden, verboten. Leg. Longobard. lib. II. tit. 55. Leg. II. pag. 658. Siehe auch noch: Decret. Taſſilonis Ducis in leg. Baviar. p. 441.)

Wann alles zum Zweykampf fertig war, ſo gab ein hierzu ernannter Richter, drey Zeichen. Wann er zum erſten mahl rufte, ſo ſtunden die Kämpfer von ihren Plätzen auf; ſchrie er zum zweyten mahl, ſo ſtunde jeder vor ſeinem Zelt. So bald er zum dritten mahl rufte, ſo fieng der Zweykampf auf die Art, und nach der in den Geſetzen vorgeſchriebenen Ordnung an. Ein Kämpfer, der, nachdem er verwundet worden war, ſich ſeinem Feind ergeben hatte, wurde ſein ganzes Leben hindurch ehrlos; es war ihm nicht mehr erlaubt, weder ſich den Bart abſcheren zu laſſen, noch ein Pferd zu beſteigen,

oder die Waffen zu tragen, noch weniger ein Amt zu verwalten. Diejenigen, welche das Leben verlohren, begrub man ehrlich, während dem der Sieger, der durch das Urtheil GOttes gerechtfertiget war, mit Lorbeer-Zweigen bedeckt weggieng, und nun ohne Widerspruch dasjenige genoß, was den Zweck des Zweykampfs ausgemacht hatte. (Du Fresne hat weitläuftig erzehlt, was man vor Zeiten in Ansehung des Zweykampfs beobachtet hat. Glossar. T. II. p. 218.)

Dieses wird genug seyn, von einem Mißbrauch, der sich während vielen Jahren, zur Schande der Vernunft und des Christenthums, erhalten hat. Wir überlassen den Lesern die Mühe zu untersuchen: ob, seitdem die Obrigkeit nicht mehr den Zweykampf befiehlt, solche weniger und vernünftiger geworden seyn. Man schreyet beständig gegen die alte Barbarey, und man bedenkt nicht, daß wir in vielem Betracht, die Grausamkeit der Alten übertreffen.

Die Wahrsagung aus dem Flug der Vögel war die zweyte Art der Weissagungen, worauf die Celtischen Völker sehr viel hielten. Weil sie glaubten, daß ein Mensch, durch den Flug der Vögel, und ihren Gesang, von seinem Schicksal unterrichtet werden könnte; so wandten sie grosse Sorge darauf, dieses Orakel in allen Geschäften, die für sie von einiger Wichtigkeit waren, zu fragen. Wir haben Gelegenheit gehabt, in vielen Stellen dieses Werks zu zeigen, worauf sich dieser Aberglaube gründete. Man siehet es aus einer Rede des Anacharsis, welche Plutarch aufbehalten hat. Er sagte: „Daß die Thiere der Regierung Gottes eben

so

so folgten, wie der Bogen und Pfeil einem geschickten Schützen, und die Flöte einem Tonkünstler.“ Weil die Vögel die Werkzeuge der Gottheit wären, die in der Materie ihren Aufenthalt hat, und deren Bewegung regieret, so sey ihr Gesang sowohl als ihr Flug Unterweissung genug, welche den Menschen von allem, was ihm in der Zukunft begegnen würde, berichteten. (Plut. Conv. Sept. Sapt. cap. 23. Ælian. var. Hist. lib. II. cap. 31.)

Die andern Heyden dachten von diesem Grundsatz eben so, wie die Celten. „Es findet sich kein Mensch, der thöricht genug wäre, sagte Ammianus Marcellinus, zu behaupten, daß die Wahrsagungen und Vorbedeutungen aus dem Flug der Vögel, von dem Willen der Vögel abhiengen, als welche von der Zukunfft nichts wissen. Aber Gott regieret den Flug der Vögel solchergestalt, daß ihr Gesang, oder ihr bald hurtiger bald langsamer Flug die Dinge anzeigt, welche noch zukünftig sind. Die Güte Gottes zeigt durch diesen Weg, den Menschen, was ihnen in Zukunft wiederfähret, es seye nun, daß sie es verdienen, oder es sey aus Liebe, welche Gott zu dem menschlichen Geschlecht trägt.“ Dieser ganze grosse Vernunft-Schluß des Ammianus Marcellinus hat nur einen einzigen Fehler, aber er ist ein Haupt-Fehler. Er setzt zum Grund, was erst zu erweisen ist, nemlich daß Gott den Flug und Gesang der Vögel auf eine Art leitet, welche die Menschen von ihrer Bestimmung benachrichtigt. Ohne die Gründe zu berühren, welche die Thorheit aller Weissagungen, die bey den Heyden üblich waren zeigen, macht Cicero eine Anmerckung, welche hin-

länglich würde gewesen seyn, alle diejenige gänzlich von ihrem Irrthum abzubringen, welche etwas auf die Wahrsagungen aus dem Vögel-Flug hielten, wenn der Aberglaube dem Menschen erlaubte, vernünftig zu urtheilen und aufmerksam auf die Wahrheiten zu seyn, welche sich ihm von selbst darstellen. „Die Wissenschaft der Wahrsagungen beruhete auf einen so ungewissen Grund, und die Regeln davon waren so verschieden und gegen einander, daß die Galater dasjenige als ein unglückliches Zeichen ansahen, was bey den Römern vor einen günstigen Vorboten angesehen wurde. (Ammian. Marcell. lib. XXI. Ovid. Fastorum lib. I. p. 447. Cicero de Divinitate lib. II. cap. 76.) Dem sey wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß die Wissenschaft der Wahrsagung eine von den Hauptbeschäftigungen der Celtischen Völker war. Die Spanier, die Gallier, die Deutschen, die Pannonier, die Trojaner, die Phrygier, die Carier, die Perser waren alle diesen Träumereyen ergeben. Unterdessen hielt man die Gallier und Deutschen für die geschicktesten in dieser Art. Das heist, man fand bey allen Barbaren keine, welche den Aberglauben in diesem Stück höher trieben. (Silius Ital. lib. VII. v. 344. Lamprid. Alex. Sev. p. 927. Tacit. Germ. c. 10. & c. 39. Amm. Marcell. lib. XIV. c. 10. Spartian. Sever. pag. 606. Cicero de Divinitate lib. I. cap. 89. Servius ad Æneid. lib. III. v. 359. Cicero de Divinit. lib. I. c. 92. 94. Justin. XI. 7. Cicero de Divinat. lib. I. cap. 91. 94. Ibid. cap. 90.)

Die Gallier hatten eine blinde Ehrfurcht für ihre Wahrsager, weil sie das Zukünftige, durch ihre Weissagungen und Betrachtung der

Opfer

Opfer zuvor sagten. Man sahe öfters ganze Völker, die sich, wann sie eine Handlung vornahmen, von den Vögeln leiten liessen, und diesen Thieren als Anführern folgten, welche die göttliche Vorsehung selbst ihnen gäbe. Die Privat-Personen, und vornehmlich die grossen Herren, unternahmen keine Sache von Wichtigkeit, bevor sie dieses Orakel zu Rath gezogen hatten. Wir haben z. E. gesehen, daß sich Divitiacus, ein Oberhaupt der Eduer, zur Zeit des Ciceros rühmte, zukünftige Dinge aus dem Flug der Vögel, und aus den Muthmassungen, welche aus der Physiologie genommen waren, vorher sehen zu können. Dejotarus, ein König der Galater, hatte gleichfalls die Schwachheit, viel auf diese Wahrsagungen zu halten; und um zu beweisen, daß er es nicht ohne Grund thue, erzählte er dem Cicero, daß ihm ein Adler das Leben erhalten habe. Er sahe aus dem Weg, welchen dieser Adler nahm, daß er wieder zurück gehen sollte, und würklich stürzte in derselben Nacht die Stube ein, wo er geschlafen hätte, wenn er weiter fortgegangen wäre. (Diodor. Sicul. lib. V. p. 213. Justin. XXIV. 4. Livius V. 34. Cicero de Divinat. lib. I. cap. 90. Valer. Max. lib. I. cap. 4. Cicero Divinat. lib. I. 26.

Die Deutschen waren von den Galliern nicht unterschieden. Sie waren auf die Wahrsagung von den Vögeln, und auf das Loos, eben so sehr, und noch mehr als irgend ein Volk begierig. Man rühmt auch ihre Fertigkeit, mit welcher sie alles das erklärten, was durch den Flug und Gesang der Vögel angezeigt wurde. Wir wundern uns gar nicht, dergleichen Lob-Sprüche in den heydnischen Schriftstellern zu

finden, sie glauben an diese Nichtswürdigkeiten. Aber das ist schwer zu begreiffen, wie die Juden und Christen, solchen Tändeleyen Beyfall geben konnten. Zum Exempel, Procopius Gotth. lib. IV. cap. 20. erzählt, daß, Hermigisilus, König der Varner, als er einstens mit einem grossen Herrn seines Hofs spatziren gieng, auf einem Baum einen Vogel wahrgenommen habe, welcher sehr viel Geschrey machte. Es sey nun, daß er die Sprache der Vögel verstanden habe, oder er mag sich so gestellt haben, oder daß er eine andere Gewißheit seines nahen Tods hatte, so erklärte er sich so gleich gegen diejenigen, welche bey ihm waren, er würde in vierzehen Tagen sterben. Ausserdem erzählt er, daß Attila, Da er im Begriff war, die Belagerung von Aquilea aufzuheben, Störche gesehen habe, welche sich von einem Thurm der Stadt wegmachten. Da ihn eine so günstige Vorbedeutung antrieb die Belagerung auf das neue anzufangen, so sey der Thurm, den die Störche verlassen hatten, auf einmahl übern Haufen gefallen, und habe den Hunnen einen freyen Weg in die Stadt eröffnet. Warum hat Procop, der diese Dinge, von irgend einem heydnischen Schriftsteller bekommen hatte, solche angeführt, ohne seine Meynung von der Sprache der Thiere, und von der Thorheit der Menschen, welche den Gesang und den Flug der Vögel als gänzlich untrügliche Orakel-Sprüche ansehen, nicht erkläret? (Tacit. Germ. cap. 10. Procop. Gotth. lib. IV. cap. 20. Procop. Vandal. lib. I. cap. 4. Journand. Get. cap. 42.)

Josephus erzählt auch, daß, als Agrippa, ein Sohn des Aristobuls und Enkel des Herodis

dis des Grossen, zu Rom, unter der Regierung des Tiberius gefangen war, und in dem Vorhof des Gefängnisses frische Luft schöpfen wollte, so sey eine Eule gekommen, und habe sich auf einen Baum, woran sich der Prinz angelehnt hatte, niedergelassen. Ein Deutscher der mit dem Agrippa gefangen worden war, und welcher die Stellung dieses Vogels beobachtete, sagte ihm, daß diese Vorbedeutung ihm nicht nur seine Befreyung, sondern auch eine grosse Erhebung anzeige. Er sagte ihm zu gleicher Zeit, daß, wenn er noch einmahl diesen nemlichen Vogel würde kommen sehen, so würde er nur noch fünf Tage zu leben haben; dieses trug sich auch zu, wie es der Deutsche gewahrsagt hatte. Als Tiberius einige Monathe darauf gestorben war, so wurde Agrippa losgelassen, und mit grossen Geschenken in seine Staaten geschickt. Aber als er eines Tags zu Cäsarea zwey feyerliche Spiele zu Ehren des Kayserß Claudius begieng, so sahe er die Eule wieder, und starb gegen das Ende des fünften Tags. (Joseph. Histoire de Juifs. L. XVIII. cap. 8. L. XIX. cap. 7.)

Josephus war ein allzuvernünftiger Mann, als daß er einen solchen Mährchen Glauben beymessen sollte. Er hat in andern Stellen seiner Geschichte sehr deutliche Anmerkungen über die Eitelkeit der Weissagungen aus dem Flug der Vögel gemacht. Unterdessen erzählet er hier die Fabel der Eule, mit einer Ernsthaftigkeit, welche scheinet zu erkennen zu geben, daß er weder an der Gewißheit der That, noch an der Zuverläßigkeit der Wahrsagung, die man daraus gezogen hatte, zweiffelte. Man siehet leicht-

lich die Ursache hiervon. Dieser Geschichtschreiber war ein grosser Hofmann. Weil er wünschte, daß seine Werke von Römern gelesen werden möchten, so schmeichelt er ihnen öfters, zum Nachtheil der Wahrheit, und seines Gewissens. Bald läst er die Wunderwerke des Alten Testaments weg, weil er befürchtet, sie möchten in dem Gemüth der Ausländer keinen Glauben finden; bald verringert er den Werth der Wunder, die er nothwendig erzählen muß, um solche unglaubhafter zu machen. Hier gestehet er den Heyden eine vermeinte Wahrsagung zu, damit man ihm die Aussprüche Gottes, welche den Juden anvertrauet waren, nicht verwerffen möchte.

Um nun auf unsern Gegenstand wieder zu kommen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß dieser Aberglaube, wovon wir eben geredet haben, seinen Ursprung von den einfältigen Celten bekommen habe, die ihnen hernach den andern Celten mittheilten. Die Griechen und Lateiner bekennen selbst, daß die Lehre von der Weissagung aus Vögeln nicht von ihrer Erfindung sey. Die Römer bekamen ihre Wahrsagungen von den Etruskern. Wir haben in dem ersten Theil dieses Werks die Gründe gesehen, weswegen man die Etrusker als ein Celtisches Volk ansehen müsse. Die Griechen bekannten gleichfalls, daß die Phrygier und Carier zuerst angefangen hätten, Bemerkungen über den Flug der Vögel zu machen, und daß von hieraus die Wissenschaft der Wahrsagung nach Griechenland gekommen sey. Wir werden in einem der folgenden Bücher zu zeigen Gelegenheit haben, daß die Phrygier und Carier unter den Scythischen Völ-

Völkern begriffen waren, wo sie die Königreiche, Troia, Lydien, Bythinien, Phrygien, Carien und andere mehr stifteten. (Clem. Alex. Strom. lib. I. cap. 16. Suidas in οἰωνισοκὴ Tom. II. p. 672. Plin. H. N. VII. 56.)

Im übrigen gieng es mit diesem Aberglauben, den wir so eben beschrieben haben, wie mit dem andern, davon wir schon Erwähnung gethan haben. Er erhielt sich bey den Celten selbst, da sie schon das Christenthum angenommen hatten. Wir können dieses aus den Gesetzen der Westgothen und der Lombarden schliessen, welche die Wahrsagungen aus dem Flug der Vögel verboten, und vorzüglich aus der Strenge des Befehls, des Theoderichs, welcher, ob er gleich jede Religions-Parthey duldete, doch diejenigen zur äussersten Strafe verurtheilte, die an diesem heidnischen Aberglauben Antheil nahmen. Wenn wir dem Procopius glauben dürffen, so folgte auch Genserich, der König der Vandaler, den Wahrsagungen aus den Vögeln, ob er gleich ein Christ war. Er ließ Marianum, der in der Folge Kayser wurde, los, weil er einen Adler über ihm niederfliegen gesehen hatte, ihm Schatten zu machen, da er im Schlaf lag. Weil er diese Weissagung, als einen nahen Vorboten von der Grösse des Marcians ansahe, so wollte Genserich ihn zum Freund machen, setzte ihn in Freyheit, und ließ ihn schwören, daß er niemals seine Waffen gegen die Vandalen brauchen wollte. (Leg. Visigoth. Lib. VI. Tit. II. Leg. I. Leg. Longob. pag. 635. Diese Gesetze wurden erst schriftlich abgefaßt, nachdem die West-Gothen und Lombarden das Christenthum angenommen hatten.

ten.

ten. Edict. Theodorici regis. p. 455. Procop. Vandal. lib. I. c. 4.)

Was wir von den Bemerkungen, welche die Celtische Völker über den Flug und Gesang der Vögel anstellten, gesagt haben, müssen wir auch über andere Thiere erstrecken. Da sie die unvernünftige Thiere als Werkzeuge einer Gottheit, die solche belebte, und alle ihre Handlungen regierte, ansahen, so waren sie, auf das Bellen eines Hundes, auf das Wiehern eines Pferdes, auf das Zischen einer Schlange aufmerksam; sie zogen daraus tausend Vorbedeutungen auf die Zukunft. Da wir schon viele Beyspiele hiervon angeführet haben, so wird es hier genug seyn, nur dasjenige anzuführen, was Tacitus von dieser Sache, von den Deutschen sagt: „Es ist eine dieser Nation eigene Sache, daß sie auf die Vorbedeutungen und Anzeigen, welche sie von den Pferden ziehen, aufmerksam sind. Die Pferde, welche weiß sind, und die man mit gar keiner Arbeit belegt, welche sich auf die Menschen beziehet, werden auf gemeinschaftliche Kosten in den heiligen Gehölzen und Wäldern ernähret. Man spannt sie an den heiligen Wagen; der Hoheprieſter, der König, oder das Oberhaupt der Stadt folgen ihnen, und beobachten ihr Schnauben und Wiehern. Man hat keine Wahrsagung, worauf nicht nur das geringe Volk, sondern selbst die Vornehmsten mehr achten als auf diese. Da sie sich vor Diener der Götter halten, so glauben sie ihre Vertraute zu seyn.“ Man weiß, daß die Perser den nemlichen Aberglauben hatten, und man kan in den Commentarien über diese Stelle des Tacitus, die völlige Aehnlichkeit finden, welche,

in diesem Stück zwischen diesem Volk des Orients und den Deutschen Statt findet (Tacit. Germ. c. 10.)

Weil die Celten, in allen Handlungen der Thiere, Wahrsagungen entdeckten, so suchten sie solche auch in der Beschaffenheit des Thieres und in der Anlage seiner Theile. Die Sache, welche wir hier angeben können, ist diese: Sie schlachteten Menschen und Thiere, um in den Eingeweiden der Schlacht-Opfer ihr Schicksal zu suchen. Wir müssen hier nur zwey Anmerkungen hinzusetzen.

Die erste ist, daß die Celten in diesem Betracht, den Aberglauben viel weiter trieben, als die andern Heyden. Sie zogen so wohl als die Griechen und Römer, Wahrsagungen aus der Lage des Herzens, der Leber und der Eingeweide eines Opfers. Aber über dieses war der Schlag der Puls-Adern, die Art wie das Opfer zur Erde fiel, wenn es geschlagen war, die Gestalt und Größe der Oeffnung, welche die Lanze oder der Degen, den man es zu erwürgen brauchte, machte; das Zittern der Glieder, die Art, wie das Blut aus den Adern rieselte: alles dieses war ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Wahrsager. (Jornandes sagt etwas ähnliches von den Hunnen. Jornand. cap. XXXVIII.)

Die zweyte Anmerkung ist, daß die Römer den Ursprung dieser Art von Wahrsagungen den Etruskern zuschrieben, das ist, demjenigen Celtischen Volk, welches am nächsten an ihre Länder gränzte. Von da hatten sie diese

schöne

schöne Wissenschafft erlangt, die würklich in Etrurien entsprungen war, in dem ihr Urheber ein Etrusker, Nahmens Tages, war, den die Erde, nach der Meinung einiger, unmittelbar in ihrer Ehe mit einem Genius, der ein Sohn des Jupiters war, gezeugt hat. (Clem. Alex. Strom. lib. I. cap. 16. Lucan. I. v. 653. Serv. ad Aeneid. VIII. v. 398. Cicerr, Divin. lib. II. cap. 50. Ovid. Metam. XV. v. 553. Festus.)

Wir haben in dem vorhergehenden Buch gezeigt, daß man die Celten beschuldigte, sie vergötterten die Elemente, weil sie jedem Element, einen, oder mehrere Genien zuschrieben, welche die Aufsicht darüber hätten: Das Element war der Lehre dieser Völker zu folge, der Leib oder das Triebwerk einer Untergottheit, welche es auf eine vernünftige Art voller tiefer Einsichten so wohl auf das Gegenwärtige als zukünftige regierte. Diese Lehre war der Grundsatz der Wahrsagungen, die man von den Elementen entlehnte, und wobey man nicht den materialischen Cörper, sondern ein geistiges Wesen, daß sich darinnen aufhielte, zu Rath zoge. Die Römer, welche ihre Wahrsagungen von den Etruskern bekommen hatten, sagten das zukünftige nach der Erzählung des Varro, durch Hülffe der Erde, des Wassers, der Lufft und des Feuers voraus. Eben so verhielt es sich bey den Celten. Sie zogen bey ihren Wahrsagungen bald die geistige Wesen zu Rath, welche auf Erden in den Bäumen und in den Thieren sich aufhielten; bald aber die, welche, weil sie in der Lufft-Gegend wohnten, den Winden und Stürmen vorstunden, und den Flug der Vögel oder ihre Gesänge regierten; bald die, welche

ihren

ihren Sitz im Feuer und Wasser hatten. Von diesen zwey letztern Arten von Weissagen wollen wir noch ein paar Worte reden. (Fragm. Varron. p. 172.)

Das Feuer des Himmels, oder der Blitz, gab bey den Etruskern Materie zu unendlich vielen Betrachtungen. Man kann bey dem Plinius und Seneka sehen, auf welchen wunderbaren Aberglauben sie in diesem Punkt gerathen sind. Da sie zum Grundsatz angenommen hatten, daß der Blitz stets etwas bedeute, und daß die Götter den Donner Strahl nicht würfen, als nur den Menschen dadurch Nachricht zu ertheilen; so beobachten sie mit vieler Sorgfalt so wohl die Stunde und den Augenblick, wenn der Blitz fiel, als auch die Himmelsgegend, wo er herkam. Sie sagen daß es eilf verschiedene Arten von Donnerschlägen gebe, welche Vorbedeutungen wären, bald für den Staat, bald für Familien, bald für einzelne Personen, vorzüglich aber für solche, welche etwas neues anlegen, und sich in den Ehestand begeben wollten. (Plin. Hist. Nat. L. 2. c. 52. 55. Senec. Nat. Quæst. lib. II. c. 32. 39. 41. 48. 49. Diod. Sic. V. 29. Silius. lib. III. V. 344.)

Wir können gar nicht zweiffeln, daß nicht die Physiologie der Celten etwas ähnliches sollte gelehret haben. Paulus Diaconus erzählt; „daß während der Hochzeit des Autharis, Königs der Lombarden mit der Theodolinda einer Bayerischen Prinzessin, der Donner in den Garten des Königs schlug, und daß ein Wahrsager dem Agilulf, einem Herzog von Turin, die Erklä-

klärung dieses Zeichens gab. Er behauptete daß die Königin in kurzem die Gemahlin des Agilulfs werden würde. " Hier sehen wir eine Wahrsagung für Personen, die in den Ehestand traten. (Paul Diac. Hist. Longob. L. III.)

Nun eine andere, die eine Staats-Veränderung anzeigt. Sueton erzählt, daß der Kayser Domitian einen Wahrsager, welchen man ihm aus Allemannien geschickt habe, und der ihm, als man ihn wegen einem Donnerschlag zu Rath gezogen, geweissaget habe, es werde eine grosse Veränderung in der Regierung erfolgen, fragte, und auch an dem nehmlichen Tag, da er selbst erwürget worden, zum Tode verurtheilet habe. Dio erzählt diese Geschichte auf eine weitläuftigere Art. Hier sind seine Worte oder vielmehr der Auszug, welchen uns Xiphilinus davon liefert: „ Larginus Proclus prophezeyhete öffentlich in Deutschland, daß Domitian an dem nemlichen Tage wenn er umgebracht werden würde, sterben würde. Der Befehlshaber der Provinz schickte ihn deßfalls nach Rom, er wurde vor den Domitian gestellt, und er versicherte in seiner Gegenwart, daß sich die Sache ereignen würde, wie er gewelssaget hätte. Der Kayser verurtheilte ihn zum Tod, und gabe zugleich Befehl, daß man seine Hinrichtung so lang verschieben sollte, biß die Gefahr vorüber wäre, welche ihm dieser Mensch verkündigte. Unterdessen bekamen die Sachen eine ganz andere Wendung. Domitian wurde den nemlichen Tag getödtet, der Wahrsager entgieng dem Urtheil, und bekame von Nerva ein Geschenk von hundert tausend Drachmen. " (Sueton. Domit. cap. 16. Xiphilinus ex Dion. Lib. LVII. p. 767.)

Man

Man siehet in diesem Geschichtgen einen deutschen Wahrsager, oder der in Deutschland war unterrichter worden, der sich überredet hatte, daß die Regeln seiner Kunst sicher und untrüglich wären. Dieses ist alles, was man aus den Stellen, die wir angeführt haben, schliessen kann. Ein jeder, der solche genau vergleichen will, wird finden, daß man zur Zeit des Suetonis nichts weiter erzählte, als daß ein Wahrsager, den man in Deutschland wegen eines Donnerschlags befragte, weissagte, es würde eine Veränderung im Staat vorgehen. Eine solche Prophezeyhung konnte nicht fehlen, früh oder spat in Erfüllung zu gehen. Von den Zeiten des Suetonis, bis auf diejenige, worinnen Dio Cassius geschrieben hat, sind mehr als hundert Jahre verflossen. In diesem Zwischenraum hatte man die Geschichte eingekleidet, und viele Umstände hinzugesetzt, welche das wunderbare davon vermehrten.

Man ersiehet aus der bißherigen Erzehlung, daß die Celten sowohl als die Etrusker, von dem Feuer des Himmels, oder dem Blitz, gewisse Wahrsagungen entlehnten, wodurch sie glaubten, die Geheimnisse der Zukunft zu entwickeln. Die Wahrsagungen aber, welche diese Völker auf das natürliche und irrdische Feuer gründeten, hatten im Gegentheil den Zweck, die Wahrheit gewisser Handlungen zu entdecken, welche man ohnmöglich durch andere Wege entdecken konnte. Sie gehörten in die Zahl jenes ausserordentlichen Verfahrens, welches die Alten Ordalia nannten, (Urtheil oder Ordel) weil man sie als einen Ausspruch Gottes ansahe, worinnen die Vorsehung auf eine unmittelbahre Wei-

se erklärte, ob ein Mensch wegen der aufgebürdeten Laster strafbar oder unschuldig wäre.

[Ein Gesetz Carls des Grossen befiehlt, zum Exempel, daß ein Mensch, der einer Mordthat halben verklagt worden, nach der Entscheidung Gottes untersucht werden, und daher neun glühende Stangen von Eißen angreifen sollte]

Waren die, wegen eines Haupt-Verbrechens angeklagte oder desfals verdächtige Personen, nicht im Stande, sich durch den Zweykampf zu rechtfertigen; so hatte die Obrigkeit die Gewohnheit, sie der Prüfung durch das Feuer zu unterwerfen. Auf diese Art befiehlt ein Gesetz der alten Francken, „ daß die Sclaven sich von den beschuldigten Lastern, durch Einsteckung der Hand in das Feuer reinigen sollten." Ein Gesetz der Engeländer gebietet, „ daß eine Frau, welche angeklagt worden, sie habe ihren Mann vergifften oder ermorden lassen, ihren nächsten Verwandten stellen soll, sie durch den Weg des Zweykampfs zu rechtfertigen. Wann sie keinen Kämpfer fände, so sollte man sie selbst der Untersuchung aussetzen, indem man sie, neun glühende eisserne Stangen angreifen liesse." Man findet auch in dem alten Sächsischen Gesetz, welches unter dem Nahmen der Sachsen Spiegel bekannt ist, daß ein Mensch, der des Strafenraubs oder des Betrugs überführet worden, weil er dadurch seines Rechts, (das heist, das Recht einen Zeugen vor Gericht abzugeben,) verlustig worden, nicht könnte angenommen werden, sich durch einen Eyd zu rechtfertigen. Er muß eines dieser drey Mittel

sich

sich zu rechtfertigen, wählen, entweder ein heisses Eissen zu tragen, oder den Arm in einen grossen Kessel voll siedendes Wasser zu stecken, und ihn biß an den Ehlebogen einzutauchen, oder seinen Proceß durch den Zweykampf zu entscheiden." (Leg. Ripuar. Tit. 30. p. 454. tom. 31. p. 455. Leg. Angl. & Verin. Tit. XIV. p. 485. Siehe auch Du Fresne, Gloss. in Antejuramentum. Sachsen-Spiegel. lib. I. Art. 13. Schottel. pag. 544.)

Es ist bekannt, daß die Feuerprobe auf drey verschiedene Arten vorgenomm wurde. Die erste und gewöhnlichste, war die, welche man das Urtheil des glühenden Eisens nannte, Judicium ferri candentis. Man ließ in dem Feuer, nachdem die Anklage wichtiger oder geringer war, eine, zwey, drey, bis auf neun, kleine eiserne Stangen, von einem bis zu drey Pfunden schwer, glühend machen. Nachdem ein Priester gewisse Gebeter über das Eisen gesprochen hatte, so nahm es der Verklagte mit bloser Hand, und warf es neun Fuß weit weg. Man wickelte hierauf die Hand ein, und öffnete die Bandage nicht eher als nach drey Tagen. Wurde die Hand alsdann krank befunden, so wurde derjenige, welcher sich der Prüfung ausgesetzt hatte, für strafbar gehalten, und als ein solcher bestraft. So erzehlen die Geschichtschreiber, daß, als Carl der Kahle, den Kindern seines Bruders Ludwigs des Deutschen, einen Theil der Erbschaft ihres Vaters streitig machen wollte, diese ihr Recht, durch die Probe von dreyßig Mann erwiesen, deren zehen sich der Prüfung mit kaltem Wasser, zehen, der mit siedendem Wasser, und zehen andere der

mit glühenden Eisen, unterwerfen. Die Eisen, welche zu diesem Gebrauch bestimmt waren, hiesen gemeiniglich, Vomeres, weil sie die Gestalt eines Pflug Eisens hatten, bisweilen hiesen sie Chirothecæ, weil man sich dabey einer Art von eisernen Handschuhen bediente, in welche der Angeklagte den Arm bis zum Ellenbogen hineinsteckte. (Les Formules de Marculphe p. 1306. Schottelius p. 543. 551. Du Fresne Gloss. in voce Ign. Judic. p. 20. Spelman. Concil. Anglic. Dec. p. 404. Hagenb. Germ. Med. Diss. 3. §. 19. Gerike, p. 118. Du Fresne, in l. c. Lada. p. 218. Annal. franc. Bertin. ad ann. 876. Du Fresne, Gloss. p. 308. Schottel. p. 547. Hier ist nicht der Ort zu untersuchen, ob diese Geschichte wahr sey. So viel ist aber doch gewiß, daß die Probe mit dem Feuer gewöhnlich, und selbst durch die Gesetze zur Zeit Carls des Großen befohlen war.)

Die Probe mit Feuer wurde zum andern auch mit angezündeten Kohlen gemacht, welche der Verklagte in seine Kleidung nahm, und indem er sie an seinen Leib druckte, auf eine gewisse Weite wegtrug. Gregorius von Tours führt zwey Beyspiele davon an. Das erste ist von Bricius, dem Nachfolger des heiligen Martins. Da er angeklagt worden, er sey der Vater eines Kindes, welches seine Wäscherin gebohren hatte, so ließ er sich das Kind bringen, und redete es mit diesen Worten an: „Ich beschwöre dich bey JEsu Christo, dem Sohn des Allmächtigen GOttes, in Gegenwart dieser ganzen Versammlung zu entscheiden, ob ich derjenige sey, der dich gezeuget hat.“ Das Kind, welches erst dreyßig Tage alt war, antwortete

auf

auf eine ganz vernehmliche Art: Ihr seyd nicht mein Vater. Aber, weil das Volk sich durch dieses Wunder nicht befriedigen ließ, indem es solches einer magischen Kunst zuschrieb; so legte Bricius, um seine Unschuld desto besser zu erweisen, glühende Kohlen in sein Kleid, druckte solche an seine Brust, und trug sie auf diese Art bis an das Grab des heiligen Martins, vor welchem er die Kohlen hinwarf, und dem Volk, welches ihm in Menge gefolget war, den Rock zeigte, der so wenig als seine Person Schaden gelitten hatte. (Dieses ist, wie mich dünkt, ein starker Beweiß, an dem vorgegebenen Wunderwerk zu zweifeln. Sollte derjenige, welcher ein Kind von dreyßig Tagen konnte reden machen, seinen Leib und seine Kleidung nicht eben so leicht vor den Wirkungen des Feuers haben beschützen können? Konnte das Volk mehr durch den Erfolg der Probe, als einer That, die so auffallend war, wie die Rede, in dem Mund eines Kindes von diesem Alter, überzeugt werden? Gregorius von Tours hat allzuoft auf Volksmärchen getraut.) Das andere Beyspiel ist vom Simplicius, einem Bischof von Autun, welcher auf die nemliche Art erwieß, daß er seine Frau nsemahls berührt habe, seit dem er das Bischofthum erhalten habe, ob sie gleich beständig in der nehmlichen Wohnung bey ihm ihren Aufenthalt gehabt habe. (Gregor. Tur. lib. I. p. 272. l. II. c. I. Idem de Glor. Confess. cap. 76.)

Zuletzt wurde der Beweiß mit dem Feuer noch auf eine dritte Art geführet. Man nöthigte den Angeklagten, mit blossen Füssen, auf brennenden Kohlen oder glühendem Eisen zu gehen. (Schotel. p. 543.)

So viel ist gewiß, daß die verschiedene Proben, wovon wir eben geredet haben, sehr alt sind, und wir dürfen gar nicht zweiffeln, daß sie ihren Ursprung aus dem Heydenthum genommen haben. So viel man hievon wissen kann, ist Sophocles der erstere, der solcher in seinem Trauerspiel, Antigone, Erwähnung thut. Als diese Prinzeßin den Leib des Polynicus, ihres Bruders weggenommen hatte, so sagte die Wache, deren Achtsamkeit sie hintergangen hatte, zum Creon, dem König von Theben; „Wir sind bereitwillig ein glüendes Eisen zu berühren, und mitten durch das Feuer zu gehen, indem wir die Götter zu Zeugen nehmen, daß wir diese That nicht begangen haben, und daß wir keine Mitschuldige desjenigen sind, der dieses Vorhaben ausgedacht und vollzogen hat. Weil die Tyrannen, welche sich der obersten Herrschaft in den freyen Städten Griechenlands bemächtigt hatten, die Bewachung ihrer Person den Thraciern und Illyriern anvertrauet hatte; so läst Sophocles, die Wache des Creons, eine Sprache führen, welche den Barbaren angemessen ist, und welche auf Mittel der Rechtfertigung zielet, die in ihrem Lande eingeführet waren. Dieses war ganz natürlich. Aber man würde sich sehr irren, wenn man aus dieser Stelle schliessen wollte, daß die Probe mit dem Feuer bey den Griechen zur Zeit des Sophocles, oder in dem Zeitalter des Creons, in Gebrauch gewesen; die Geschichtschreiber melden schlechterdings nichts davon. (Sophocl. Antigon. p. m. 210.)

Verschiedene lateinische Schriftsteller haben bemerkt, daß bey einer Feyerlichkeit, welche jährlich auf dem Berg Soracte begangen wurde, die

die Leute einer gewissen Familie, welche man die Hirpier hiesse, mit blossen Füssen giengen, und ohne sich etwas zu Leid zu thun, über einen grossen Kohlenhauffen wandelten, und daß sie deswegen von allen öffentlichen Beschwerden frey gewesen. Man hat keine Ursache zu zweifeln, daß dieser Gebrauch von der alten Religion der Italiänischen Völker entspungen war, wenn wir uns an dasjenige erinnern wollen, was wir anderswo angeführt haben, nemlich daß das Fest, wovon gehandelt wird, dem Vater Dis geweihet war. Man hatte auf die nemliche Art in Cappadocien einen Tempel der Diana, wo die Priesterinnen der Gottheit über angezündete Kohlen giengen, ohne sich im geringsten Leid zu thun. (Plin. G. N. lib. VIII. cap. 2. p. 10. Strabo, L. V. p. 226. Virg. Æneid. XI. v. 787. siehe auch Silius, Lib. V. v. 175. Solin. c. 8. c. 2. Strabo XII. p. 573.)

Man behauptet, daß die Perser auf den nemlichen Aberglauben verfallen gewesen seyen. Hyde erzehlet, zum Exempel, auf die Glaubwürdigkeit eines Arabischen Geschichtschreibers, Nahmens Bundari, „ daß Zoroaster seine Lehre und seine Person der Probe des Feuers unterworfen habe. Er ließ sich auf die Brust zwey Pfund geschmolzenes Kupfer legen, ohne davon beschädigt zu werden. Ein anderesmahl berührte er ein glühendes Eisen, ohne sich zu verbrennen. " Man findet auch noch dieses in dem Werk des Hyde: „ daß unter dem Reich des Sapors ein Vorsteher der Mager, die Wahrheit seiner Religion durch die Probe des Feuers erwiesen habe. Er verlangte, daß man über seinen blossen Leib achtzehen Pfund Kupfer, wel-

ches eben aus dem Schmelztigel käme, und noch ganz fliessend wäre, unter der Bedingung giessen sollte, daß, wenn er davon nicht verletzet würde, die Unglaubigen sich auf ein so grosses Wunder ergeben sollten. Man behauptet, daß die Probe mit solchem Erfolg abgelaufen sey, daß sie sich alle bekehrt hätten. " (Hyde de Relig. vet. Persar. p. 311-332. Brucker Hist. Crit. Philosoph. pag. 147. Ibid. cap. 21. Baufobre, Hist. du Manich. Lib. II. cap. 1. p. 166.)

Wir können für die Wahrheit dieser Geschichte nicht gut sprechen, da sie blos von neuern Schriftstellern erzählt werden, auf welche Hyde sich allzu leichtglaubig verlassen zu haben scheint. Aber wenigstens ist doch so viel gewiß, daß unter allen Celtischen Völkern von Europa, keines war, bey dem nicht die Probe des Feuers gebräuchlich, und so gar durch die Gesetze befohlen gewesen seye. Die alten Gesetze dieser Völker und die Geschichte der mittlern Zeit, geben uns eine Menge Proben und Beweise davon an. Eine Verordnung von Bronsewig, (Braunschweig) die Gericke mitgetheilt hat, befiehlt ausdrücklich, daß wenn jemand des Raubs halber angeklagt worden, er sich durch Berührung eines heissen Eissens, rechtfertigen sollte. " Wann er seine Hände in kaltem Wasser gewaschen hat, soll er das glühende Eisen aufheben, und solches an die ihm bezeichnete Stelle neun Fuß weit tragen. " Diese Verordnung ist um so viel merkwürdiger, weil sie vom vierzehenden Jahrhundert ist, und einem Gericht zur Vorschrift diente, welches seine Sitzungen noch im Jahr 1362. hielt. (Du Fresne, Glossar. in voce Ansvorem. Tom. I. pag. 2. Antejuramen-

ramentum, p. 268. Legendre, Traité de l'opinion. Liv. VI. p. 352. & seqq. Schottel pag. 545. Gerike, pag. 110. 127.)

Wann man bedenket, daß diese Proben lange Zeit bey den Celtischen Völkern sich erhalten, und daß sehr viele Menschen, sich auf diele Art von den Beschuldigungen gerechtfertiget haben, die ihnen angedichtet waren, so kan man sich kaum enthalten zu muthmasen, daß die Alten irgend ein Geheimnis, die Wirkung des Feuers aufzuhalten, müssen gehabt haben. Ein großer Mann des Alterthums, den man den Zerstöhrer aller Religion, nannte, weil er keine Gelegenheit verabsäumte, den Aberglauben des Volks, und die Betrügereyen der Priester zu entdecken, hatte diese Muthmasung, und hat auch, nach genauer Untersuchung gefunden, daß seine Muthmasung gegründet war. Wir reden hier vom Varro, welcher, als er die Verfertigung einer gewissen Salbe beschreibt, versichert, die Hirpier wären gewohnt gewesen, sich damit die Füsse zu bestreichen, wenn sie durch das Feuer gegangen wären. Man darf nicht zweifeln, daß der Türckische Mönch und der Venetianische Marktschreyer, wovon Busbequius sagt, er habe gesehen, daß selbiger die Hände in gegossenem Bley gewaschen, glühendes Eisen in die Hände genommen, und damit im Munde herumgefahren sey, eben dieses Geheimnis verstanden habe. Es ist so gar wahrscheinlich, daß es selbst den Nordischen Völkern nicht unbekannt war. Die Chronic von Norwegen erzehlet, zum Exempel, „ daß, als man dem Haquin, einem Könige von Norwegen, sein königliches Herkommen streitig gemacht habe, befoh-

len worden, daß die Königin Inga, die Mutter des Haquins, ein glühendes Eißen angreiffen sollte, um die Geburt und Rechte ihres Sohns zu bestättigen. Ein Brabanter, Nahmens Sigard, entdeckte der Königin, sie sollte ihre Hände mit einem gewissen Kraut reiben, welches sie in den Stand setzen würde, ein glühendes Eißen anzugreiffen, ohne sich Schaden zu thun; allein diese Prinzessin weigerte sich standhafft, sich des Geheimnisses des Sigards zu bedienen. (Servius ad Aeneid. XI, tom. 787. p. 683. Salmas. ad Solin. p. 60. Busbeq. Epist. IV. p. 267. Chronic. Norw. Sol. 626. Histor. Suio-Goth. p. 62.)

Allein was war es denn vor eine Salbe, womit man sich gegen die hefftige Wirkung des Feuers beschützte? Man findet zwar in einem neuern Schrifftsteller, daß die Pappeln und Bingelkraut die Wirkung des Feuers von denen Theilen abhalte, welche damit bestrichen werden. Andere schreiben diese Krafft dem Safft von gestoßenen Zwiebeln zu, und andere noch einer Salbe, die von einer gleichen Vermischung von Schwefelgeist und Salmiac, Roßmaringeist und Zwiebelsafft verfertiget ist. Es würde allerdings nicht vernünftig seyn, für die Gewißheit dieses Mittels zu stehen, oder sie zu probiren, wovon man blos eine schlechte Muthmasung haben kann; und im Grund sehen wir nicht ein, daß ein Geheimnis, welches die Wirkung der Flammen nur auf einige Augenblicke abhält, von einem grossen Nutzen seyn könnte, nachdem die Feuerprobe abgeschafft worden. (Loccen. antiq. Sueo-Goth. p. 62. Legendre, Traite de L'oppinion. lib. VI. p. 362.)

Dem

Dem sey wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß der gröste Theil der Personen, welche man dieser Probe aussetzte, von diesem Geheimnisse gar nichts wusten. Es ist auch sonst wahrscheinlich, wie zum Exempel bey der Königin Inga, daß die Leute von Ehre, welche sich auf ihre Unschuld verließen, solches gar nicht gebrauchen wollten. Man darf daher gar nicht zweifeln, daß diese erdichtete Urtheile Gottes täglich einer grossen Menge Unschuldiger zum Untergang gereicht haben. Agobard, ein Bischoff von Lyon, stellte dieses Ludwig dem Sanftmüthigen mit vielerm Nachdruck vor, um ihn zu bewegen, dasjenige, was man in den Gesetzen der Burgunder noch grausames fande zu verbessern. Aber man findet nicht, daß die Vorstellungen dieses Bischoffs, auf das Gemüth des Kaysers und seines Raths einigen Eindruck sollten gemacht haben. (Siehe dessen Abhandlung adversus Legem Gundobaldi Opp. tom I, p. 107. und die andre contra damnabilem opinionem, putantium divini judicii veritatem, igne vel aquis, vel conflictu armorum patefieri, ibid. p. 301.)

Es ist wahr daß Friederich II, durch eine seiner Verordnungen, welche verdient gelesen zu werden, und die man damahls Leges paribiles nannte, die Probe mit glühenden Eisen, kalten, oder siedenden Wasser, und den Zweykampf aufhub. Allein dieses hinderte nicht, daß man täglich die alte Gewohnheit beybehielte. (Constitut. Sicul. lib. II. t. 31.)

Das Wunderbarste hierbey ist, daß die Geistlichkeit, welche in den mittlern Zeit Alter,

so grosse Gewalt hatte, anstatt sich diesem Mißbrauch zu wiedersetzen, solchen vielmehr mit ihrem ganzen Ansehen unterstützte, und ihn so gar zu heiligen suchte. Man findet zum Exempel bey dem Helmoldus, daß als sich die Sachsen von Meklenburg Meister gemacht hatten, den Slaven verboten worden, bey den Bäumen, Quellen und Steinen zu schwören, und daß man sie nöthigte, ihre wegen eines Lasters angeklagte Personen, vor den Priester zu bringen, um sie allda durch die Probe des glühenden Eisens zu prüfen. Ein Decret des Pabsts Honorius des dritten beweisset, daß sich das nehmliche in Preussen zugetragen habe. Er verbietet den deutschen Ordens Rittern, die Livländer, welche neuerdings sich zum Christenthum bekehrt hätten, diesem Verfahren nicht zu unterwerfen. (Helmold. Chronic. Slav. c. 84. p. 187. Jur. Centit. 35. Gecret. cap. 3.)

Es ist zwar wahr, daß diese Prüfung beständig von der Obrigkeit angeordnet wurde, welche allein das Recht hatte zu bestimmen, ob der Fall, worauf es ankam, wichtig genug wäre, und ob die Muthmasungen oder Anzeigen, die man gegen den angeklagten vorbrachte, stark genug seyen, daß man ihn zwingen könnte, sich auf eine so gefährliche Art zu rechtfertigen. Aber im übrigen, gieng doch die Probe selbst stets in der Kirche vor sich. Die Geistlichkeit bereitete die Verklagten durch fasten, beten und Reichung des Abendmahls, darauf zu. Sie segnete auch das Eisen, welches gebraucht werden sollte, das Laster zu zerstöhren, oder die Unschuld zu offenbahren. (Spelman in concil. Decret. Anglican. p. 404. Schotteluis p. 459.

459. Gericke p. 118. Die Gebets Formul, welche man über das glühende Eisen sprach, erzehlt Goldast. Antiq. Allem. t. II. Gericke p. 118. Man kann auch die Formeln des Marculphs beym Lindenb. p. 13. bb, und Baluz. t. II. p. 651 - 658 nachsehen.)

Einige haben daher gemuthmaset, daß die Geistlichen, die in dem Besitz desjenigen Geheimnisses waren, wovon wir eben gesprochen haben, ihre gute Gründe hatten, einen Mißbrauch zu handhaben, der sie in den Stand setzte, denen Personen, die ihnen ergeben waren, zu dienen, und ihre Feinde umkommen zu lassen, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden. Andre behaupten im Gegentheil, daß die Priester bey diesem Aberglauben aufrichtig zu Werk gegangen seyen. Sie führen zur Ursache an, daß die Geistlichen selbst öffters ihre Religion, ihre heilige Bücher und ihre eigene Person, der Probe des Feuers unterworfen hätten. Michael Glycas erzehlt, zum Exempel, daß die Russen auf solche Art unter der Regierung des Basilius, welcher Michael dem trunkenen nachfolgte, zum Christenthum wären bekehrt worden. Man warf das heilige Evangelium in ein groses Feuer, welches solches nicht verbrennen konnte. Mariana erzehlt auch, daß der Muzarabische und Römische Gottesdienst in Spanien zuerst durch den Zweykampf, und dann durch das Feuer wäre geprüft worden. Der Römische sprang augenblicklich aus dem Feuer, und der Gothische blieb darinnen ohne verletzt zu werden. Dieses doppelten Wunders wegen, fand man vor gut, beyde beyzubehalten. Man ließ auch noch in dem Saxo Grammaticus, daß

Popo

Popo, um die Dänen von der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre, die er predigte, zu überzeugen, einen eisernen Handschuh glühend machen ließ, und den Arm bis an den Ehlebogen hineinsteckte. Nachdem er solchen unter der Versammlung herumgetragen, so warf er ihn zu den Füsen des Königs, und zeigte ihm seine Hand, welche nicht einmahl ihre Farbe geändert hatte. Dieses Wunder war Ursache, daß man bey den Dänen, den Gebrauch des Zweykampfs abstellete, und an dessen Statt die Probe des Feuers einführte. Die Kirchen Geschichte des Sozomenus erwähnet auch eines Egyptischen Mönchs, welcher offt Feuer in seinem Busen trug, ohne daß weder sein Leib noch seine Kleidung einigen Schaden erlitten, und die Geschichte des Theodor Lector, redet von einem orthodoxen Bischoff, der, als er in Gegenwart des Kayfers, mit einem andern Bischoff, der ein Arianer war, disputirte diesem vorschlug, in einen angezündeten Scheiderhauffen zu gehen, um auf diese Art zu zeigen, welche von beyden Meynungen mit der Frömmigkeit am meisten übereinstimmte. Da sich der Arianer weigerte, diese Bedingung, welche man ihm vorschlug, anzunehmen, so gieng der Rechtglaubige in das Feuer, redete mitten in den Flammen, und gieng frisch und gesund heraus. (Michael Glycas, Ann. Eccl. Part. IV. p. 298. Mariana de reb. Hisp. ad. an. Christi 1091. lib. IX. c. 18. Saxo Grammat. lib. X. p. 189. Olaus Worm. Danic. Monum. lib. I. c. II. Eric. Upsac erzehlet diese Begebenheit im Jahr 950. lib I. p. 24. - 27. Sozomen. lib. VI. c. 28. inter Script. Histor. Eccl. tom. II. p. 678. Collect.

Theodor. Lect. lib. II. inter Script. Hist. Eccl. T. III. p. 566.)

Es scheinet daß diese Gründe, an statt die Geistlichkeit frey zu sprechen, sie nur desto verdächtiger machen, wo man nicht wenigstens das voraussetzen will, was Agobard nicht glaubte, und was er als eine verwerfliche Meynung ansahe, nemlich daß Gott täglich Wunder thue, um den Unschuldigen von den Strafbahren und die Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden; nimmt man dieses nicht an, so wird man nothwendiger Weiße gestehen müssen, daß die Geistlichkeit irgend ein Geheimnis müsse besessen haben, welches den andern unbekannt war, ihre Person, ihre Kleidung und ihre Bücher gegen die Hitze des Feuers zu schützen. (Agobard. ad Leg. Gundob. c. 9. Opp. T. I. p. 116.)

[Sollte man nicht daraus einen, der Geistlichkeit minder schädlichen Schluß ziehen können? Die Erkänntnis der Mißbräuche dieser Probe, wovon man solche grobe eigensinnige und aberglaubische Völker nicht abhalten konnte, bewegt die Priester, welche allein in dem Besitz des Geheimnisses, wovon die Rede ist, waren, sich damit zu beschäftigen, um diejenigen vor der Gefahr zu schützen, welche ihr ohne diese Vorsicht gewiß ausgesetzt waren. Und sollte man wohl die Priester eines grossen Verbrechens beschuldigen können, wenn sie zuweilen eine so würksame List gebraucht haben, ihre Religion triumphiren zu lassen, oder sie zu retten, ihre Bücher und ihre Personen gegen die Gefahren, so ihnen droheten, zu si-

chern?

chern? In einem barbarischen Zeitpunct sind diese fromme Betrügereyen zu entschuldigen, wenn ihr Zweck ist, gutes zu stifften. — Diese Anmerkung machte jemand über diese Materie, und wir wollen auch darüber eine Anmerkung machen. Dieses System stützet sich auf falsche Grundsätze und Thaten, welche die Geschichte als unrichtig beweist. Erstlich, ist es wohl in einem Fall den Dienern des Evangelii, den Dienern dessen, der da ist und der die Wahrheit selbst ist, erlaubt, das Volk auf Irrthümer zu verleiten, solchem eine Sache als ein Wunder anzugeben, die in der That nichts als eine Gauckeley und Lüge ist? Dieses hieße den Betrug vertheidigen, der bey falschen Religionen begangen worden ist, und welchen man den Sectirern vorwirfft. Dieses hieße den Irrthum neben die Wahrheit setzen. Zum andern; Ist es denn jederzeit wahr, daß die Priester, die den verschiedenen Arten der Proben vorstunden, die Unschuldigen vor der Gefahr geschützt, und die Strafbaren haben umkommen lassen? Die Geschichte zeigt das Gegentheil davon. Ist es nicht im Gegentheil der Misbrauch dieser Proben, die Laster, welche sie in Ansehen brachte, die Unordnungen, welche daraus entstunden, ist dieses nicht dasjenige, welches verursacht hat, daß die aufgeklärete Völker diesen barbari- auch diesen Ruchlosen und unmenschlichen Gen- schen Misbrauch, verworfen haben? Ich weiß nicht zuverläßig, ob die Priester der christlichen Religion ein sicheres Mittel hatten, die Wirkung des Feuers abzuhalten. Ich se-

he nicht ein, daß dieses eine erwiesene Sache ist, ob es mir gleich nicht leicht vorkommt, das Gegentheil unwiedersprechlich zu erweisen. Aber hatte man dieses Geheimniß; wie vielmahl hat man nicht einen übeln Gebrauch davon machen können? Man nehme nur die Geschichte und lese.]

Die Wasser-Probe sowohl mit heisem als kaltem Wasser geschahe in der nemlichen Absicht, wie mit dem Feuer. Sie war ein Rechtfertigungs-Mittel für angeklagte oder verdächtige Personen; doch mit dem Unterschied, daß man nur die Sclaven, oder Leute, die sich durch irgend ein Verbrechen entehret hatten, sich auf diese Art von der Beschuldigung losmachen ließ. Die alten Gesetze sind hierinnen ganz bestimmt. Das Gesetz der Lombarden befiehlt, zum Exempel, „daß der Angeklagte seine Sache, durch den Zweykampf vertheidigen soll, wenn er vom freyem Stande ist, und durch das Urtheil des siedenden Wassers, wenn er ein Sclave ist.“ Man findet ähnliche Verordnungen in den Capitularien Ludwigs des Frommen, und in den Gesetzen der Frießländer. Es muste überdas die verdächtige Person dasjenige leisten, was man den Reinigungs-Eyd nannte, ehe er sich dieser Probe aussetzte. So befiehlt es das Gesetz der Frießländer, „daß, um sich wegen eines Mords zu reinigen, der Verklagte schwören, und hierauf zur Probe zugelassen werden soll.“ (Leg. Longob. Lib. I. Tit. IX. Leg. 39. Leg. 29. Tit. XXXIII. Leg. I. p. 581. Du Fresne, Glossar. in voce aqua fervens. Tom. I. p. 313. Capit. Ludov.

Pii, Lib. IV. Tit. 13. Leg. Frisi. Tit. III. Leg. 4. p. 493. Tit. XIV. Leg. 3.)

Diese Sache muß sich in Gallien auf die nemliche Art verhalten haben. Es scheinet wenigstens, daß Eumenius offenbar auf diese Gewohnheit anspielet, wenn er in seiner Lobrede auf den Kayser Constantin sagt: „Unser Apollo, dessen siedendes Wasser den Meineidigen bestrafet. . . .“ Es ist in dieser Stelle die Rede, von dem berühmten Tempel, welche der Gott Apollo zu Autun hatte. Hier wurde, wie an allen andern Orten, die Probe mit dem siedenden Wasser in den heiligen Städten gemacht, und derjenige, welcher das Unglück hatte, ein Zeichen davon zu bekommen, wurde stets als ein Meineidiger angesehen und bestraft. (Eumenius Panegyr. Constant. cap. 21. p. 216.)

Diese Probe, welche auch bey den West-Gothen, Burgundiern und Franken üblich war, wurde auf die nemliche Art wie die, mit dem glühenden Eisen, angestellt. Der Priester, welcher diese Handlung verwaltete, ließ Wasser in einem grossen Kessel warm machen. Wenn es anfieng zu kochen, so heiligte er es, indem er eine gewisse Gebets-Formul darüber sprach, und einen Ring oder einen Stein hinein warf. Hierauf kam der Verklagte, und holte den Ring oder Stein, welchen der Priester hinein geworfen hatte, aus dem Kessel heraus. Da man mehr oder weniger Wasser hinein goß, nachdem der Fall mehr oder weniger wichtig war; so musten die Personen, welche dieser Probe ausgesetzt waren, zuweilen nicht nur die Hand, sondern auch den ganzen Arm bis zum

Ellen-

Ellenbogen in das Wasser tauchen. (Leg. Visigoth. Lib. III. Tit. 3. p. 121. Dieses war auch noch eine Gewohnheit bey den Burgundiern, worauf Agobard zielet, wenn er sagt: „Befehlet, daß man das Eisen glühend und das Wasser siedend mache, damit ich die Hand darein thue, ohne ein Zeichen davon zu bekommen. Op. T. I. p. 302. Leg. Salic. LIV. pag. 338. Tit. LIX. p. 340. Addit. Leg. 4. p. 348. Spelman. Concil. Decret. Anglican. pag. 404. Man kan solcher Gebets-Formuln in den Formuln des Marculphs finden, p. 1299. 1306. Goldast. rerum Alem. T. III. p. 254. Greg. Turon. Miracul. Lib. I. c. 81. p. 105. Du Fresne Gloss. in Anseldtyhde, T. I. p. 213. in aquæ ferventis Judic. p. 314.)

Die Probe mit kaltem Wasser war unter den übrigen am wenigsten gefährlich. Nachdem man dem Verklagten seine Kleidung ausgezogen hatte, band man ihm die Hände und Füsse creutzweiß, so daß der rechte Arm an das linke Bein, und der linke Arm an den rechten Fuß gebunden wurde. Darauf warf man ihn in ein fliessendes Wasser, indem man ihn an einem Strick hielt, den man ihm, aus Vorsicht, um den Leib band. Wann er zu Grund gienge, so zog man ihn eilends aus dem Wasser heraus, und alsdenn war er frey. Wann er aber oben schwamm, so wurde er als ein Schuldiger angesehen und bestraft. (Formul. Marculph. 1300-1301.) Es müssen die Celtischen Völker, hier ganz andere Regeln beobachtet haben, als bey dem glühenden Eisen, und siedendem Wasser. Dort erklärte das Feuer und Wasser den Unschuldigen; hier schonte im Gegentheil das Was-

ser den Strafbahren, um denjenigen zu verschtingen, welcher unschuldig war. Dieser Widerspruch darf uns nicht befremden. Der Aberglaube giebt uns davon noch mehrere Beyspiele. Wie nemlich ein Mensch, den man mit gebundenen Händen und Füssen in das Wasser warf nicht allemahl zu Grund gieng, ist nicht leicht zu errathen. Der berühmte Hofmann glaubt, daß dieses Wunder durch natürliche Gründe, könne erkläret werden. Die Verordnung des Kayſers Friederichs des zweyten, die wir in einer Anmerkung angeführt haben, schreibet es der Zurückhaltung der Luft zu, weil der Athem desjenigen, der diese Probe machte, wenn er durch den Schrecken zurück gehalten wurde, ihn wie eine Blase, welche auf dem Wasser schwimmet, wenn sie voll ist, aufbließ. Es kan auch seyn, daß dieses Wunder, weit weniger von dem Verklagten und dem Zustand, worinnen er sich befand, als von der Geschicklichkeit und dem Willen derjenigen, welche das Seil halten musten, abhieng. Sie konnten es lang machen, um den daran gebundenen Menschen durch den Strohm fortreissen zu lassen, es aber auch kurz halten, damit er untergehen muste. (Friderici Hoffmanni, Demonstrationes Physicæ curioſæ. Demonstr. XV. n. 10. Gerike, p. 121. 123. Const. Sic. III. Tit. 31.)

Dann sey wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die Probe mit dem kalten Wasser, bey den Celtischen Völkern von undenklichen Zeiten her gebräuchlich war. Der Kayser Ludwig der Fromme, und Lotharius sein Sohn und Nachfolger, schafften sie durch ihre Verordnungen ab, und verboten den königlichen Richtern, sich solcher bey Verklagten zu bedienen. Dieses

ist

ist ein Beweiß, daß diese Art zu verfahren bis dahin bey den Griechen Statt gefunden habe. Es muste selbst Marculphus diese Verordnungen nicht gekannt, oder an ihrer Glaubwürdigkeit gezweifelt haben, weil er versichert, daß die Probe mit dem kalten Wasser von dem Pabst Eugenius II. auf Ansuchen des Kayfers Ludwigs des Frommen ware befohlen worden. (Capit. Lotharii in leg. Longob. p. 662. Man findet das nemliche Gesetz in den Addit. ad Capit. Ludov. Pii. Tit. 80. Als der Pabst Sylvester II. an Lambertum, einen Bischof von Maynz, schrieb, so verdammte er auch den Gebrauch, sowohl des kalten als warmen Wassers, beym Lindenb. in Gloss. p. 1356. Form. Marculphi p. 1301.)

Im übrigen wurden diese Verordnungen nicht gehalten. Es erhellet aus der Geschichte des mittlern Zeit-Alters, daß die Celten sich beständig daran gehalten, und nach dieser Art verfahren haben. Man siehet zum Exempel, in den Jahrbüchern von Schwaben daß die Mönche des Klosters Zwiefalten, durch die Probe des kalten Wassers erwiesen, daß die Zehenten, welche man ihnen streitig machte, zum Kloster gehörten. (Crusii An. Suev. L. III. part. 2. c. 8. Schottel, p. 549 Du Fresne, T. 1. pag. 308. Legendre Traité de l'opinion. L. VI. pag. 354. 355.)

Endlich brauchte man doch diese Probe nicht mehr, als nur diejenigen Personen auszuforschen, welche wegen der Zauberey angeklagt waren. Wann ein Mensch, den man wegen der Magie in Verdacht hatte, so unglücklich

war, daß er nicht untergieng, so legte man ihn so lange auf die Folter, bis die Martern das Bekänntniß des Lasters, dessen er beschuldigt war, bey ihm herausbrachten. Wann er das Unglück hatte, es zu bekennen, so verurtheilte man ihn verbrannt zu werden; bekannte er es nicht, so folterte man ihn, so lang er noch einen Athem in sich hatte. Dieser Mißbrauch bestund noch in Westphalen, bis gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts. Er wurde auch in Frankreich, erst zu Anfang dieses gegenwärtigen Jahrhunderts abgeschaft. Und auch da geschah es nur bey dem Obergericht des Parlements zu Paris. Man hat fälschlich geglaubt, daß diese Art die Hexen zu prüfen, von den Christen sey erfunden worden. Der Geschichtschreiber Phylarchus, welcher seine Geschichte bis gegen das Ende der Regierung des Ptolomäus Evergetus fortsetzt, versichert, wenn er von den Hexen redet, die man in dem Königreich Pontus antreffe, daß sie die Kinder und selbst erwachsene Personen, wenn sie solche starr ansähen, bezauberten. Er setzt noch hinzu, daß diese Hexen nicht untergiengen, wenn man sie gleich mit ihren Kleidern in das Wasser würfe. (Gerike, p. 121. 171. Legendre, Traité de l'opinion Lib. VI. p. 355. Suidas in Phylarcho. Du Fresne Gloss. in aquæ frig. Jud. T. I. p. 309. Plin. VII. 2. Plutarch redet von den nemlichen Zauberern, und sagt, sie wohnten περὶ τον πουτον an den Ufern des Schwarzen Meers. Sympos. Lib. V. c. 7.)

Wir dürffen hier nicht vergessen, daß die Celtischen Völker sich auch noch des Wassers bedienten, um diejenige Wahrsagungen darzustellen, welche die Griechen unter dem Nahmen

der

ter Hydromatie begriffen. Der Wahrsager beobachtete aufmerksam die Bewegung eines fliesenden Wassers, und urtheilte über die Zukunft, so wohl aus der Art, wie es flosse, als auch aus dem Geräusch der Wellen.

Die Deutschen hatten diesen Aberglauben, von den Zeiten des Julius Cäsars her. „ Als dieser die gefangenen Deutschen fragte, warum Ariovistus verzögere, eine Schlacht zu liefern, so antworteten sie ihm, es sey bey ihnen der Gebrauch, daß die Haus-Mütter das Schicksal befragten, und noch zu andern Arten von Wahrsagungen ihre Zuflucht nähmen, um zu erforschen, ob es vortheilhaft sey, oder nicht, eine Schlacht zu liefern; diese Weiber hatten den Deutschen den Verlust des Treffens verkündigt, wann sie solches vor dem neuen Lichte wagten. " Der Grund dieser Prophezeyhung war, daß diese Dryaden, da sie die Wirbel, welche das Wasser des Rheins im lauffen machte, beobachtet, in dem Geräusch der Wellen, und in der Wendung des Wassers gelesen haben wollten, daß die Zeit nicht schicklich wäre eine Schlacht zu liefern. (Plutarch Cæs. I. p. 717. Dio. Cass. lib XXXVII. p. 90. Clem. Allex. Strom. lib. I. cap. 15. 360. Poliæn. lib. VIII. cap. 23. n. 4.

Man wahrsagte auf die nehmliche Art in dem berühmten Tempel zu Dodone. Am Fuß des Baums, der das Bildnis der Gottheit war, befand sich eine lebendige Quelle, welche die Götter mit der Gabe zu weissagen beschenket hatten. Die Priesterin, so ein gutes altes Weib war, horchte auf das Gemurmel des Wassers,

und legte es denen aus, welche kamen das Orakel zu befragen. Der heilige Augustinus hat uns eine Stelle des Varro aufbehalten, welche enthält, daß die Wasser-Weissagung, (ὑδρομαντεια) ursprünglich aus Persien käme, und daß der König Numa Pompilius so wohl, als der Philosoph Pythagoras in dieser Wissenschaft sehr erfahren gewesen. Ersterer sahe in dem Wasser das Bild der Götter, welche ihn lehrten, was er in Ansehung der Religions-Gebräuchen befehlen und selbst beobachten sollte, (Serv. ad Aeneid. III. v. 4. 66. Augustin. de Civitate Dei, lib. VII. cap. 35.)

Aber wie konnte diese Wasser-Weissagung aus Persien nach Italien, zur Zeit des Numa Pompilius, kommen? Es ist schwer dieses zu errathen. Es ist aber noch schwerer zu begreiffen, wie der heilige Augustinus sich hat einbilden können, daß der Satan in dieser Art zu weissagen ins Mittel habe tretten können, die, ob sie gleich sehr weit herkam, und schon sehr alt war, deßwegen nicht weniger ausschweiffend war.

Wir wollen nun zu einer andern Art zu weissagen fortgehen, welche bey allen Celtischen und Scythischen Völkern sehr gemein gewesen, das ist die, die durch das Loos geschahe. Niemand wird läugnen, daß das Loos, bey vielen Gelegenheiten nützlich gebraucht werden könne. Aber man kan diese Völker nicht entschuldigen, daß sie solches in denen beyden Fällen, wovon wir reden wollen, gebraucht haben. Zum ersten zogen sie das Loos, bey tausend Gelegenheiten

zu

zu Rath, wo vielmehr die Vernunft und der gesunde Verstand hätten zu Rath gezogen werden sollen. Die Deutschen sind besorgt, ob die Zeit günstig sey, den Römern eine Schlacht zu liefern oder nicht. Sie wissen nicht, ob es vortheilhaft seye, einen Mann von Stand, den ihnen Julius Cäsar geschickt hatte, auf der Stelle zu verbrennen, oder ob es nicht besser sey, seine Hinrichtung auf eine andere Zeit zu verschieben. Diese beyde Fragen werden durch das Loos entschieden. Das war gewiß nicht das beste gewählt. Es ist war, die Deutschen sahen diese Entscheidung, als einen Anspruch des Himmels an. Allein dieses ist es eben gerade, worinnen die Ausschweifung ihrer Gottlosigkeit bestund. Man muß eine wunderliche Vorstellung von der Gottheit haben, wenn man sich einbilden will, daß, so offt es die Menschen für gut befinden, eine Frage nicht durch den Verstand, welchen ihnen Gott gegeben hat, sondern durch das Würffelspiel zu entscheiden, daß „die Vorsehung ein Wunder thun soll, um die Wahrheit zu finden, welche sie, indem sie solche auf diese Art suchen, mißhandeln. (Cæsart I. 53.)

Zum andern, gebrauchten diese Völker das Loos, auch noch bey Processen, die auf Tod und Leben giengen, um zu urtheilen, ob ein Mensch straffällig oder unschuldig sey, wegen des Verbrechens, davon man ihn beschuldigte. Wir haben in einem der vorhergehenden Bücher, ein sehr merkwürdiges Beyspiel davon angeführt. Da der König der Scythen krank war, so schrieben die Wahrsager, welche man wegen der Ursache der Krankheit zu Rathe gezogen hatte, solche gemeiniglich einem falschen Eyd, welchen

diese oder jene Person bey dem königlichen Hauß geschoren hatte, zu. Man hohlte so gleich den Angeklagten herbey, ihn durch die Kunst der Weissagung zu untersuchen, das heist durch das Loos. Wenn ihm das Loos entgegen war, so wurde er auf der Stelle hingerichtet und seine Güter eingezogen, Dieses war gewiß die grausamste und verabscheuungswürdigste Ungerechtigkeit, einen Menschen auf solche Beweise zu verurtheilen. Uebrigens war dieses Verfahren bey allen Celten gültig, und die Weissagung geschahe aller Orten, beynahe auf einerley Art. Man brauchte dabey Zweige von Bäumen, welche man zu Reisern schnitzte, doch mit dem Unterschied, daß die Scythen die Weiden und Linden, die Deutschen aber den Ast eines fruchtbaren Baumes, die Gallier das Eisenkraut, und die Perser den Tamarisken-Baum vorzüglich wählten. Die Thracier waren die einzigen, welche in diesen Fällen keine Aeste von Bäumen, sondern kleine Kieselsteine nahmen. Der Leser wird es nicht übel nehmen, daß wir hier einige Stellen anführen, welche die vollkommene Uebereinstimmung zeigen, die in diesem Stück unter allen Europäischen Völkern anzutreffen war. (Plin. Lib. XXV. cap. 9. Scholiast. Nicandri ad illum versum Theriac. καὶ μυρίκης λατοιο νεον. apud Lind. in Gloss. p. 1487. Interpr. Theriac. Nicandri ap. Scalig. in notis ad Catull. pag. 355. Stephan de Urb. p. 401. Plin. VII. 40. Suidas in verbo Θρια.

Man findet, sagt Herodot, bey den Scythen eine grosse Menge Wahrsager welche mit verschiedenen Weiden-Ruthen, auf die Art, wie ich erzählen will, wahrsagen. Man trägt ganze

le Bündel solcher Ruthen herbey, welche man auf die Erde legt. Wenn der Wahrsager den Bündel geöffnet hat, so legt er jede Ruthe besonders, und gründet seine Weissagung darauf. Dieses ist die Art zu weissagen, die sie von ihren Vorfahren bekommen haben. Aber die Enarier, welche Zwitter sind, wahrsagen mit Zweigen von Linden-Bäumen, und behaupten ihre Kunst von der Göttin Venus bekommen zu haben. Sie hauen den Ast in drey Stücke, welche sie durch ihre Finger stecken, und auf dieses gründen sie ihre Weissagung. (Herodot. IV. 67.)

Ammianus Marcellinus sagt etwas ähnliches von den Alanen. Ihre Art zu weissagen ist ganz besonders. Sie sammeln Ruthen von Weiden, die gerade sind, und sondern solche hierauf zu einer gewissen Zeit von einander, mit geheimen Beschwörungen, das heist, mit Gebetern, welche sie leise sprechen, ab, durch dieses Mittel wissen sie sehr deutlich, alles was geschehen soll. (Amm. Marcell. Lib. XXXI. cap. 2. p. 621.)

Dieses ist das nehmliche was Tacitus von den Weissagungen sagt, welche bey den Völkern Deutschlands im Gebrauch waren. „Sie sind den Weissagungen und dem Loos so sehr ergeben, als irgend eine andere Nation. Ihre Art, das Loos zu fragen, ist sehr einfach. Sie hauen einen Ast eines fruchtbaren Baums ab, und theilen solchen in viele kleine Aestgen. Sie zeichnen diese Aestgen durch verschiedene Merkmaale, und werfen sie auf gerade wohl, auf ein weisses Kleid. Hierauf hebt der Hoheprie-

ster

ster der Gemeinde, wenn die Berathschlagung allgemein ist, oder der oberste einer Familie, wenn solche nicht allgemein ist, nachdem er die Götter angeruffen hat, und dabey gegen den Himmel sieht, zu drey verschiedenen mahlen, jedes dieser Aestgen auf, und macht seine Erklärung nach dem Merkmahl, welches man zuvor darauf geschnitten hat. Ist das Loos entgegen, so ziehet man es diesen Tag nicht mehr der nemlichen Sache halber zu Rathe. Ist es günstig, so fügt man noch die Weissagung mit den Vögeln hinzu. (Tacit. Germ. cap. 10.)

Aus einer Stelle des Eustathius, die wir in der Anmerkung anführen ist wahrscheinlich, daß die alten Griechen diese nemliche Art mit kleinen Stückgen Holz zu weissagen hatten. (Eustath. ad Iliad. III. v. 316. pag. 419)

Endlich erhielt sich dieser Aberglaube, wie die andern, deren wir in diesem Capitel Erwähnung gethan, sehr lange Zeit unter den Christen. Man gebrauchte das Loos bey den öffentlichen und besondern Berathschlagungen, bald den Rädelsführer eines Lasters zu entdecken, bald den rechtmäßigen Besitzer eines Guts zu erfahren, und man nannte den Ausspruch der Richter ein Urtheil Gottes, wenn sie über den Angeklagten das Loos geworfen hatten. Drey Bischöffe, welche sich um den Leib des heiligen Leodegarii zankten, wurden eins, ihren Streit durch das Loos zu entscheiden. Aber das Loos war hier eine heilige Handlung, auf die man sich drey Tage mit Fasten und Beten zubereitete: man legte hernach drey Zettel auf den Altar, auf die man die Nahmen der drey Personen, die sich dar-

darum bewurben, schrieb, und der Geschichtschreiber erzählt ganz ernsthaft, daß der Priester, der auf gerade wohl einen dieser Zettel gezogen, dadurch erwiesen, welcher von den dreyen Bischöffen die Wahrheit und Gerechtigkeit auf seiner Seite habe. (Pactum Childeberti & Chlotaris in Leg. Sal. p. 348. Leg. 5. ad sortem ambulare. Ibid. Leg. 8. Decretum Childeberti. Idid. p. 349. Leg. 6. Leg. Ripuar. Tit. 31. Leg. 5. pag. 455. Vita S. Leodegarii, ap. Duchesne, Tom. I. pag. 603. & 623. Du Fresne Gloss. in Sort. Sanct.)

Das Gesetz der Friesen verlangt auch, daß man um den Urheber eines Mords zu entdecken, die Personen, welche der Bluträcher für gut befindet, anzuklagen, dem Loos unterwerfen sollte; und weil diese wunderbare Gewohnheit als ein Urheil Gottes angesehen wurde, so befiehlt das Gesetz, daß solche am Fuß des Altars geschehen solle. (Leg. Frisior. Tit. XIV. p. 406.)

Ein Concilium, welches zu Auxerre gehalten wurde, verbietet zwar diesen Mißbrauch ausdrücklich. Allein, ausserdem, daß diese Verordnung nicht weiter gehen konnte, als höchstens auf die Kirchen von Frankreich, so ist noch über das gewiß, daß sie nicht befolget wurde, indem die Gewohnheit auch in dieser Sache, wie in vielen andern, über die Vernunft und gute Gesetze die Oberhand behalten hat. (Concil. Autisidior. ap. Lindenbrog in Gloss. p. 1481. & ap. Du Fresne, in voce Tenus. Dieses Concilium wurde Anno 578. gehalten.)

Unter die Zahl der Wahrsagungen die einen heidnischen Ursprung haben, können wir

auch das Verfahren setzen, welches die Deutschen in ihrer Sprache, Baar-Recht, und auf Lateinisch, Jus Feretri, oder Jus cruentationis nennen. Wann man irgendwo einen todten Leichnam, und an demselben die Merkmahle eines gewaltsamen Todtes fand, so begab sich das Gericht an den Ort, wo der Leichnam war, und ließ zugleich alle diejenigen dahin bringen, welche man wegen des Mords in Verdacht hatte. Nach einigen Ermahnungen nöthigte man einen nach dem andern, die Hände auf die Brust und auf die Wunden des Todten zu legen, und in dieser Stellung gewisse Worte zu sprechen, welche man ihnen vorschrieb. Eräugnete es sich nun, daß während dieser Probe die Wunden Schaum oder Blut ausstiesen, so war man überzeugt, daß derjenige, welcher in diesem Augenblick den Leib berührte, der wahrhafte Mörder sey. Dieses wäre, sagte man, das Geschrey und die Anklage des Bluts, gegen denjenigen, der es unrechtmäßiger Weise vergossen hätte.

Schottelius, welcher um das Jahr 1671. schrieb, führt an, daß dieser Gebrauch noch zu seiner Zeit an verschiedenen Orten von Unterdeutschland gewesen sey. Er führt so gar berühmte Rechtsgelehrte an, welche solchen rechtfertigen, und aus natürlichen und philosophischen Gründen zu erweisen gesucht hätten, wie es geschehen könne, daß der Leichnam eines erwürgten Menschen, in Gegenwart seines Mörders, Blut geben könnte; dieses heißt, daß solche Gelehrte Verbindungen unter Dingen suchten, wo keine war, ob sie gleich zufällig zusammen kamen. Dieses ist der falsche Schluß, welchen die Logici, Post hoc, ergo propter hoc,

nen-

nennen. (Schottel p. 62. Gerike p. 14. Die Rechtsgelehrten, so der Autor citirt, sind Besold in Thes. Pract. B. n. 2. Majol. dier. Canicul. Colloq. I. Hypolit. Marsyl. in Praxi criminali num. 181. Paris de Puteo Tractat. de Syndicat. cap. 3. Levin. Lemnius de occultis miraculis naturæ lib. II. cap. 2. Hycam. Magius Variar. Lect. Lib III. cap. 5. und verschiedene andere.)

Der meiste Theil der Wahrsagungen, von denen wir bißhero Erwähnung gethan haben, waren durch die Gesetze befohlen, und von der Obrigkeit verordnet, welche durch dergleichen Proben urtheilten, ob ein Mensch wegen dem beschuldigten Laster strafbar oder unschuldig sey. Wir würden nie fertig werden, wenn wir auch von den Vorbedeutungen reden wollten, welche Privatpersohnen in Ansehung alles dessen, was ihnen begegnete, oder alles dessen, was bey ihnen vorgienge, zogen. Anstatt daß unsere Philosophen sich beschäftigen, die wahrhafte Ursache und den zureichenden Grund der natürlichen Begebenheiten, oder der menschlichen Handlungen aufzusuchen, so bestund die Philosophie der Celten darinnen, zu weissagen, was eine Begebenheit, oder eine Handlung vor Einfluß auf die Zukunft hätte.

Die Mager, zum Exempel, als sie Ochus, bey der ersten Mahlzeit, die er that, da er den Persischen Thron bestiegen hatte, Acht haben ließ, prophezeyheten, nach dem, was man ihnen erzehlte, daß die Erde überflüßige Früchte unter der Regierung dieses Prinzen bringen würde, aber daß er auch sehr viel Blut vergiessen

giessen würde. Da die Ameisen einige Körner Frucht in den Mund des Midas, als er in der Wiege schlief, getragen hatten, so erklärten die Wahrsager des Landes, daß dieses Kind einstens das reichste unter allen Menschen seyn würde. (Ælian. V. II. 17. Valer. Max. I. 6.)

Tacitus Hist. IV. 54. erzählt auch, daß, als das Capitolium, in den bürgerlichen Kriegen, welche auf den Tod des Nero folgten, abgebrannt war, die Druiden allenthalben bekannt gemacht hätten, daß dieser Zufall eine untrügliche Vorbedeutung von den gänzlichen Untergang des Römischen Reichs wäre. Wir würden noch sehr viele andere Beyspiele anführen können, um zu zeigen, zu welcher Stuffe man den Aberglauben und die Leichtglaubigkeit in diesem Stück trieb. Aber wir befürchten die Gedult des Lesers zu mißbrauchen, wann wir uns länger bey solchen Kleinigkeiten verweilen wollten.

Ehe wir aber die Materie, von der wir hier reden, schliessen, müssen wir doch noch eine Anmerkung hinzusetzen. Die Wahrsagungen giengen bey den Celten so stark im Schwang, daß die christliche Geistlichkeit, um sich nach dem Geschmack des Volks zu richten, für gut fand, zu denenjenigen, welche schon bey den Heyden im Gang waren, noch neue hinzuzufügen. Hierunter gehöret das Urtheil des heiligen Creutzes, das von gesegnetem Brod und Käs, das vom heiligen Abendmahl, und endlich noch das, welches man Characteres sanctorum, oder Sortes Apostolorum nannte. Wir wollen von jeder dieser Wahrsagungen ein paar Worte reden.

Das

Das Urtheil des Creutzes war eine Art von einer canonischen Prüfung oder Reinigung, wobey der Mensch, welcher im Verdacht stunde, genöthigt war, sich zu rechtfertigen, indem er eine gewisse Zeitlang, welche die Obrigkeit befahl, vor einem Creutze stehen muste. (Du Fresne Gloss. in Cruce Jud. Tom. I. p. 1395.)

Dieses Mittel sich zu rechtfertigen, war nicht so leicht, als man sich Anfangs vorstellen sollte, indem die Stellung das allerbeschwerlichste war. Es muste der Verklagte aufgerichtet bleiben, die Arme an ein Creutz ausstrecken, und dieses fünf bis sechs Stunden lang, ohne die geringste Bewegung zu machen. Wer diese Probe nicht aushielte, verlohr seinen Proceß, wann es auf Geldsachen ankam, und betraf es ein Verbrechen, so fiel er in die Strafe, die auf das Verbrechen, von dem er auf diese Art überführt wurde, gesetzt war. So ist in dem Testament des Carlemanns und Ludwigs des Frommen, seines Sohnes, verordnet, daß, wenn eine Uneinigkeit zwischen den Erben in Ansehung der Gränzen, der Ländereyen, welche ihnen zugefallen, entstehen sollte, und der Streit nicht könnte durch glaubwürdige Zeugen entschieden werden; so sollte solcher durch das Urtheil des Creutzes, und nicht durch den Zweykampf ausgemacht werden. Die Capitularien der nemlichen Kayser verordnen, daß in bürgerlichen Angelegenheiten, welche von keiner Erheblichkeit wären, man zu dem Urtheil des Creutzes sich wenden könne. Aber so oft die Sache ernstlich und wichtig war, musten sich die weltlichen durch den Zweykampf reinigen, und in ähnlichen Fällen, war das Urtheil des Creutzes eine

Freyheit die blos den Geistlichen vorbehalten war. (Agobart. Opp. Tom. I. p. 302. Testam. Carol Magn. ap. Duchesne Tom. II. p. 90. art. 9. Test. Ludov. Pii, ibid. Tom. II. p. 328. Du Fresne, Gloss. p. 1395. Tom. I. Capit. Car. M. & Ludov. Pii Lib. V. c. 125. pag. 946. Ludov. Imp. addit. ad Leg. Sal. p. 355.)

Man hatte auch Fälle, wo beide, so wohl der Kläger, als Angeklagte, genöthigt waren, sich zusammen dem Urtheil des Creutzes zu unterwerfen. Wer am ersten die Aerme niederließ, der war der Verbrecher. So führt ein Canon der Synode von Vermerie, welcher im Jahr 751. gehalten wurde, an, daß, wenn eine Frau sich über ihren Mann beklagte, und ihn beschuldigte, er habe ihr nicht beygewohnt, so soll man sie beyde an ein Creutz stellen, und wenn sich die Klage gegründet fände, solle man sie scheiden. (Synod. Vermer. Can. 17. ap. Du Fresne. Gloss. Tom. I. p. 1395. Gericke, p. 194.)

Der Kayser Lotharius verbietet diese Art von Erweiß aus dem Grund, weil er zu nichts diene, als nur das Creutz und die Leidens-Geschichte des Sohnes GOttes zu entehren. Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieses Gesetz des Lothars allenthalben beobachtet worden ist. Wenigstens findet man verschiedene Beyspiele vom Gegentheil, in den Geschichten der folgenden Jahrhunderte. Uebrigens hat Hagenberg mit gutem Grund bemerkt, daß man eine solche Anordnung sehr unschicklich den Kayfern Carlemann, und Ludwig dem Frommen, zuschreibe. Diese Prinzen haben, anstatt das Urtheil des Creutzes zu verwerfen, solches vielmehr gebilligt,

und

und so gar bey verschiedenen Gelegenheiten selbsten befohlen. (Lothar. Imp. in Leg. Longob. Lib. II. Tit. 55. p. 662. Germ. Med. Diss. III. §. 23.)

Das Urtheil des gesegneten Brods und Käses, welches die Angel-Sachsen in ihrer Sprache, Corsned hiesen, war auch eine Art von canonischer Reinigung, wobey man den Angeklagten einen Bissen Brod und Käß hinunter schlingen liesse, worüber der Priester eine Fluchs-Formel gesprochen hatte, welche so viel bedeutete, daß dieser Bissen den Strafwürdigen, wenn er falsch schwöre, erwürgen könnte, und daß er das Verbrechen, weswegen er in den Streit verwickelt worden, nicht begangen habe. Man glaubte treuherzig, in diesen Zeiten der Unwissenheit, daß ein Lasterhafter, welcher sein Gewissen mit dem Verbrechen beschweret hätte, worüber er verklagt worden, untrüglich der Probe unterliegen würde. (Leg. Canuti Regis, Leg. 6. 7. Wir glauben, daß das Wort Corsned, von zwey Worten aus der deutschen Sprache zusammen gesetzt sey; Chor, nemlich, der Chor einer Kirche, und Sned oder Snid, abgeschnitten, weil der Bissen von einem Priester in dem Chor und auf dem Altar abgeschnitten worden. Andere Erklärungen dieses Worts sind zu finden beym Du Fresne, Gloss. T. I. p. 1352. Gericke, pag. 205. Sonst ist Marculphus in den Formuln, welche man unter dem Titel: Exorcismus panis Hordacei vel casei ad probationem veri, ap. Lindenbr. p. 1308. findet, nachzusehen.)

Lindenbroch hat in seinem Glossario angemerkt, daß die Römer und selbst die Griechen,

etwas ähnliches mit ihren Sclaven vornahmen, welche sie in dem Verdacht des Diebstahls hatten. Es würde zwar nichts unmögliches seyn, daß die Römer diesen Aberglauben nach Engelland, und in die andere Celtische Länder gebracht haben, die ihrer Herrschaft unterworffen waren. Allein, wenn wir solches voraussetzen, so muß man wenigstens gestehen, daß die christliche Geistlichkeit darinnen eine Aenderung getroffen habe. Anstatt, daß man bey den Römern, dieser Probe blos Leute von geringem Stand unterwarf; so fanden die christlichen Geistlichen für schicklich, sich solche zuzueignen, und sich durch diesen Weg von den Lastern, dessen man sie beschuldigte, zu rechtfertigen. Dieses war das Mittel, alle Processe zu gewinnen, welche auf diese Art entschieden werden musten. Es war sehr schwer, wenigstens ein sehr grosses Unglück, wenn ein Geistlicher, dem ein anderer Geistlicher den Bissen schnitte, daran erwürget worden. (Acronius sagt über diesen Vers des Horatii, Utque Sacerdotis fugitivus liba recuso. Epod. Lib. I. Ode 10. „Daß, wenn ein Sclave des Diebstahls halber verdächtig war, so führe man ihn zum Priester, welcher allen Sclaven einen Bissen gesegnetes Brod gab, und, so bald sie diesen gegessen haben, so weissagte der Priester schon, welcher der Strafbare sey. Siehe auch Dioscorides Lib. V. cap. 161. ap. Lindenb. Gloss. p. 1418.)

Das Urtheil des Abendmahls war von denjenigen, wovon wir eben geredet haben, nur darinnen unterschieden, daß man dabey den Leib und das Blut unsers Heylandes gebrauchte. Es bestunde solches darinnen, daß man eine Hostie

unter

unter der Bedingung nahm, daß sich solche in einen tödtlichen Gift verwandeln sollte, wenn man würklich des Verbrechens, wovon man sich durch diese Art befreyen wollte, schuldig wäre. Dieses druckte die Formel aus, welche der Communicant laut hersagen muste. Corpus Domini sit mihi in probationem hodie. Wann derjenige, welcher die Probe ausgehalten hatte, starb, oder auch kurz hernach krank wurde, so sahe man ihn als überführt an, und als ob ihn die Gerechtigkeit GOttes selbst verurtheilt habe. (Du Fresne, Gloss. in aquæ frigid. Judic. Tom. I. p. 310. 311. & in Judic. probabil. Tom. II. p. 153.) Thrithemius erzählt, daß Robert, ein Abt von Limburg, die Wahrheit seiner Offenbahrungen durch das Urtheil des Abendmahls bestättigt habe. Man liest diese Worte in der Formel, welche er sprach: „ Und wann dieses nicht ist, wie ich behauptet habe, so will ich nicht den Leib unsers Herrn Jesu Christi geniesen können, sondern er soll in meiner Kehle stecken bleiben, soll mich ersticken, und soll mich in diesem Augenblick zerbersten lassen. Chronic. Hirsaug. ad an. 1224. Gericke, p. 300. Dieser Mißbrauch ist gewiß sehr alt. Wir lesen, zum Exempel, in dem Gregor von Tours, daß der Graf Eulalius, welcher im Verdacht war, seine leibliche Mutter umgebracht zu haben, sich auf diese Art vor Cautin, dem Bischoff von Clermont in Auvergne, gerechtfertiget habe. Was dem Lothar, König von Lothringen begegnet, ist gleichfalls bekannt. Auf einer Reise, welche er im Jahr 768. nach Rom that, den Bann aufheben zu lassen, womit ihn der Pabst Nicolaus belegt hatte, schwur er dem Pabst Adriano II. daß er Teutbergam seine Gemahlin wieder zu sich ge-

nommen, und die Valdrade, die Schwester des Ganthiers, eines Erzbischoffs von Cölln, mit welcher er öffentlich in einem strafbahren Umgang gelebet, fortgeschafft habe. Der Priester, welcher den Versicherungen des Lotharii nicht traute, verlangte von ihm, daß er seine Erklärung durch einen Eyd bekräftigen möchte, und unterwarf ihn zugleich dem Urtheil des Abendmahls. Die Herrn von dem Gefolg des Lothars, bestättigten auch seine Aussage; sie schwuren und empfiengen das Nachtmahl mit ihm. Der König starb, ehe er in seinen Staaten wieder ankam, und die Herrn, welche ihn nach Rom begleiteten, überlebten ihn nur einige Monathe; daher o zweifelte man gar nicht, daß sie alle gegen ihr Gewissen das Abendmahl empfangen und geschworen hätten. (Gregor. Turon. Hist. Lib. II. c. 8. Regino Prum in Chron. ad ann. 869. Gericke, pag. 202.)

Unter den Kirchen-Gesetzen des Concilii zu Trebur ist eines, welches zu verordnen scheinet, daß man hinführo die Geistlichen allein, dem Urtheil des Abendmahls unterwerfen solle. Die Laien sind verbunden, den Reinigungs-Eid in den Fällen, wo es gewöhnlich ist, ihn zu fordern, zu schwören. Aber anstatt des Eyds von einem Priester zu fordern, soll man ihn bey der heiligen Einweyhung des Brods und Weins im Abendmahl fragen, weil die Priester Kleinigkeiten wegen nicht schwören sollen. Soll eine Hand, welche den Leib und das Blut unsers HErrn behandelt, durch einen Eid verunreiniget werden?" Dieses ist gewiß ein wunderlicher Gewissens-Zweiffel. Man will nicht haben, daß ein Geistlicher seinen Character be-

flecke, daß er einen Eyd, Kleinigkeiten wegen schwöre, und man befürchtet nicht, das Sacrament zu entweihen, wann man es einem Mann übergiebt, den man im Verdacht des Mords, des Ehebruchs, und mit einem Wort, daß er ein Lasterhafter sey, hat. (Concil. Tribur. cap. 21. Gericke, pag. 199.)

[Daß man die Eydschwüre nicht allzugemein mache, ist dem Geist der Religion gemäs. Daß man verlange, daß die Strafbaren ihre Verbrechen bekennen, nicht aber daß sie einen Meineyd begehen, um der Strafe zu entgehen, erfordert Vernunft und Menschenliebe. Aber es ist sehr sonderbar, wenn man siehet, daß zu einem Haupt-Grundsatz angenommen wird, daß die Priester ihren Character schändeten, wenn sie einen Eyd wegen der Wahrheit, der ihnen zugeschriebenen Thaten ablegten, und daß man sie bey der heiligen Consecration fragen sollte. Man will nicht haben, daß eine Hand, welche den Leib und das Blut des HERRN heiliget, durch den Eyd befleckt werde, und scheuete sich doch nicht, das Sacrament zu entweyhen, indem man es einem Ungeheuer gab. Diejenige, so dergleichen Zweiffel haben konnten, waren schlecht unterrichtete Christen.]

Unterdessen scheinet es nicht, daß nach der Synode zu Tribur das Recht sich durch den Genuß des Abendmahls zu rechtfertigen, den Geistlichen allein zukam. Gericke, cap. VI. p. 197. hat bemerkt, daß die Deutschen, wenn sie

eine Sache ernstlich betheuren wollen, noch heut zu Tag sagen: „Ich will das heilige Abendmahl darauf empfangen. Dieses ist ein Beweiß, daß man auch Privat-Personen dieser Probe aussetzte. Man kan sich vorstellen, um es im Vorbeygehen zu sagen, daß die Feuer-Probe Gelegenheit zu einer vollkommen ähnlichen Redensart gegeben habe, die noch bey den Franzosen üblich ist. Um zu erweisen, daß sie von einer Sache völlig überzeugt sind, sagen sie, sie wollten darüber die Hand in das Feuer stecken. (qu'ils en mettroient la main au feu.)

Was man übrigens Characteres sanctorum oder Sortes Apostolorum nannte, das war eine Art von Weissagung, wobey man die heiligen Bücher gebrauchte. Man schluge auf gerade wohl die Bibel, den Psalter, das Evangelium, oder ein anderes erbauliches Buch, auf. Die erste Stelle welche in das Auge fiel, war eine Art von Götter Ausspruch, wovon man eine günstige oder böse Weissagung zoge, nachdem sie dem Vorhaben, das man im Kopf hatte, und welches den Gegenstand der Berathschlagung ausmachte, günstig war oder nicht. (Gericke, cap. 17. p. 197. Capit. Carol. M. de diversis rebus an. 789. Cap 4. Capitul. de partib. Saxon. cap. 44. Aimond. Histor. Francor. Lib. II. cap. 28. Lib. III. cap. 23. Gregor. Turon. Lib. IV. cap. 16. p. 177.)

Du Fresne; welcher über diese Sache eine Menge artige Sachen gesammlet hat, erzählt, daß man diese Weissagung vorzüglich gebrauche, wenn es darauf ankomme, einen Bischof zu wählen oder einzuweyhen. Die erste Stelle, welche

welche das Schicksal demjenigen, welcher es über sich hatte, die Bibel aufzuschlagen, in die Hände gab, war eine Vorbedeutung, nach welcher man, sowohl von dem Character, als von der Aufführung des Bischoffs, und überhaupt von allem, was ihm während seines Priester-Amts begegnen sollte, urtheilte. Zum Exempel, als man einstens einen Bischoff von Laon einweihete, so fiel derjenige, welcher die Bibel aufschlug, auf einen Ort, wo lauter weisse Blätter waren. Man schloß daraus, daß dieser Bischoff nichts thun würde, was verdiente auf die Nachkommen aufgezeichnet zu werden. Der Erzbischoff, welcher Albert den Bischoff von Lüttich einsegnen sollte, fand, als er das Buch aufschlug, welches man ihm, nach der Gewohnheit dieser Zeit reichte, zu Anfang der Seite die Geschichte von der Gefangennehmung und der Enthauptung Johannes des Täufers, und sogleich sagte er dem Albert, er sollte sich gefaßt halten, einstens den Märtirertod zum Dienst Gottes zu leiden. (Du Fresne Gloss ar. in sortes sanctorum, Tom. III. p. 1000. ibid. 1002.)

Wir zweifeln gar nicht, daß dieser Aberglaube, seinen Ursprung von den Römern bekommen habe, die ihn unvermerkt auch denjenigen Völkern mittheilten, die sie überwunden hatten. Wenigstens ist es gewiß, daß sie eine Weissagung hatten, so dieser vollkommen ähnlich war, welche man Sortes Vigilianæ, oder Horatianæ nannte, weil man dabey die Werke dieser beyden Poeten gebrauchte. Spartian erzählt, daß Alexander Severus, als er noch eine blosse Privat-Person gewesen, die Æneide aufgeschlagen, in der Absicht um zu sehen, was ihm in der Zukunft be-

gegnen würde. Der Vers, welcher ihm zuerst vorkam, sagte ihm, er werde einstens Kayser werden:

Tu regere Imperio populos, Romane, memento.

Wir sehen in dem heil. Augustin, daß die Christen schon zu seiner Zeit diesen Kleinigkeiten nachliefen, und dieses ists nach aller Wahrscheinlichkeit, was die Geistlichkeit bewog, die Bibel an die Stelle der heidnischen Bücher zu setzen, welche man zu diesem Gebrauch verwandte. (Virg. Æneid. v. 851. Mehrere ähnliche Exempel finden wir, Wier. de Præstig. Dæm. Lib. II. c. 13. Coufess. lib. IV. cap. 3.)

Es scheinet indessen nicht, daß der heilige Augustin diesen wunderbahren Aberglauben weder gebilligt, noch gelobet habe, wie Gericke c. 8. p. 213. vorgiebt. Dieser Kirchenvater sagt: „Daß die Christen, welche durch die heilige Bücher wahrsagten, ehe zu entschuldigen zu seyn schienen, als diejenigen, welche die Demonen, das heist, die heidnischen Orakel, zu Rath zögen. Aber er füget gleich darauf hinzu, daß ihm die Gewohnheit aus dem Evangelio zu wahrsagen mißfiele, weil das Wort GOttes dem Menschen gegeben ist, ihn zu dem ewigen Leben zu führen, und nicht die eiteln Anschläge und Fälle des Glücks zu regieren." Man sagt zwar, daß der heilige Augustin selbst zu dieser Art zu weissagen, zur Zeit seiner Bekehrung, seine Zuflucht genommen habe, um zu wissen, was er für eine Parthie ergreifen sollte. Allein man würde gewiß diesem grossen Mann Unrecht thun, wenn man von seinen wahren Gedanken

urthei-

urtheilen wollte, weil er solches zu einer Zeit that, wo er kaum anfieng einen Schein der Wahrheit zu erblicken. (August. Epist. ad Januar. 109. cap. 20.)

Aus allem dem, was wir von den verschiedenen Weissagungen, welche bey den Celtischen Völkern gebräuchlich waren, gesagt haben, können wir schliessen, daß Pausanias nicht zu entschuldigen sey, da er geschrieben hat, „daß dieses eine sehr ungewisse Sache sey, ob die Celtische Völker auch nur die Wissenschaft zu wahrsagen gehabt haben. Das Unglück wäre nicht groß gewesen, wenn sie solche nicht gewußt hätten; allein sie waren eben so sehr und noch weit ärger, als irgend ein anderes Volk auf dieselben begierig. Pausanias, welcher den Brennus und seine Gallier als gottlose Menschen ansahe, weil sie in das Treffen gegangen waren, ohne vorher die Wahrsagungen zu Rath gezogen zu haben, sollte sich erst erkundigt haben, ob die That würklich geschehen sey? es sollte ihnen noch weniger ein Verbrechen daraus gemacht haben, daß sie sich bey dieser Gelegenheit keines griechischen Wahrsagers bedient hätten; es ist nicht gewöhnlich einen Feind zu Rath zu ziehen. Die Gallier verwünschten überdies die Religion der Griechen, und hatten Regeln der Wahrsagungen, welche von den andern Völkern ihren ganz verschieden waren. (Confess. Lib. VIII. c. ult. μαντεία. Paus. Choc. XXI. p. 848.)

Wir werden uns bey der Magie der Celtischen Völker nicht so lange aufhalten, als wir es bey ihrem Weissagungen gethan haben, weil wir

wir befürchten den Leser durch die Entwickelung aller dieser Kleinigkeiten zu ermüden. Auf einer Seite ist die Welt in Absicht auf den Gegenstand der Zauberer vollkommen einig, und man zweifelt nicht im geringsten mehr an der Eitelkeit ihrer Kunst. Auf der andern findet man, daß, zu einer Zeit als die Magie am meisten im Schwang gieng, der Kayser Nero Gelegenheit hatte, die Falschheit dieser vermeinten Wissenschaft zu erkennen. Da er nicht damit zufrieden war, eine gänzliche Gewalt über einen ansehnlichen Theil des menschlichen Geschlechts zu führen, so wünschte er noch, den Göttern befehlen zu können, und nach seinem Gutbefinden, ihre Macht zu verwenden. Er versammelte in dieser Absicht zu Rom, die berühmtesten Zauberer auf Erden, und ließ sich in allen Geheimnissen ihrer Kunst einweihen. Nach vielen Versuchen hatte er den Verdruß zu sehen, daß die Zauberer blosse Schwätzer und Betrüger waren, und er gab selbst, ein berühmtes Beyspiel von der Thorheit ihrer Unternehmungen, welche weder die Ordnung der Natur zu verändern, noch einen Lasterhaften gegen die Strafen und Martern, welche die unvermeidliche Strafe des Lasters sind, zu schützen vermögen. (Plin. Histor. Nat. Lib. XXX. c. 2. ibidem.)

Ausser diesen haben wir schon Gelegenheit gehabt, weitläuftig, nicht allein von den Lehren, oder Vorurtheilen, welche zum Grund der Magie der Celten dienten, sondern auch von den grossen und ausserordentlichen Begebenheiten, welche sich die Druiden durch Hülfe ihrer verborgenen Wissenschaft hervorzubringen rühmten, zu reden. Es wird also hier genug seyn, uns

von

von dem Versprechen zu entledigen, das wir gethan haben, einige Proben von den magischen Handlungen der Druiden zu geben. Sie werden dienen zu zeigen, daß die grösten Betrüger öfters diejenigen sind, welche die grösten Dummköpfe finden.

Wir müssen natürlicher Weiße den Anfang mit der Frucht der Eiche machen, welche bey den Galliern in eben so grossem Ansehen stund, als die Alraun-Wurzel, (Mandragora) bey den Juden. Hier ist dasjenige was Plinius, in dem XVIten Buch seiner Natur-Geschichte cap. 44. sagt: „Da ich von der Frucht der Eiche rede, so darf ich nicht vergessen, daß die Gallier ganz ausserordentlich viel darauf halten. Ihre Mager, welche sie Druiden nennen, haben nichts heiligers als die Mistel, und den Baum worauf solche wächst, vornehmlich wann solches eine Eiche ist. Ausser der Mistel, wählen sie noch kleine Gehölze von Eichen, um daselbst ihre Andacht zu verrichten, und bringen kein Opfer, ohne Zweige von diesem Baum zu haben; so daß wenn man dem Nahmen der Druiden eine griechische Abstammung geben wollte, man auch sagen könnte, daß sie ihn von der Eiche erhalten hätten. Uebrigens sehen sich diese Mistel, welche auf den Eichbäumen wächst, als ein Geschenk des Himmels, und als einen Beweiß an, daß der Baum selbst von der Gottheit erwählt worden. Diese Mistel findet man sehr selten, und wenn man sie gefunden hat, so bricht man sie mit vieler Andacht ab. Man wählet vorzüglich zu dieser Ceremonie, den sechsten Tag des Mondes, weil die Gallier auf diesem den Anfang des Monaths, der Jahre und der Se-

cuba

cula setzen, die bey ihnen dreyßig Jahre begreifen. Sie geben zum Grund dieser Gewohnheit an, daß alsdann der Mond schon Kräfte genug habe, ob er gleich noch nicht zur Hälfte seiner Grösse gekommen sey. Der Nahme, welchen die Gallier der Mistel in ihrer Sprache geben, zeigt an, daß solche alle Arten von Krankheiten heile. Man sammlet sie auf folgende Art ein. Wann man unter dem Baum alles zu bereitet hat, was zu einem Opfer und Mahlzeit nöthig ist, so bringt man zwey weisse Ochsen hinzu, die niemahls zur Arbeit gebraucht worden, und da zum erstenmahl gebunden worden. Zu gleicher Zeit steigt ein Priester, der weiß gekleidet ist, auf den Baum, hauet die Mistel mit einer goldenen Sichel ab, und fängt sie in einem weissen Kleide auf. Hierauf schlachtet man die Opferthiere, und während dem Opfer bittet man GOtt, der dieses Geschenk den Menschen gemacht hat, er wolle es ihnen auch heilsam werden lassen. Die Gallier behaupten, daß die Mistel der Eiche, in einem Trank genommen, den unfruchtbaren Weibern und Thieren, die Fruchtbarkeit ertheile, und daß es zugleich ein Gegengift gegen allen Gift und ansteckende Krankheiten sey. So viel ist gewiß, daß die nichtswürdigsten Dinge oft Hauptpuncte der Religion dieser Völker sind. "

[Robur ist eigentlich die Steineiche, eine Art von Eichen, welche nicht so hoch sind, als die gewöhnlichen Eichen, aber dick und krumm. Ihr Holz ist sehr hart und stark, woher sie, wie man sagt, die Lateiner robur genannt haben, Dictionaire de Trevoux. Ich gestehe gerne, daß die fran-

zösische Worte Rouvre und Robuste, von von dem lateinischen robur kommen; allein nichts erweiset, daß robur deswegen ein sehr hartes Holz, mit Ausschliessung aller andern angenommeneu Worten bedeuten müssen. Wird es aus der Griechischen, Hebräischen, Celtischen, und irgend einer andern Sprache, welche es auch seyn mag, (welches doch nicht wahrscheinlich ist) hergeleitet, so wird das Stammwort von robur, stets ein Ausdruck seyn, der seinen Ursprung bloß der gemeinen Rede schuldig ist. Die Worte, wodurch gewisse Dinge angezeigt worden, kommen, ohne Zweiffel von dem Grundsatz her, den eine vernünftige Seele in uns gepflanzet, und der uns mit Werkzeugen versehen hat, welche geschickt sind uns unter einander zu unterhalten; aber dieses ist alles was wir in der Benennung der Dinge wesentliches antreffen können. Das übrige hat sich nach dem Sprach-Gebrauch der Menschen gegeben. Hätten unsere Väter einen solchen Baum, einen Johannes-Beer-Strauch geheissen, so würden wir die nemliche Vorstellung damit verbunden haben, wie mit der Eiche.]

Wir haben anderswo angeführet, daß die Magie eigentlich hier in den Ceremonien bestanden, wodurch die Druiden behaupteten, sich von der Kraft einer Arzeney zu versichern, und sie zu vermehren, welches alle seine Wirksamkeit verlohren hätte, wann es nicht durch die Geistlichen zubereitet und gesegnet wäre. Die Mistel der Eiche, muste an dem Tage des Jahrs

abge-

abgeschnitten werden, der ein groser Festtag bey den Galliern war, und von einem Priester, welcher seine priesterliche Kleidung anhatte. Man muste überdies Acht haben, daß sie die Erde nicht berührte, und daß sie mit keinem eisernen Werkzeug abgeschnitten wurde. Vor allen Dingen muste sie durch Opfer, Gastereyen, Gebete und Gesänge, welche ihr eine wahrhafte bezaubernde Kraft gaben, geheiliget seyn. (Plin. Hist. Nat. XXIV. 4.)

Wir dürffen nicht zweiffeln daß die Druiden, wenn sie die Mistel gesegnet hatten, solche als kostbare Neujahr-Geschenke ausgetheilt haben; und dieses ist, der Wahrscheinlichkeit nach, der Ursprung einer Gewohnheit, die sich an vielen Orten in Gallien erhalten hat, wo die Kinder die Strassen der Stadt am Neujahrs-Tage durchlauffen, und ihr Neujahrs-Geschenk fordern, wobey sie schreyen, Aguilanneuf. (M. Keysler Diss. de Viscо Druidum, p. 506. Furetière Diction. bey dem Wort, Aguilanneuf.)

Herr Keyßler behauptet, daß die Deutschen und auch die Gallier, die Mistel Guthyl nannten. Wir wollen für diese Sache nicht gut seyn; Die Beweise, worauf sich dieser Gelehrte gründet, scheinen nicht entscheidend genug zu seyn. Aber das ist gewiß, wie dieser Schriftsteller bemerkt, daß in dem grösten Theil Deutschlands, das gemeine Volk noch sehr stark für die wunderbare Kraft der Mistel einer Eiche eingenommen ist. Man glaubet nicht allein, daß sie alle Wunden heile, sondern auch noch über dieses, daß ein Mensch, so solche bey sich trägt, gewiß allezeit glücklich auf der Jagd

sey

zu seyn, niemals im Spiel zu verliehren, und in allen seinen Unternehmen Fortgang zu haben. (Keysler, p. 307. die Deutschen heissen le Gui, Mistel, die Engelländer Misteltœ, die Isländer Mistelteirn, die Einwohner von Holstein, Marentaken, das ist, den Zweig der Gespenster, p. 308. 321. Guthyl heist im Deutschen ein gutes Mittel, eine gute Arzeney.)

Die Gallier hatten noch zwey andere Pflanzen, denen sie eine magische Kraft zuschrieben. Plinius redet in folgenden Worten davon: „Das Kraut, welches man Selago heist, gleichet dem Seven-Baum, (Sabina) wovon ich eben geredet habe. Anstatt sie mit einem Messer abzuschneiden, muß man sie mit der rechten Hand abbrechen, und dabey sorgfältig die Hand unter dem Rock verborgen halten. Hierauf muß die linke Hand die Pflanze gegen die rechte zu abreissen, als ob man sie gleichsam stehle. Es muß überdieses derjenige, so dieses Kraut einsammlen soll, weiß gekleidet seyn, blosse Füsse, die sauber gewaschen sind, und zuvor ein Opfer von Brod und Wein gebracht haben. Man hebt das Kraut in weissem Leinwand auf, und die Druiden der Gallier behaupten, man müsse es bey sich tragen, als ein Hülfsmittel gegen alle Arten von Uebeln, uud widrige Zufälle. Sie rathen auch das Räuchern dieses Krauts, als das beste Mittel gegen alle Krankheiten des Auges an. Die nemlichen Druiden nennen Samolus, ein Kraut, welches in den feuchten Gegenden wächst. Sie sagen, man müsse gleichfalls darauf sehen, daß es mit der linken Hand abgebrochen werde, von einem jungen Mann,

der das Haupt gegen die andere Seite drehe. Vermittelst dieser Vorsicht, geben sie es für ein Mittel gegen die Krankheiten der Schweine und Ochsen aus, wenn man es an den Trog befestiget, wo man das Vieh tränkt, ohne es wo anders hinzutragen. (Plin. Hist. Nat. Lib. XXIV. cap. 11. Man hat Ausgaben des Plinii, welche lesen, quia sinistra exuitur, und dann scheinen diese Worte zu bedeuten, daß man dieses Kraut mit der rechten Hand gegen die linke Seite zu abbrechen müsse. Indessen kan es seyn, daß man sich betrügt, weil man diese Worte nicht verstehet, welche dunkel sind, weil sie kurz sind.)

Wir sehen aus diesen Stellen, daß die Druiden sich rühmten, die grösten Wunder zu verrichten, unfruchtbaren Weibern die Fruchtbarkeit zu verschaffen, den Menschen fest zu machen, ihn gegen alle Uebel und Unfälle sicher zu stellen, wenn man gewisse Pflanzen, mit gewissen Ceremonien und magischen Wirkungen einerndte!, wovon allein die Geistlichkeit das Geheimniß besäße. Sie hatten in diesem Stück den nehmlichen Aberglauben mit den Galliern. Ihre Magier rühmten sich auch zukünftige Dinge voraus zu sagen, und selbst die Götter durch Hülfe der zwey Pflanzen zu beschwören, wovon uns Plinius den Nahmen aufbehalten hat. In dieser Schule hatten Pythagoras und Democritus gelernet, was sie die Griechen lehrten, durch Beystand der Kräuter manche zu heilen und Dinge zu bezaubern. Wir dürfen nicht zweifeln, daß die Deutschen den Pflanzen eine ähnliche Kraft zugeschrieben haben. Wir haben oben ein Gesetz des Lothars, des Königs der Lombarden angeführt, vermöge welchem den Kämpfern verbot-

verbotten wurde, irgend eins von den Kräutern bey sich zu tragen, welche zu Uebelthaten dienten, das ist nach der angenommenen Muthmassung dieser Zeit, welche die Kraft hatten, den Menschen unverletzlich zu machen. (Aglaopstoti, Theangelida. Plin. XXIV. 17. Ibid. 17. Nach der Anmerkung des Salmasius (Comment. ad Solin. p. 69.) hat Solinus sehr unrecht, wenn er vorgiebt, daß Democritus die Meynungen der Mager widerlegt habe: Democritus certamina contra Magos habuisse. Solin. cap. 3.)

Um nun auf die Gallier zurück zu kommen, so führen wir ein drittes Werk der Natur an, welchem die Druiden ein ganz ausserordentliche Würkung zuschreiben. Es giebt, sagt Plinius XXIX. cap. 3. eine Art von Eyern, deren die griechischen Schriftsteller gar nicht erwehnen, welche man aber in Gallien sehr hoch hält. Sehr viele Schlangen verstricken und verwickeln sich sehr künstlich, während der grossen Hitze untereinander, da sie sich durch den Geiffer, welcher ihnen aus dem Mund fliesset, und dem Schaum, der ihren ganzen Leib bedecket, zusammen ziehen, so machen sie eine Art von einem Klumpen, den man Anguinum nennet, das heist, ein Schlangen-Ey. Die Druiden sagen, daß die Schlangen ein Ey in die Luft werffen, wobey sie ein Gezische machen, und daß man solches in einem Tuch auffangen müsse, ehe es auf die Erde fällt, die es nicht berühren darf, ohne welches das Ey seine Kraft würde verlohren haben. Sie setzen noch hinzu, daß derjenige, so das Ey aufgehoben hat, in aller Eile davon reiten müsse, weil die Schlangen immer hinter ihm her wären, und ihn verfolgten, biß er einen Fluß zwi-

schen sich und ihnen erreichet hätte. Man behauptet, daß dieses Ey, wenn es gut ist, auf dem Wasser schwimmen und wieder aufsteigen müsse, wenn es auch in Gold eingefaßt würde. Die Mager, welche gewöhnlich listige Leute sind, und die Geschicklichkeit besitzen, ihre Betrügereyen zu verhehlen, befehlen dieses Ey an einem gewissen Tag des Monds aufzuheben, als ob es gleichsam von dem Menschen abhienge, es von den Schlangen zu einer bestimmten Zeit hervorbringen zulassen, um es aufzuheben. Ich habe eines von solchen Eyern gesehen, welches die Druiden sehr lobten. Es hatte die Gestalt eines runden Apfels, von mittelmäßiger Grösse. Seine Schale war voller kleiner Höhlen, welche denen ähnlich waren, die man auf den Aermen des Polypus wahrnimmt. Man versichert daß es für diejenigen einen grossen Nutzen habe, so es bey sich tragen, um ihnen sowohl einen Proceß gewinnen zu helfen, als auch den Zutritt bey den Königen zuwege zu bringen. Diese Meynung ist so falsch, als daß der Kayser Claudius einen römischen Edelmann habe tödten lassen, der aus dem Lande der Voconier gebürtig war, der, so viel wir wissen können, den Todt nicht verschuldet hatte, als weil er, bey Anbringung seiner Klage vor dem Kayser, auf seiner Brust ein solches Ey getragen hatte.

Das Zauber-Feuer, welches die Versammlung die zu Leytine in Henegau ist gehalten worden, anzuzünden verbietet, und welches die Franken mit dem Nahmen Nodfyrs belegen, war auch eine magische Handlung der alten Celten. Es ist um so viel leichter zu erklären, worinnen eigentlich dieser Aberglaube bestanden, da er noch

in

in verschiedenen Gegenden Deutschands sich erhält. Lindenbrog redet noch davon zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts. „ An vielen Orten von Deutschland haben die Bauern die Gewohnheit, an dem Tage des heiligen Johannes, einen Pfosten aus einen Zaun zu reissen, um den sie einen Strick reiben, biß er sich entzünder. Sie unterhalten das Feuer, welches sie heraus bringen, mit Stroh und trocknem Holz, und sammlen die Asche davon, welche sie auf die Hülsenfrüchte tragen, in der Meynung, daß solche ein Mittel gegen die Raupen sind. Sie nennen dieses Feuer Nodfeuer, das heist, ein Feuer so erzwungen ist, (Canon. Synod. Liptinæ habitæ in Capit. Karol. M. & Lud. Imp. Lib V. 2. p. 915. Lindenbr. Gloss. p. 1445.)

[Die eitele Zubereitung ausgenommen, welche vor dieser Handlung vorausgeht, ist das Mittel selbsten gut. Unsere verständige Bauersleute streuen jetzo Asche auf die Hülsenfrüchte und andere Pflanzen, woran die Raupen gekommen sind. Dieses Mittel ist für sehr wirksam erfunden worden. Ohne Zweiffel war es auch zu diesen Zeiten nöthiger, als gegenwärtig, Geheimnisse mit einzumischen, und dem schwachen Landmann, die nützlichsten Mittel zur Verbesserung oder Erhaltung seiner Früchten, angenehm zu machen.]

Gericke, welcher im Jahr 1718. schrieb, versichert cap. 14. p. 70. er habe Bauern gesehen, welche ihr Vieh durch eben dieses Feuer hätten gehen lassen, um solches von einer Krankheit zu heilen, welches mir, wo ich nicht irre,

das St. Antonius Feuer nennen. Dürffen wir dem Hyde glauben, so hatten die Perser einen völlig ähnlichen Aberglauben; sie rieben zwey kleine Rohre gegen einander, biß sie Feuer fiengen, und liesen durch dieses Feuer ihre Kinder gehen, die kein Unglück davon erlitten. (Beaufobre Hist. du Manich. Lib. I. p. 315 322.)

Wir wollen nichts mehr von der Magie der Celten sagen. Das was wir so eben angeführt haben, zeigt zur Genüge, daß sie nicht in zusammengesetzten Worten, Liebes-Tränken, Halsgehängen, oder andern ähnlichen Dingen bestanden. Man brauchte nichts dabey, als blosse Werke der Natur, aber diese musten durch die Günstlinge der Gottheit bezaubert seyn, damit die Geister, welche in diesen Theilen der Materie sich aufhalten, ihnen eine übernatürliche und göttliche Kraft ertheilten. Oefters bestehen selbst die magischen Handlungen der Celten in nichts als in Andachts-Uebungen und Gesängen, wodurch der Aberglaube hofte, diese Geister zu beschwören, und sie auf seinen Nutzen zu ziehen.

[Einige Schriftsteller haben von den Amuleten der Lydier geredet. Allein ausserdem, daß diese Schriftsteller sehr neu sind, können noch überdieses, die Lydier solchen Aberglauben von den Griechen entlehnet haben. (Etym. Mag. pag. 402. Eustath. ad Odyss. XIX. p. 1864.)].

Es müssen die Christen lange Zeit von diesen Nichtswürdigkeiten angesteckt gewesen seyn, sowohl in Spanien, als auch in Gallien und

Deutschland. Man kan davon aus der grossen Menge der Gesetze und der Capitularien und Canonen schliessen, welche die Magie, die Mager und diejenige, so zu ihrer Kunst ihre Zuflucht nehmen, verurtheilen. Unter denen Gesetzen der Visigothen, ist eines von dem König Chindasvinthe befindlich, worinnen die Mager, welche den Hagel auf die Weinberge und auf die Erndten durch ihre Zaubereyen ziehen, zum Staubbesen verurtheilt werden. Der Gesetzgeber nahm also an, daß solches möglich sey, und daß es sich zuweilen zutrage. Wir dürfen uns nicht wundern, daß er in diesem Vorurtheil steckte, welches bey seiner Nation sehr alt war. Der heilige Agobard, welcher ohngefähr zweyhundert Jahr jünger ist, erzählt, daß dieses eine allgemein angenommene Meynung in seinem Lande sey, daß es Leute gebe, welche nach ihrem Gutdünken über Hagel und Donner gebieten könnten. (Leg. Visigoth. Lib. V. Tit. II. Leg. I. p. 38. Du Fresne Glossar. in voce Caragus & Tempestarii Leg. Visig. Lib. V. Tit. II. Leg. 3. p. 125. siehe auch Leg. 4. und 5.)

Der Aberglaube, wovon wir bisher geredet haben, war allen Celtischen Völkern gemein. Man findet aber auch noch einen solchen, der gewissen Völkern besonders eigen war. Posidonius sagt, zum Exempel, von den Mysiern, welche ein Thracisches oder Getisches Volk waren, deren Landschaft sich von der Donau bis an den Berg Hœmus erstreckte: „Es giebt Mysier, welche sich aus einem Religionsgrund alles dessen, was Leben hat enthalten, und folglich auch des Fleisches der Thiere. Sie bringen ihr Leben in einer völligen Unthätigkeit zu, und

leben von nichts als von Milch, Honig und Käsen. Man heisset sie aus diesem Grund die Andächtigen, und Dunst-Verschlucker. Es giebt auch Thracier, welche ihr Leben in ehelosen Stand zubringen. Diese Leute, welche man Etliches heisset, werden, wie die Heiligen, verehrt, und geniessen eine völlige Freyheit von allen weltlichen Geschäften. Sie heissen auch Abii, (Ἄβιοι) weil sie keine Weiber haben, und weil ein Mann welcher sein Leben im Wittwerstand, das heist, im ehelosen Stand zubringt, so zu reden nur ein halbes Leben hat. (Agobard. lib. contra insulsam opinionem vulgi, de grandine & tonitruis. Tom. I. p. 145. Baluz. de Agobard. p. 68. Strabo L. VII. p. 276.)

Strabo hält sich mit Recht über diese Wort-Erklärung auf, und siehet zugleich, was Posidonius von dem ehelosen Stand einiger Thracier erzählet, als eine Fabel an. Er gründet sich auf diese zwey Ursachen. Die erstere ist, weil man nichts dergleichen weder bey den Thraciern noch bey den Geten sehe, die, anstatt sich der Weiber zu enthalten, denjenigen als einen armseeligen Mann ansähen, der ihrer nicht vier oder fünf hätte. Dieser Grund ist gut, wenn man annimmt, daß Strabo besser als Posidonius, von der Sache unterrichtet gewesen, und daß er, nach genauer Untersuchung gefunden hat, daß man in ganz Thracien keine Mönche gehabt habe. Obgleich im übrigen die Thracier gewöhnlich vier oder fünf Weiber nahmen, so war es doch nichts unmögliches, daß man bey dieser Nation Feinde des Ehestandes (Misogamos) gefunden, welche das Mönchsleben wählten. Die Vielweiberey war bey den

Ju-

Juden erlaubt, nichts destoweniger, hatten sie Mönche, so gut als die Türken noch heut zu Tage solche haben.

Die andere Ursache, welche Strabo angeführet hat, dasjenige zu widerlegen was Posidonius von dem ehelosen Stand einiger Thracier gesagt hat, ist, daß die Geten viele Feste, Opfer und Ceremonien hatten, und daß die Manns-Personen von den Weibern gewöhnlich zu diesem Aberglauben gebracht worden, daher es nicht möglich sey, daß ein Mann, der in den ehelosen Stand lebe, jemals fromm oder übermäßig aberglaubisch seyn könnte. Dieses ist eine Anmerkung, gegen welche die Mönche grosses Geschrey machen, und die ein critischer Geist dem Strabo nicht verzeihen kan. (Strabo VII. 296. 297.)

Indessen sind wir in grosser Versuchung zu glauben, daß Posidonius Recht habe Wir sehen schon aus dem Euripides, daß diejenigen, welche der Lehre des Orpheus ergeben waren, sich nicht verheuratheten, und sich von allem dem enthielten, was Leben hatte. Die Lehre des Orpheus bedeutet hier den Aberglauben, der von den Thraciern zu den Griechen übergangen ist. (Cariped. Hyppolyh. V. 952.)

Ausser diesem Beweiß, welcher seine Stärke behält, führt Josephus noch einen andern an, der zum Vortheil des Posidonii entscheidend ist. Nachdem er von den Essenern geredet hatte, welche weder Weiber noch Hausgenossen hatten, und welche miteinander in Gemeinschafft lebten, so fügt er hinzu, daß ihre

Art zu leben, bey nahe die nemliche sey, welche diejenige beobachten, die man bey den Dacieru Plistes nannte. (Josephi Antiquid. lib. XVIII. cap. 1. § 5, p. 794. Edit. Hudson. Die andern Ausgaben und Handschrifften lesen πλεισοις die Verbesserung in πελιγαις ist von Joseph. Scaliger.)

Es ist offenbahr, daß die Plistes des Josephi und die Ctistes des Strabeo einerley sind, und daß der Nahme in einem oder dem andern von diesen Schriftstellern falsch geschrieben sey. Dieses waren die Anachoreten, die, nach dem Exempel der Therapeuten und Essener sich von dem Gewerbe der Welt los rissen, um zu demjenigen Zeit zu haben, was man ein beschauliches Leben nannte. (Vita comtemplativa.) Scaliger, der diese beyde Nahmen aufbehalten hat, behauptet, daß sie von den Griechen κτισαι, Conditores oder πολισται, Cives genannt worden, weil sie Häuser baueten, und in Städten oder Dörfern wohnten, da die andern Thracier im Gegentheil ein herumschweifendes Leben führten, und keine andere Wohnung als ihre Wagen hätten. Es ist uns leyd, daß wir die Meynung dieses grosen Mannes nicht billigen können. Posidonius und Josephus geben deutlich genug zu verstehen, daß in ihrer Landes-Sprache und nicht im Griechischen diese Mönche Ctistes oder Plistes genannt worden sind. Ihr wahrer Nahme ist wahrscheinlicher Weise Plistes gewesen, und wir muthmasen, daß man sie also geheisen habe, weil sie sich die Heiligthümer des Gottes Pleist oder Pleistes zu ihrem Aufenthalt gewählet haben, von welchem Herodotus als von einer Gottheit Erwähnung thut,

welcher die Thracier Menschenopfer schlachteten. (Jos. Scaliger Elenth. Frihæres. p. 434. Seine Muthmasung bestättiget Colomies, in den not. ad Thom. Brunonis Dith. de Therapeutis p. 182. und Hudson not. ad locum Josephi supr. cit.)

Wir dürfen also gar nicht zweifeln, daß es würklich in Thracien und den benachbarten Ländern, Leute gegeben habe, welche ihr Leben in einem ehelosen Stand aus einem Bewegungs-Grund der Religion zugebracht haben. Aber wir müssen zugleich gestehen, daß der Ursprung dieses Aberglaubens bey den Celtischen Völkern nicht darf gesucht werden. Den Thraciern war es besonders eigen, und den übrigen Celten unbekannt. Anstatt, daß die Deutschen den ehelosen Stand billigen sollten, sahen sie ihn vielmehr als einen strafwürdigen Stand an, wenn er freywillig war. Ein Mann, der nach dem funfzigsten Jahr starb, ohne verheyrathet gewesen zu seyn, verlohr das Recht und die Krafft ein Testament zu machen, und wenn er wegen seiner Güter eine testamentliche Verordnung gemacht hatte, so achtete man solche gar nicht. Seine väterliche Güter fielen auf die Verwandten zurück, und sein erworbenes Vermögen fiel der Schatzkammern heim. Dieses Gesetz erstreckte sich sogar auf die Wittwer und Wittweiber, welche, wann sie noch im Stand waren, Kinder zu zeugen, eine gewisse Zeit verstreichen liesen, ohne sich zu verheyrathen. (Dieses nannte man Jus Hagestolziatus Schottelnis cap. 1. Gerike cap. 1.)

Die christliche Geistlichkeit glaubte gute Gründe zu haben, dieses Gesetz abzuschaffen, oder

oder wenigstens von sich an denen Orten, wo man vor gut befunden es gelten zu lassen, eine Ausnahme zu machen, Daher dürfen wir uns nicht wundern, daß es gegenwärtig nicht mehr im Gang ist, als nur in einigen wenigen Ländern, als z. E. in dem Braunschweigischen und in einigen Gegenden von der Pfalz. (Schottelius. p. 10.)

Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß es unter den alten Galliern Leute gegeben habe, welche in dem ehelosen Stand lebten. Pomponius Mela redet zwar wirklich von einem Heyligthum, welches man auf der Insel Sage antreffe, davon die Priesterinnen, deren an der Zahl neune wären, sich Gott durch ein Gelübde einer beständigen Jungfrauschaft heiligten. Allein Strabo, dessen Zeugniß ein ganz anderes Gewicht hat, versichert, daß sie verheyrathet gewesen, und daß sie ihre Männer auf dem vesten Land gegen ihnen über aufsuchen müsten, weil den Mannspersonen der Zutritt auf der Insel und in dem Heiligthum verboten gewesen.

Es ist zwar wahr, daß Spartianus, da er von dem Pescenius Niger redet, sagt, daß als er in Gallien gewesen, ihm durch übereinstimmende Stimme des Volks aufgetragen worden sey, einem Opfer vorzustehen, zu welchem man gemeiniglich die keuschesten Personen wählte. Aber ausser dem, daß die Römer die Keuschheit dem Ehebruch und der Unreinigkeit und nicht dem Ehestand, entgegen setzten, müssen wir auch noch zugeben, daß zur Zeit des Pescenius die Gallier mit fremdem Aberglauben angesteckt waren. (Spartian. Pescen. p. 656.

Uebrigens ist es ausgemacht, wie wir zu zeigen Gelegenheit hatten, daß die Druiden verheyrathet waren, und daß ihre Weiber die priesterlichen Verrichtungen mit ihnen theilten. So viel wir uns entsinnen können, war die Diana Taurica die einzige, welche ein Jungfrau zur Priesterinn hatte. In Ansehung der Enthaltung von gewissem Fleisch müssen wir gestehen, daß wir einige Spuren davon unter den Celtischen Völkern finden. Zum Exempel Julius Cäsar versichert, daß es ein Haupt-Verbrechen bey den Einwohnern von Großbrittanien sey, Haasen, Hühner und Gänse zu essen. Die Scythen, welche dem Herodoto bekannt waren, assen auch kein Schweinenfleisch, wovor die Gallater auch einen Abscheu haben. Strabo, der sich über das aufhält, was Posidonius von der grosen Vorstellung sagt, welche sich die Mysier von dem Mönchs Leben machten, bekennet, daß es Thracier und Mysier gebe, welche gar kein Fleisch von Thieren äßen. Der Erdbeschreiber Scymnus von Chios versichert, wenn er von den nemlichen Völkern redet, sie trieben die Frömmigkeit so hoch, daß sie sich ein Gewissen machten, Thiere zu tödten. Dieser Aberglaube fand auch seine Anhänger in Griechenland, wo man ihn als einen Theil von der Lehre des Orpheus ansah. Man weiß auch noch, daß in Persien, ein Orden der Mager gewesen, welche von nichts als Brod, Käß und Hülsen-Früchten lebten. (Cæsar. V. 12. Herodot. IV. 64. Pausan. Achaic. pag. 223. Edit. Xilandri. Scymnus Chius, pag. 378. Euripides führet einen Chor ein, indem er zum Minos sagt, Factus sum mysta Jovis Idæi &c. Der nemliche Dichter führt den Theseus an, der zu

seinem Sohn sagt: Gloriare nunc & esu inanimatorum cibis cauponare &c. Euriped. Hypolit. V. 52. Hieronum. contra Jovianum lib. II. Diogen. Lact. Proœm. p. 6. Edit. lasanb.)

Uebrigens würde es sehr schwer fallen, in der Religion der Scythisch- und Celtischen Völker, irgend eine Lehre zu finden, die gerade zu oder neben her diese Schwierigkeiten, wovon wir geredet haben, auflöfete. Da sie Götter anbeteten, welche ein Vergnügen am Blut :und Morden hatten, welche durch Opfer aller Arten befriedigt und zu Rath gezogen seyn wollten, und welche alles auf das Strengste nahmen, wie konnten sie sich überreden, daß der Mensch den Göttern angenehm wären, wenn er sich enthielte Thiere zu tödten und ihr Fleisch zu essen?

Wir zweifeln daher nicht, daß dieses oft fremde Andachtsübungen gewesen sind. Wer fleißig nachsucht, wird finden, daß sie ursprünglich aus Egypten gekommen sind. Da man behauptet, daß Zamolxis und Dicenens daselbst studiret haben, so kann es ganz wohl seyn, daß sie fremden Aberglauben von da in ihr Vaterland gebracht haben. Es ist ausserdem zuverläßig gewiß, daß die Egyptier, an den Seiten des schwarzen Meeres und bis nach Mingrelien neue Wohnplätze angerichtet haben. Allein, wie hat der nehmliche Aberglaube, wenigstens zum Theil, sich bis nach Großbrittanien verbreiten können? Dieses können wir nicht errathen.

Im Grund, muß man nicht sogleich schliessen, daß ein ausserordentlicher, und wenn man

so

so sagen will, ein närrischer Gebrauch, der zweyen Nationen gemein ist, von einer auf die andere gekommen sey. Die vernünftige Anordnungen sind gewöhnlich mehrern Völkern gemein; weil die Menschen alle Theil an der Vernunft haben, so ziehen sie solche öfters zu Rath, und befolgen sie. Aber weil die Menschen auch oft sehr geneigt sind, gegen die Vernunft zu handeln, und sich auf tausend verschiedene Arten ihr zu entziehen, so ist es nichts unmögliches, daß diejenigen selbst, welche auf Erscheinungen achten, sich oft einander begegnen.

Wir könnten hier die Abhandlung von den Celtischen Völkern schliessen, wann wir nicht versprochen hätten, eine kurze Nachricht von ihren berühmtesten Philosophen zu liefern, und einige Anmerkungen, wie diese Völker das Christenthum angenommen haben, mitzutheilen. Wir werden daher diese Materien in denen zwey folgenden Hauptstücken kürzlich abhandeln.

****

Siebendes Hauptstück.

Von den berühmtesten Philosophen der Celten.

Unter allen Scythischen und Celtischen Philosophen, die ihre Nahmen auf die Nachkommenschaft fortgepflanzet haben, ist Orpheus ohne allen Widerspruch der allerälteste. Sein Alterthum erlaubt nicht, daß wir uns schmeicheln können, etwas wahres oder zuverläßige

von

von ihm zu sagen. Die Griechen bekamen die Buchstaben weit später als man gemeiniglich glaubt. Ihr erster Geschichtschreiber war Pherecides von Scyros, dessen Geburt man in die XLVste Olympiade setzt. Setzet man nun voraus, daß er in dem 36. oder 37sten Jahr seines Alters angefangen habe zu schreiben, so wird man von da an, bis auf die Zeit des Orpheus, wenigstens 650. Jahr haben.

[Nach dieser angenommenen Meynung ist Pherecides, im ersten Jahr der XLVsten Olympiade gebohren, welche in das 4114te Jahr der Julianischen Zeitrechnung fällt, und würde also im 4150sten Jahr der nehmlichen Zeitrechnung geschrieben haben; Orpheus aber lebte im Jahr 3500. der J. Z. ein Geschlechts-Alter vor der Eroberung von Troja welches im Jahr 3530. eingenommen worden.]

Weil alles was Pherecides, und die nachfolgende Geschichtschreiber, von dem Orpheus geschrieben haben, blos auf einer mündlichen Erzählung beruhet, welche auf mehr als sechs Seculа hinaus lauft, so darf man sich nicht wundern, wenn man in der Geschichte dieses Philosophen, nicht nur viel dunkeles und ungewisses, sondern auch viele lächerliche Fabeln und handgreifliche Widersprüche antrifft. Das ist ein wesentliches Stück solcher Erzählungen, immer schlechter und verdorbener zu werden, je mehr sie sich von ihrer Quelle entfernen. Es ist dieses ein beynahe unvermeidliches Uebel, wegen der Schwachheit des Gedächtnisses. Dieses ist selten so getreu, daß es die Thaten, welche von

vielen

vielen Umständen begleitet werden, erzählet, ohne etwas hinzu zu thun oder aus zu lassen.

Ausserdem dürfen wir nicht zweifeln, daß die Dichter, welche diese Erzählungen sammleten, um sie zu Gegenständen ihrer Gesänge, wovon wir reden, zu machen, die Charaktere der berühmten Männer nicht sollten übertrieben haben, deren Lob sie besungen. Dieses gefiel dem Volk, welches immer das erhabene und wunderbahre auf Unkosten der Wahrheit liebet.

Diesem allem ohnerachtet wagen wir uns nicht daraus zu schliessen, wie es einige gethan haben, daß Orpheus niemals gelebet habe. So viel ist gewiß, daß die Griechen von den Thraciern sehr viele Geheimnisse nebst ihren andächtigen Religions-Gebrauch, und deren Anordnung man zuversichtlich dem Orpheus zuschriebe, bekommen haben. Wir können also gar nicht zweifeln, daß die Thracier nicht einen Philosophen dieses Nahmens sollten gehabt haben, und daß das grosse Ansehen, das er sich bey seinem Volke erworben hatte, nicht nach und nach seinen Nahmen und seine Lehrsätze auf die benachbarte Völker verbreitet habe. Sollte man aber unter dieser erstaunlichen Menge von Fabeln, welche man in Ansehung des Orpheus ausgebreitet hat, gar nichts zuverläßiges, oder doch wenigstens etwas wahrscheinliches antreffen?

Orpheus war seiner Geburt nach ein Thracier. Die Dichter und Geschichtschreiber sind hierinnen beynahe alle einig; aber sie sind es nicht, weder in Ansehung des Orts seiner Geburt, noch des Volks, von dem er abstamme.

Die Odrysier, Sithonier, Ciconier und Bisalter rühmten sich alle, ihn zum Landsmann zu haben, und stritten unter einander über das Vaterland des Orpheus, wie die Griechen über das Vaterland des Homers. Diese verschiedene Meynungen haben kein Gewicht, und wir wollen gleich sehen, was Gelegenheit dazu kan gegeben haben. (Diod. Sic. III. p. 139. IV. 162. Æm. Alex. Strom. Lib. I. cap. 15. p. 354.)

Einige sagen, daß Orpheus aus Macedonien gewesen wäre, weil die Macedonische Könige in der Folge Thracien erobert haben, welches eine Provinz des Philippus und seiner Nachfolger geworden. Suidas, welcher alles ohne einige Wahl und Untersuchung erzählet, was von dem Orpheus geschrieben worden, führet einen Schriftsteller an, der ihm Arcadien zum Geburtsort gab. (Max. Tyr. Diss. XXI. p. 251. Die Odrysier wohnten längst dem Ebrus. Plin. Hist. Nat. IV. 11. Sie wurden hierauf Herrn von ganz Thracien. Ihr Land erstreckte sich zur Zeit des Thucydides, von dem Thracischen Bosphorus bis an den Strimus, nach ihrer Länge, und der Breite nach, von Abdera bis an die Donau. Thucyd. Lib. II. cap. 95. p. 142. Bochart. Georg. Sacr. Lib. III. cap. 2. pag. 173. Plin. Hist. Nat. Lib. IV. cap. 11. Solin. cap. 10. p. 20. Diod. Sic. V. 237.)

Diejenigen, die die Stadt Lebethra oder die Burg Pimplea, zum Geburtsort des Orpheus gemacht haben, dachten nicht über diese Sache nach, ehe sie diese Meynung angenommen haben. Die Thracier waren zur Zeit dieses Weltweisen nomadische Völker, und es dauerte

viele

viele Jahrhunderte, ehe sie eine festgesetzte Wohnung hatten, ehe man bey ihnen weder eine Stadt, noch Dorf fand. Also ist es weit wahrscheinlicher, daß die Nahmen Lebethra und Pimplea, ein Gebirge anzeigten, oder eine Quelle, an denen dieser grosse Mann das Tageslicht erblickt habe. (Tzetz ad Lycoph. p. 49. Suidas in Orph. Fragment. Strabon. Lib. VII. p. 10. Apollon. Argon. Lib. I. p. 3. Schol. Apoll. ad h. l. Maximus Tyrius giebt dem Orpheus den Berg Pangeus zum Geburtsort.)

Uebrigens ist es nichts unmögliches, daß die verschiedene Völker, die wir nahmhaft gemacht haben, da sie beständig von einem Lande in das andere zogen, nach und nach die Gegend eingenommen haben, wo Orpheus gebohren worden. Dieses ist vielleicht der Grund, warum sie ihn alle in ihrem Vaterlande gebohren werden liessen. Die Zeit, in welcher Orpheus in Ansehen stunde, ist durch die Dichter und Geschichtschreiber deutlich genug bestimmt. Er war ein Schüler des nemlichen Linus, welcher den Herkules in der Music unterrichtete. Er war bey der Unternehmung der Argonauten. Er lebte folglich ein oder zwey Geschlechts-Alter, vor der Belagerung von Troya. (Diod. Sic. III. p. 140. Euseb. Præparat. Ev. Lib. X. cap. 2. & Elem. Alex. ex Tatian. Orat. ad Græcos Strom. Lib. I. p. 397. Eusebius sagt, daß Orpheus zur Zeit des Gideons, das ist, 87 Jahr vor der Eroberung von Troya gelebt habe, die er in das 334ste Jahr nach Abraham setzt. Euseb. Chronic. Græc. p. 123. Ausserdem macht Apollodorus den Linus zum Bruder des Orpheus. Apollod. L. I. p. 5. & Lib. II. p. 83. Apollon.

Archon. Lib. I. pag. 3. Diod. Sic. Lib. IV. p. 162.)

Einige Schriftsteller behaupten dem ohnerachtet, daß Orpheus eilf Geschlechts-Alter, vor diesem berühmten Zeitpunkt in der Geschichte, gelebet habe. Sie würden Recht haben, wenn es ausgemacht wäre, daß die Lehre des Orpheus, durch den Eumolpus zur Zeit, als Erechteus zu Athen regierte, nach Griechenland gebracht worden sey, das heist, mehr als 200. Jahr vor der Belagerung von Troya; allein die ganze griechische Geschichte, welche über diese berühmte Belagerung hinaus gehet, ist so fabelhaft, daß wir nicht glauben uns dabey aufhalten zu dörfen. Wir werden überdas sogleich sehen, daß die andern Geschichtschreiber, diesen Eumolpus oder seinen Sohn Museus, zum Zeitgenossen des Hercules machen. (Schol. ad Apollon. Argum. p. 3. Eustath. ad Iliad. II. v. 846. p. 359.)

[Da Suidas, ohne alle Wahl, alles zusammen gerafft hat, was die Alten von dem Orpheus erzählt hatten, so darf man sich nicht wundern, daß dasjenige, was er von diesem Philosophen sagt, nichts als ein kahles Gewebe von Widersprüchen ist. Wir wollen einige davon, welche besonders auffallend sind, anführen. Orpheus war ein Schüler des Linus, und lebte eilf Menschenalter vor der Belagerung von Troya. Diese Schwierigkeit zu heben, läst man den Orpheus neun biß zehen Menschenalter durchleben: Die Folge daraus würde seyn, daß Orpheus, im 225sten oder 275sten Jahr zum Linus in

die

die Schule würde gegangen seyn. Auf der andern Seite ist Orpheus älter als die Belagerung von Troya: aber er ist nur zwey Menschen Alter jünger als Homer der Dichter, der in der Zahl der Jonischen Griechen war, welche sich in Asien festgesetzt hatten, wo sie nicht eher hinkamen, als im Jahr 3671. der Julianischen Zeitrechnung; das heist 141. Jahr nach der Eroberung von Troya. Endlich ist der Tod des Codrus des letzten Königs der Athenienser, mehr als ein Jahrhundert nach der Einnahme von Troya erfolgt, und Orpheus lebte doch unter den Richtern der Juden, nach Abschaffung des Königreichs der Athenienser.]

Um auf den Orpheus wieder zurück zu kommen, so kan man sagen, daß er ein Sohn des Oagers, eines Thraciers, und der Muse Calliope gewesen; das heist so viel, daß die mündlichen Nachrichten, zwar den Nahmen seines Vaters, aber nicht seiner Mutter aufbehalten haben. So bald die Alten den Vater oder die Mutter der ansehnlichen Leute, deren Lob sie erhoben, nicht kannten, so setzten sie stets eine Gottheit, einen Genius, eine Nymphe, oder eine Muse, an ihre Stelle. Die Beyspiele davon sind häuffig in der griechischen Geschichte anzutreffen. (Apollon. Augon. Lib. I. pag. 3. Andere aber sagen, er wäre ein Sohn der Muse Polymnia gewesen.)

Wir getrauen uns nicht vor gewiß zu bestimmen, daß der Nahme, Orpheus, der eigentliche Nahme unsers Philosophen gewesen. Da

die Griechen verschiedenen Thracischen Philosophen, die ihr Land durchreist hatten, den Nahmen Eumolpus, welches einen guten Tonkünstler bedeutet, gegeben haben, weil sie von dem Reiz der Melodie ihrer Gesänge, worinnen diese Philosophen ihre Lehren vortrugen, eingenommen waren, so ist es nicht unmöglich, daß die Thracier, den Nahmen Orpheus ihm auf eben die Art beygelegt haben, einen Nahmen, der von dem Instrument entlehnet war, womit er seine Gesänge begleitete, und das sie, in ihrer Sprache, Harff oder Horff nannten. Diese Wort-Erklärung scheinet wenigstens weit natürlicher, als des Voßius seine, welcher den Nahmen Orpheus von einem phönicischen oder arabischen Wort Ariph, das einen Gelehrten bedeutet, herleitet. (Das Instrument, worauf die Barden ihre Gesänge spielten, war eine Harffe. Fortunat. Lib. VII. Carm. 8. Siehe auch Glossaire de Duchesne bey dem Wort Harpa. Die Deutschen nennen es Harffe, der Britte nennt es Harpe, die Thracier sagten Horff, eben so wie sie Troken für Treken, Trokmeni an statt Trekmanner aussprachen. Voss. de Poetis, cap. XIII. §. 3.)

Man behauptet, daß das Verlangen seine Einsichten zu erweitern, bey dem Orpheus den Vorsatz erzeugt habe, fremde Länder zu sehen, und daß er nicht allein nach Griechenland, sondern auch nach Egypten gegangen sey, wo alle Wissenschaften zu seiner Zeit in blühenden Zustand waren. Hierinnen wich er von der Gewohnheit der Celtischen Philosophen ab, welche niemahls aus ihrem Lande giengen, und

welche

welche alle fremde Vorstellungen in Absicht auf die Religion sowohl, als auch in Absicht auf die Philosophie verabscheueten. (Diod., Sic. I. p. 44. 60. IV. 162.)

Indessen können wir dasjenige, was man von den Reisen des Orpheus sagt, um so viel weniger leugnen, da man in seinen Lehrsätzen verschiedenen Aberglauben findet, welcher offenbar aus Egyptenland stammt; allein, weil die Egyptier in dem Königreiche Colchos Wohnplätze hatten, wo die Archonauten anlandeten, und weil die Egyptische Schiffe an den Gränzen des Landes, wo dieser Philosoph lehrte, ab- und zuführen, so ist es wahrscheinlich, daß er dadurch die Religion dieses Volks habe können kennen lernen, ohne daß er nöthig gehabt hätte, aus seinem Vaterland wegzugehen, oder wenigstens ohne sich von dem schwarzen Meere zu entfernen. Es ist also ohne den geringsten Grund, daß man ihm eine lange Reise gegen die Gewohnheit seiner Landsleute, hat unternehmen lassen.

Dem sey nun wie ihm wolle, da Orpheus in sein Vaterland zurück kam, so warf er sich zum Lehrer seiner Landsleute auf, und wurde zu gleicher Zeit Weltweisser, Dichter, Tonkünstler, Priester, Wahrsager und Mager. Die Druiden vereinigten in der That in ihrer Person, alle diese verschiedenen Eigenschaften. Es hindert uns also nichts, solche auch dem Orpheus zu zu gestehen. Seine Lehrart glich vollkommen der Lehrart der Celtischen Philosophen. Er ertheilte seinen Landsleuten seinen Unterricht auf hohen Gebürgen und in Wäldern, an wel-

chen Orten die alten Einwohner von Thracien und ganz Europa, ihre Heiligthümer zu errichten pflegten. Ueberdieß trug er seine Lehrsätze in Versen vor, welche er vor seinen Zuhörern absung, und die er mit seiner Harffe, nach der Gewohnheit dieser Zeiten begleitete. Dieses ist der Ursprung von der übertriebenen Erzählung oder Fabel, die man von ihm erdichtet hat. Es hörten und folgten ihm, sagt man, nicht allein die wilden Thiere, sondern sogar die Bäume und Steine. (Bey dem Opfer, welches die Argonauten der Rhea brachten, ist Orpheus als Priester vorgestellt, welcher diese Feyerlichkeit anordnete. Apollon. Argon. Lib. I. p. 118. Im Virgil heist er, der Thracische Priester. Æneid. Lib. VI. v. 645. Solin. cap. 15. Virg. Eclog. VI. v. 30. Serv. ad h. l. p. 31. Pompon. Mela, Lib. II. cap. 2. p. 42. Weil er seine Gesänge mit der Harffe begleitete, so schrieb man ihm die Erfindung der Cither zu. Plin. VII. 56. Max. Tyr. Diss. XXI. p. 251. Horat. Carm. Lib. I. Od. 12.

Orpheus hat nichts geschrieben. Die Kunst, seine Gedanken dauerhaft zu erhalten, war zu seiner Zeit, sowohl bey den Thraciern, als in ganz Europa, unbekannt. Man muß aber nicht daraus schliessen, wie Androtion gethan hat, den Ælian. Var. Hist. Lib. VIII. cap. 6. anführt, daß Orpheus kein Philosoph gewesen wäre; aber so viel erhellet zum wenigsten daraus, daß die verschiedene Werke, welche ehemahls unter seinem Nahmen herum liefen, alle untergeschoben sind. Die Hochachtung, welche die Griechen, viele Jahrhunderte durch gegen das Andenken dieses grossen Manns behielten, und die

grosse

grosse Begierde, mit welcher sie alles annahmen, was man ihnen als eine Lehre des Orpheus vorbrachte, trieb eine Menge Weltweisen und Dichter, welche die Welt mit ihren Meynungen erfüllen wollten, und ihre Werke in Gang zu bringen suchten, an, solche unter dem Nahmen des Orpheus bekannt zu machen. Unter diese Zahl gehören Onomacritus von Athen, Jon der Tragödien-Schreiber, Theognetes der Thessalier, Cecrops der Pythagoräer, Timocles von Syracus, Pergines von Mileto, und verschiedene andere, deren Nahmen man beym Suidas unter dem Wort: Orpheus, finden kan.

Alles, was uns von diesen untergeschobenen Stücken, unter dem Nahmen des Orpheus übrig ist, sind die Argonautica, einige Hymnen, und eine Abhandlung von der Eigenschaft gewisser kostbarer Steine. Wir können diesen noch die zerstümmelte Werke von den vermeynten Hymnen des Orphens hinzufügen, welche man hin und wieder bey den Alten findet, und welche Heinrich Stephanus mit grosser Sorgfalt zusammen gesucht hat. Diese Stücke sind mehr als zureichend, zu erweisen, daß man keine Ursache habe, die Bücher zu verlangen, woraus sie gezogen worden. (Orphei Argonautica, Hymni, & de lapidibus, cruante Andr. Christ. Eschenbachio. Trajecti ad Rhenum, 1689. Poësis Philosophica, vel saltem reliquiæ Poësis Empedoclis, Parmenidis, Xenophanis, Timonis, Epicharmi, adjuncta sunt Orphei Carmina, 1573.)

Wenn auch alle diese Werke noch heut zu Tag vorhanden wären, so dürfte man die Lehre des Orpheus doch nicht darinnen suchen.

Die Schriftsteller, welche sich unter seinem Nahmen versteckt haben, stellen darinnen ihre eigene Meynungen, und nicht die Lehre unsers Philosophen, vor. Man findet darinnen, die Lehre des Pythagoras, die Hauptsätze der Stoiker, und so gar der Juden nnd Christen, weil man in diesen sämtlichen verschiedenen Werken unter dem Nahmen des Orpheus gearbeitet hatte. Auch die Hymnen, so man ihm zuschrieb, enthielten bey nahe, die ganze Mythologie der Griechen, so daß auch Diogenes Laertius, vorausgesetzt, daß sie in der That von ihm seyen, Recht hatte, den Schluß zu machen: „daß dieser Mann nicht verdiene in die Zahl der Weltweisen gesetzt zu werden, weil er den Göttern die Schwachheiten und Laster der Menschen zuschriebe. (Suidas in Orpheo. Diog. Laert. Proem. pag. 5.)

Das einzige Mittel, die wahren Gedanken des Orpheus in etwas zu erkennen, ist also, daß man die alten Erzählungen zu Rathe ziehe, und wann es möglich ist entdecke, worinnen die Lehren und gottesdienlichen Handlungen bestanden haben, welche aus Thrakien nach Griechenland unter dem Nahmen, einer Lehre des Orpheus, gekommen sind. Wir wollen sehen, ob wir, wenn wir diesen Weg befolgen, etwas sagen können, das, wo nicht gewiß, doch wenigstens in Absicht auf die Meynungen unsers Philosophen wahrscheinlich ist. Pausanias, nachdem er die Fabeln, welche man vom Orpheus erzählte, widerlegt hat, setzt Bœot. XXX. pag. 768. hinzu: „Er glaube daß dieser Mann, durch seine gute Verse alle vorhergehende Dichter übertroffen, und sich dadurch ein grosses

Anse-

Ansehen erworben habe, weil er, wie man glaubte, die göttliche Geheimnisse, die Mittel, die Verbrechen auszusöhnen, Krankheiten zu heilen und die Götter zu versöhnen, erfunden habe." Allein Pausanias hätte sagen sollen, nicht daß Orpheus die göttliche Geheimnisse erfunden, sondern daß er den Griechen die Geheimnisse der Thracier mitgetheilt habe. In der That hatten die Griechen und Thracier bis dahin nicht ohne Religion gelebet, aber unser Philosop und seine Schüler, brachten die Lehre und Gebräuche ihrer Nation nach Griechenland, wo diese Geheimnisse von den Griechen günstig aufgenommen wurden, weil man ihnen eine ganz ausserordentliche Kraft zuschriebe. Die grosse Menge von Leuten, welche sich dazu einweihen liessen, war Ursache, daß die Griechen sich nach und nach daran gewöhnten, den Dienst der Götter, und vorzüglich die übertriebene Andacht, welche in Aberglauben ausartete, unter dem Nahmen θρησκεύειν, welches so viel sagt, als den Thraciern nachahmen, zu beschreiben. (Plutarch. Alex. Lom. I. p. 665. Suidas Tom. II. p. 205.)

So viel ist gewiß, daß die Griechen den Nahmen Mysterien den geheimen Ceremonien beylegten, welche den Zweck hatten, denjenigen, welche Theil daran nahmen, gewisse Wahrheiten vorzustellen, von welchen man niemand als denen Eingeweiheten eine vollkommene Vorstellung ertheilte. Die Mysterien, wovon hier die Rede ist, sind die vom Bachus, welche Orpheus nach Griechenland gebracht hat, und die er zum erstenmahl auf einem Berg in Böotien gefeyert hat. Daher kommt es, daß man sie ohne Unter-

terscheid die Geheimnisse des Bachus oder des Orpheus nannte. (Lactant. Divin. Instit. Lib. I. cap. 22. p. m. 89.)

Wir haben in dem vorhergehenden Hauptstück gesehen, daß der Bachus der Thracier und Phrygier, der höchste Gott, der Schöpfer der Welt und des Menschen war, welchen diese Völker Tis, Cotis, Atis und Sabazius nannten. Der Dienst dieses Gottes war es, den man den Eingeweyheten in den Geheimnissen, wovon die Rede ist, und nicht der, von dem Sohn des Jupiters und Semele, lehrte. Orpheus behauptete, daß dieser von den Riesen wäre zernichtet worden. Diese Muthmasung kan einige Wahrscheinlichkeit haben, wenn man bedenkt, daß die Geheimnisse des Bachus, deren Einführung man dem Orpheus zuschreibt, den Zweck hatten, den Eingeweyheten die Vorstellung eines Gottes zu machen, der der Schöpfer aller Dinge sey. (Servius ad Virgil. Georg Lib. I. v. 167. Siehe auch Henr. Steph. in Carminib. Orphei. p. 99.)

Ausserdem daß die Geschichtschreiber und Dichter einig sind, den Orpheus als einen Philosophen vorzustellen, der die Entstehung der Welt besungen, und die Menschen in der Lehre von der Schöpfung unterrichtet habe, siehet man auch, daß eben diese Geheimnisse des Bachus, die Lehre von der Schöpfung, unter dem Bild, jenes berühmten Eyes, davon die Poeten so viel geredet haben, und das den Hauptstoff aller Dingen enthielte, vortrugen. „Das Ey, sagte Plutarch, ist den heiligen Handlungen des Bachus geweyhet, als eine Vorstellung des Urhe-

bers

bers der Natur, der alle Dinge hervorbringt und in sich fasset. Eine Stelle des Athenagoras giebt das nemliche zu erkennen. (Apolon. Argon. Lib. I. v. 496. p. 50. Euseb. Chronic. Græc. in Thes. Temp. Scalig. pag. 34. Lactant. Divin. Instit. Lib. I. cap. 5. Jamblich. vita Pythagoræ, Sect. 146. Plutarch. Sympos. Lib. II. q. 3. p. 49. Athenag. ap. Heinr. Steph. in Carm. Orph. p. 87. Diod. Sic. Lib. I. p. 7.)

Es dünket uns, daß man ganz natürlicher Weise den Schluß machen kann, daß die Griechen die Geheimnisse des Orpheus oder Bachus jenes Fest nannten, welches in Thracien unter dem Nahmen Cotyttia und Bendidia bekannt war. Dieses war eine Feyerlichkeit, wobey man das Gedächtniß des Cotis und Bentis begienge, welches zwey Grundwesen waren, deren Vereinigung die alten Einwohner von Europa den Ursprung aller Dinge zuschrieben. Allein wir müssen zugleich gestehen, daß sich in die Geheimnisse des Bachus, so wie man sie in Griechenland feyerte, viele Vorstellungen und Religions-Handlungen mischten, welche offenbar aus Egypten kamen. Man lehrte darinnen, daß aus dem Ey, wovon wir eben geredet haben, selbst der erstgebohrne Gott entsprossen sey. Dieses war nicht die Vorstellung der Scythischen und Celtischen Völker. Man verbot den Eingeweyheten Eyer zu essen. Wann sie sturben, muste man sie in leinen Tuch und nicht in Wolle begraben, das heißt, man gab nicht zu, daß ihre Kleidung oder ihre Nahrung von irgend etwas genommen sey, das Leben habe. Herodotus erzählt ausdrücklich, daß dieses ein egyptischer Aberglaube gewesen; er war

aus Egypten nach Thracien gekommen, und von da nach Griechenland, er mag nun vom Orpheus selbst, oder von einem der Schüler dieses Philosophen dahin gebracht worden seyn. (Plutarch. Sympos. Lib. II. Quæst. 3. Herodot. II. Jamblich, Vita Pythag. Sect. 149. p. 126. Eusebius sagt auch, daß Orpheus den Griechen, die Egyptische Geheimnisse gelehret habe. Euseb. Præparat. Evang. Lib. I. cap. 6. Die Egyptier erzehlen das nehmliche. Diod. Sic. Lib. I. p. 13. 14.)

Wir können gar nicht zweiffeln, daß Orpheus nicht auch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele vorgetragen habe. Die Fabel von seinem Niedergang zur Hölle bestättiget es. Es kann sogar seyn, daß dieser Philosoph bey dieser Gelegenheit, den nemlichen Kunstgrif gebraucht hat, den man dem Zamolxis zuschrieb, daß er, nachdem er sich einige Zeit lang dem Umgang der Menschen entzogen, hierauf gelehrt habe, er wäre in die Hölle gegangen, seine Frau von dort wieder herauszuholen; der Beherrscher dieses Schattenreichen Auffenthalts, habe sie ihm in der That verwilligt; und daß er sie zum zweytenmahl verlohren, sey blos Ursache gewesen, daß er aus Mangel des Glaubens die Bedingung gebrochen habe, welche ihm auferlegt gewesen, das Verbot nemlich hinter sich zu sehen, bis er in seine Wohnung zurück gekommen wäre. (Herodot. IV. 96. Apollodor. Lib. I. p. 6.)

Servius ist anderer Meynung. Er stellt den Orpheus als einen fanatischen Menschen vor, dem, weil er sich vorgesetzt habe, seine

Frau

Frau aus der Hölle durch seine Zaubereyen zurück zu hohlen, sein Vorhaben fehl geschlagen. Allein es ist schwer zu begreiffen, daß dieser Philosoph, sich ein so groses Ansehen, sowohl bey den Thraciern, als unter den Griechen habe erwerben, und die einen und andern habe überreden können, daß es noch ein anderes Leben nach diesem gebe, wann er, nachdem er den Versuch gemacht, die Seele eines Todten zurück zu rufen, sich genöthigt gesehen hätte, selbst zu gestehen, daß entweder seine Kunst nicht zureichend wäre, oder daß ihn sein Unternehmen nicht geglückt sey. Er war gewiß zu geschickt, als daß er einen solchen Fehler sollte begangen haben. (Servius ad Æneid. VI. v. 119. p. 421.)

Was die Fabel von dem Hingang des Orpheus zur Hölle anbelangt, hat man noch einen andern Beweiß, welcher auf eine klare und deutliche Art zeigt, daß der Lehrsatz von einem andern Leben, ein wesentlicher Punct seines Unterrichts war. Die berühmten eleusinischen Geheimnisse, waren von einem Schuler des Orpheus, der Eumolpus hieß, nach Athen gebracht worden, und der Entzweck dieser Geheimnisse war den Eingeweyheten, die Lehre von den Strafen und Belohnungen eines andern Lebens einzuschärfen. Socrates versichert solches deutlich. „Diejenigen, sagt er, welche an diesen Geheimnissen Theil nehmen, sind voller schmeichelnder Hoffnung, sowohl wegen dem Tode, als auch der ganzen Ewigkeit. (Plutarch de Cænt. Tom. II. p. 607. Lucian. Demonact. p. 552. Suidas in Eumolpide. Socrat. Pannegyr. p. 124. Man kann auch noch andere Beweise in der gelehrten

Dissertation des Warburtons finden. Es ist die fünfte unter denen, so Herr Sillouette unter folgenden Titel übersetzt hat: Dissertation sur l'union de la Religion, de la Morale & de la Politique, tires d' un Ouvrage de M. Warburton, à Londres 742. 2 Vol. in 12.)

Es ist wahr, daß einige Schriftsteller vorgaben, der Eumolpus sey bey nahe zwey hundert Jahr älter, als Orpheus. Ersterer lebte nach der Meynung dieser Schriftsteller, zur Zeit des Erechteus des sechsten Königs von Athen, da der andere im Gegentheil ein Zeitgenosse des Thesus war, welcher der zehende König dieser nehmlichen Stadt gewesen ist. (Apollodor. Lib. III. c. 14. §. 4. Demaratus ap. Scobæum Serm. 157. p. 552. Schol. Euripid. ad Phoeniss. v. 858.)

Allein diese Schwierigkeit soll uns nicht abhalten. Auser dem, daß man in der griechischen Zeit-Rechnung nichts als Dunkelheit und Verwirrung an allem demjenigen antrifft, was über die Belagerung von Troya, oder auch nur über die Olympiaden hinaus geht; ausserdem daß man verschiedene Personen, die den Nahmen Eumolpus geführet haben, einen König von Thracien, mit einem Weltweisen des nehmlichen Nahmens, kann verwechselt haben; so macht Euripides den Eumolpus zu einem Zeitgenossen des Theseus, woraus erhellet, daß er ein Schüler des Orpheus habe seyn können. (Hesychius in Eumolpid. Euripid. Phoniss. v. 859.)

Diese Sache wird noch durch das Zeugniß des Eusebius und Suidas bestättiget. Eusebius

sagt,

sagt, „ Orpheus habe den Musäus, einen Sohn des Eumolpus, zum Schüler gehabt, den einige vor einen Sohn des Orpheus ausgaben. “ Suidas sagt, „ daß die Eumolpiden, welches eine Familie von Athen war, ihren Nahmen von einem Thracier, Eumolpus, bekommen hätten, oder nach anderer Meynung, vom Musäus, den man Eumolpides genennet, weil er ein Sohn des Eumolpus gewesen. “ Ein wenig weiter unten führt er noch eine andere Meynung an, nach welcher Eumolpus ein Eleusinier oder Athenienser, ein Sohn des Dichters Musäus, und wie andere sagen, ein Schüler des Orpheus war.“ (Euseb. Chron. in Thes. Temp. Scalig. p. 34. 123. Suidas in Eumolpo.)

Man findet auch noch in dem Diodor von Sicilien, Lib. IV. p. 61. eine Stelle, welche eben hierauf abzielet. Er sagt nemlich, „ daß als Hercules zehen seiner Arbeiten verrichtet hätte, Eurysthes ihm befohlen habe, in die Hölle zu gehen, und den Hund Cerberus herauszuholen. Als Hercules diesen Befehl erhalten hatte, gieng er nach Athen, und ließ sich in die eleusinischen Geheimnisse einweihen, denen damahls Musäus, der Sohn des Orpheus, vorstunde, weil er glaubte, dieses würde ihm seine Unternehmung auszuführen helfen. “ Dieser Musäus ist der Hierophante der eleusinischen Geheimnisse. An ihn wurde jener berühmte Gesang von der Einheit Gottes gerichtet, der unter dem Nahmen des Orpheus herumgienge, und davon uns Justin der Märtyrer und Clemens von Alexandrien grose Ueberbleibsel aufbehalten haben.

[Der Hierophante lehrte die heilige Dinge und Geheimnisse allen denen, welche man einweyhete, daher er auch seinen Nahmen bekam. Aus diesem Grund heißt man ihn auch einen Propheten. Heinrici Stephani Poes. Philosoph. p. 78. Orphei Hymn. edente Eschendachio. p. 242. Warhurton glaubt, Diodor rede von dem Gesang, den man während der feyerlichen Begehung der eleusinischen Geheimnissen abgesungen habe. Was den Gesang, sagt er, über die Einheit Gottes anlangt, welchen der Hirophante, der unter der Gestalt des Schöpfers erschien, abgesungen hat, so glaube ich ihn in demjenigen zu entdecken, der dem Orpheus zugeschrieben wird, wovon Eusebius und Clemens von Alexandrien uns ein übergebliebenes Stück aufbehalten, haben. Er fieng also an: Ich will den weltlichen ein Geheimniß erklären. O du! Museus, der du von der glänzenden Selene entsprungen bist, merke auf meine Stimme: ich will dir wichtige Wahrheiten erzählen. Gestatte nicht, daß Vorurtheile oder ältere Neigungen dich des Glücks berauben, welches du wünschest, aus der Knntniß geheimer Wahrheiten zu geniessen. Schaue an die göttliche Natur, betrachte sie ohne Aufhören, ordne deinen Geist und dein Herz, und da du auf dem sichern Weege gehest, so bewundre den einigen Herrn der ganzen Welt. Er ist einig, er bestehet aus sich selbst; ihm allein haben alle andern Weisen ihr Daseyn zu danken; er würket in allem und an allen Orten, unsichtbar den Augen der Sterbli-

lichen siehet er selbst alle Dinge. „ Verschiedene Gründe bewegen mich zu glauben, daß dieses eben der Gesang ist, den man bey der Erklärung des Geheimnisses der grosen Mysterien absang; denn wir ersehen aus dem Scholiasten des Aristophans, daß man Gesänge hatte, die bey dieser Gelegenheit abgesungen wurden. Orpheus brachte feyerliche Handlung der Geheimnisse aus Egypten nach Thracien; und so viel ist gewiß, daß die verschiedene Hymni, zu deren Verfasser man ihn macht, wenigstens weit älter sind als Plato und Herodot. . . . „ Diss. v. p. 197. 198. Diese Muthmasung des Warburtons scheinet sehr glücklich zu seyn; aber er irret sich, wenn er hieraus erweisen will, daß diese Gesänge, welche dem Orpheus zugeschrieben werden, würklich von diesem Philosophen sind. Man schrieb sie entweder dem Cecrops zu; oder dem Onomacritus, oder dem Brontinus und verschiedenen andern. Wir wollen diesen Gesang aus keiner andern Ursache anführen als zu zeigen, daß der Betrüger, der sich unter den Nahmen des Orpheus versteckt hat, in diesem Gesang der alten Erzählung gefolget ist, welche erzählt, daß die eleusinischen Geheimnisse, von dem Orpheus und vom Musäus seinem Sohn und seinem Schüler eingeführt worden sind.]

Wann Musäus ein Sohn des Orpheus wäre; so müsse man daraus schliesen, daß der Nahme Orpheus und Eumolpus blos eine und eben dieselbe Person bedeutete, und diese Muth-

masung wird vielleicht nicht unwahrscheinlich seyn, wenn wir auf der einen Seite bedenken wollen, daß die Griechen dem Orpheus die Einsetzung aller ihrer Mysterien zuschrieben, auf der andern aber, daß der Nahme Eumolpus aller Wahrscheinlichkeit nach ein allgemeiner Nahme war, welchen die Griechen dem Orpheus und vielen von seinen Schülern deswegen beylegen, weil sie in der Poesie und Musik sich eine grose Stärke erworben hatten. Auch in einer andern Stelle, schreibt Diodor von Sicilien, dem Orpheus offenbar die Einsetzung der Geheimnisse sowohl des Bachus als der Ceres zu, weil sie hinzu fügen, daß die egyptische Priester behaupteten, die erstern wären eine Nachahmung der Geheimnisse des Osiris, und die andern seyn nach Art der Geheimnisse der Isis eingerichtet. (Diod. Sic. Lic. I. p 60.)

Es gieng auch noch eine andere in Griechenland angenommene Erzehlung im Schwang, daß Orpheus die Lehre von den Schutzgeistern (Genii) die Lehre von der Verbrennung aller Dinge, nebst verschiedenen Arten von Weissagungen und Zaubereyen nach Griechenland gebracht habe. Er konnte alles dieses lehren, ohne sich von denen unter den Scythisch- und Celtischen Völkern angenommener Meynungen loßzureissen. Aber mit verschiedenen andern Aberglauben, davon wir schon geredet haben, verhielte es sich nicht so. Orpheus urtheilte nicht vortheilhaft von dem Ehestand, man sahe wenigstens den ehelosen Stand so an, daß er den Menschen, der sich auf die Weltweißheit und Frömmigkeit legte, vortheilhafter sey. Er verlangte, daß seine Schüler sich der lebendigen Ge-

schöpfe enthalten sollten, und trieb den Zweifel in diesem Stücke so weit, daß er ihnen sogar verbot, wollene Kleidung zu tragen, und Eyer zu essen. Wir müssen also auf das zurückkommen, was wir schon oben gesagt haben. Die Lehrsätze des Orpheus, die so grosen Lermen in Griechenland machten, waren ein Gemisch von thracischen und egyptischen Aberglauben. (Plutarch. de Orac. def. Tom. II. p. 415. Plutarch. Conviv. Sept. Sapient. c. 19)

Uebrigens war der Aberglaube, den Orpheus von fremden Orten in sein Vaterland gebracht hatte, gleich unglücklich vor seine Person nnd sein Ansehen. Weil er den ehelosen Stand anempfohlen, und sich zum Gesetz gemacht hatte, niemand als Mannspersonen zu seinem Unterricht zu lassen, indem er den Weibsleuten sogar den Zutritt zu den Heiligthümern untersagte, wo er lehrte; so beschuldigte man ihn, er habe seine Mitbürger die abscheulichsten Schandthaten gelehrt, und ihnen selbst ein Beyspiel davon gegeben. Selbst die Weiber, welche ihn beschuldigten, daß er ihre Männer verführt habe, schwuren seinen Untergang, und nachdem sie verschiedene vergebliche Versuche gegen ihn angestellt hatten; so glückte es ihnen am Ende. Eines Tags, als sich viele Thracier und Macedonier um ihn herum versammelt hatten, diese Geheimnisse zu feyern; so folgten ihnen ihre Weiber nach, die, nachdem sie sich der Waffen bemeistert hatten, die ihre Männer vor der Thüre des Heiligthums, wo man das Fest begieng, hatten stehen geleassen, in vollem Muth hineindrungen, und alles was ihnen widerstund, tödeten, und ihren Muth an dem unglücklichen

Orpheus sättigten, dessen Cörper in Stücke gehauen und in das Meer geworfen wurde. Andere sagen, er sey vom Donner erschlagen worden und seine Grabschrift zeigt solches an. (Diog. Laert. Proem. p. 5. Phanocles Lesbius ap. Stob. Serm. 185. p. 623. 524. Ovid. Metam. Lib. 10. v. 83. Pausan. Boeot. p. 768. Conon ap. Photium I. 45. n. 186 Diogen. Laert. Proem. p. 5. Boeot. p. 768.)

Wir wollen viele Fabeln, welche die Dichter ausgestreut haben, von der Art, wie sein Todt gerochen, und seine Unschuld entdeckt worden sey, übergehen, und fügen blos hinzu, daß die Thracier den Orpheus nach ihrer Landesart begruben. Bey den Leichenbegängnissen groser Herren, hatten sie die Gewohnheit, nach des Herodotus Erzählung, den todten Leichnam auszustellen, Opfer aller Arten zu schlachten, und drey ganzer Tage lang eine Trauer-Mahlzeit zu halten. Nach diesem wurde der Leichnam entweder verbrennet oder begraben. In einem und dem andern Fall, richtete man über dem Leichnam, oder über der Urne, worinnen die Asche eingeschlossen war, ein Wegzeichen auf, bey welchem man alle Arten von Kämpfen und hauptsächlich Zweykämpfe anstellete. (Herod. V. 8.)

[Man hat zum Exempel gesagt, daß sein Kopf und seine Leyer, nachdem man sie in den Ebrus geworfen, der eine angefangen habe zu singen, und die andere zu spielen, und dieses so lang, bis eine grausame Pest, die Einwohner des Landes genöthigt hätte, auf allen Seiten die Ue-

herreste des Orpheus aufzusuchen, um solche in das vor ihn bereitete Grab zu tragen. Lucian. de Salt. p. 514. adv. Indoctos p. 869. Virg. Georg. IV. v. 455. Man sagt auch noch, daß die Weiber der Thracier besoffen gewesen wären, als sie den Orpheus umbrachten, und daß von dieser Zeit an fest gesetzt worden, daß sich die Männer betrinken sollten, wann sie in eine Schlacht giengen. Pausan. Boeot. p. 768. Man sagt noch überdieses, daß die Thracier ihre Weiber bestraft hätten, indem sie solche auf die oben erzählte Art gebrandmarkt. Lib. II. cap. 7. not. 17. Plutarch. de Sera Num. Vind. Tom. II. p. 557. Phancles Lesbius ap. Stobæum Serm. 185. Hesychius in πολυσέχεμνοι.]

Diese Ehrenbezeigungen, welche man dem Orpheus erzeigte, und die Gastereyen, so man bey seinem Grabe hielte, sind die Ursache, daß einige Alten auf die Gedanken geriethen, er wäre unter die Zahl der Götter versetzt worden. Dieses ist ein Irrthum, dessen Quelle wir schon angezeigt haben. Herodot widerlegt es, indem er in der angezogenen Stelle anführt, daß die Thracier allen ihren vornehmen Herrn diese Ehrenbezeugungen bey ihrem Tode erweisen. Wenn übrigens auch die Thracier den Orpheus nicht unter die Zahl der Götter setzten; so waren wenigstens die Feste, welche man bey seinem Grabe begieng, ein deutlicher Beweiß von der Hochachtung, welche sie lange Zeit gegen das Andenken dieses grosen Mannes beybehielten. (Tertullianus de animad. cap. I.)

Anacharsis ist ein anderer Scythischer Weltweise, wovon die Griechen viel Wesens gemacht haben. Sie haben ihre Bewunderung so weit getrieben, daß sie ihn so gar unter die Zahl ihrer Weissen gesetzt haben; daß sie ihn als einen Beweiß aufgestellt haben, daß die Weißheit selbst denen Völkern, welche für die dümmsten und barbarischten gehalten wurden, nicht ganz unmöglich zu erlangen sey. Wir können von diesem schon etwas mehr sagen, als von dem Orpheus, weil er zu einer Zeit lebte, wovon wir noch Denkmähler übrig haben. Die Scythen, von welchen er abstammte, wurden Nomaden genennet, weil sie keine beständige Wohnung hatten, auch Galactophagi, weil sie sich blos allein von Milch und Käß ernährten. Dieses waren eben die Geten, welche Darius, des Hystaspis Sohn, in Europa, im Jahr 513. vor der christlichen Zeitrechnung, angrif, und sie waren damals Herrn der ganzen Landschaft, welche sich von der Donau bis an den Boristheneß, oder den Tanais, erstreckte. (Strabo VII. 301. Herodot. IV. 46. Diog. Laert. Proœm. p. 9. Clem. Alex. Strom. Lib. I. cap. 15. p. 359. Epicharmus vel Menander ap. Stobæum, Serm. 218. p. 727. Scymnus Chius p. 378. Plutarch. Sept. Sap. Conviv. cap. 14. Nicol. Damasc. ap. Stobœum, Serm. 38. pag. 118. & ap. Valesium, p. 511. Strabo VII. 305. Jornand. c. 10. p. 624.)

Das Geschlecht des Anacharsis war eines der vornehmsten, indem er von der königlichen Familie der Geten war, denn sein Bruder Gadrida, seines Bruders Sohn Faulius, und Indathyrsus, seines Bruders Enkel, regierten nach und nach über diese Nation. Der letztere dieser

Prin-

Prinzen war auf dem Thron, zu der Zeit, als Darius seinen Einfall that, und diesem wiederstund er auf das nachdrücklichste. Der Vater unsers Philosophen hiesse Gnurus Er hatte diesen Sohn mit einer griechischen Gemahlin erzeugt, welche sich alle Mühe um seine Erziehung gab. Sie vergaß nicht, ihn vorzüglich die Sprache ihres Vaterlandes zu lehren, so daß er daß Scythische und Griechische mit gleicher Fertigkeit sprach. (Wir glauben auf diese Art das Geschlechts-Register des Anacharsis ganz genau ordnen zu müssen. Diogenes Laertius sagt, daß Anacharsis ein Sohn des Gnurus und Bruder des Caltida, des Königs der Scythen, gewesen sey. Herodot sagt, daß Anacharsis von väterlicher Seite, (πατρως) der Oheim des Königs Indathyrsus gewesen, und daß Saulius, der Vater des Indathyrsus, der Bruders-Sohn, αδελφιδεος, des Philosophen war. Lucian sagt, daß Anacharsis ein Sohn des Dancetus gewesen sey. Allein Herodot verdient mehr Glauben, weil er dasjenige erzählt, was er vom Timnus, dem Vormund des Spargapithes, Königs der Scythen, hatte erzählen hören. Herodot. IV. 126. 127. Diog. Laert. S. 102. p. 164. Suidas, Tom. I. pag. 572. und in Σκυθαι, Tom. III. pag. 339.)

Sollten wir nicht mit einigem Grunde schliessen können, daß der Nahme, Anacharsis, ein Zunahme gewesen, den die Scythen diesem Philosophen gaben, weil ihm seine Mutter bisweilen die Haare abschneiden und das Haupt nach Art der Griechen scheeren ließ? Dieses schien den Scythen allerdings etwas ganz unge-

wöhnliches zu seyn; denn sie sahen lange Haare als ein Zeichen des Adels an.

[Man muthmaset, daß Anacharsis in der Scythischen Sprache einen Menschen bedeute, der keine Haare hat, so wie Langarus, ein Nahme der meisten Thracischen und Illyrischen Prinzen, einen solchen Menschen bedeutet, der lange Haare hat. Es ist wahr, daß Plutarch den Anacharses mit einem langen Haupt-Haare vorgestellet hat. Plutarch. Conviv Sept. Sapient. Tom. II. p. 148. Allein Anacharsis konnte seine Haare wieder bekommen haben. Ueberdas konnte Plutarch gedacht haben, er müsse unserm Philosophen einen Zierrath beylegen, der den Scythischen Prinzen eigen war, ohne zu untersuchen, ob er in der That lange Haare getragen habe. Sonsten geben wir auch diese Wort-Erklärung vor nichts, als eine blosse Muthmasung aus. Hier haben wir noch eine andere griechische Wort-Erklärung von den Nahmen Anacharsis: Ἀνάκαρσις ὁ Σκύθης παρα τὴν ἀνα πρόθεσιν, καὶ τὴν χαρσιν ὅ σημαίνει τὴν χαραν, ἢ τὴν χάριν. Etymol Magn. pag. 102.)

Dem sey wie ihm wolle, Anacharsis bewieß von seiner zärtesten Jugend an, eine sehr grosse Begierde, fremde Länder, und vorzüglich Griechenland zu sehen. Wir dürffen uns gar nicht darüber verwundern. Seine Mutter hatte ohne Zweiffel nicht unterlassen, ihn öfters Unterricht zu ertheilen, theils von dem Unterschied,

schied, der zwischen den grossen Wüsten von Scythien, und den fruchtbaren Feldern von Griechenland sey, bald von den weit grösseren Vortheilen, die man unter einem wohleingerichteten Volk hatte, welches mit Fortgang die Wissenschaften und Künste bearbeite, als unter den Barbaren, die, weil sie kein anderes Geschäfte als die Waffen hätten, sich während des Friedens mit nichts beschäftigten, als mit ihren Heerden.

Was die Geschicklichkeit des Anacharsis am meisten zeigt, ist, daß er die meisten Hindernisse, welche ihn abhalten konnten, seiner Neigung zu folgen, als ein Mann von Verstand, vorhersahe und ihnen vorzukommen wuste. Die Scythen hatten eine grosse Abneigung gegen alle ausländische Gewohnheiten, und litten nicht, daß die jungen Leute aus ihrem Vaterlande giengen, die Länder zu sehen, woraus sie eine Neigung gegen die Neuigkeiten mitbringen könnten, welche beständig schon deswegen vor gefährlich angesehen wurden, weil sie aus fremden Ländern kamen. Anacharsis fand das Mittel, die Einwilligung des Königs zu seiner Reise zu erhalten, und sich eine Art von einem Auftrag geben zu lassen, vermöge welchem er den Befehl hatte, sich nach allem zu erkundigen, was er in den verschiedenen Landschaften, welche er durchreissen würde, merkwürdiges finden würde. (Herodot. IV. 76-80. Ælian. Var. Hist. V. 7. Herodot. IV. 77.)

Diesem Befehl zu Folge, trat Anacharsis seine Reise, nicht als ein junger Mensch, sondern als Weltweiser, in der blossen Absicht an, die Gesetze und Lebensart anderer Völker kennen,

nen, und von dieser Einsicht Nutzen zu ziehen; zugleich auch sich selbsten auf eine höhere Stufe der Tugend und Vollkommenheit zu setzen, um im Stande zu seyn, seiner Nation nützlich zu werden. Diese Absichten waren einem Mann von hoher Geburt und einem Philosophen auf gleiche Art anständig. Man reisset beständig mit gutem Erfolg, wenn man sich nach solchen Grundsätzen richtet.

Das grosse Ansehen, welches sich Solon unter den Griechen erworben hatte, zog sogleich den Anacharsis nach Athen, wo er im ersten Jahr der XLVIIsten Olympiade, das ist 592. Jahr vor JEsu Christo ankam. So bald er in die Stadt kame, ließ er sich das Haus des Solons zeigen, und schickte einen Bedienten, den er an der Thüre fand, um seinem Herrn zu sagen, daß ihn ein Fremder, der nach Athen gekommen wäre, zu sprechen, um in die Zahl seiner Freunde aufgenommen zu werden, und wenn es möglich wäre, bey ihm zu wohnen wünschte. Solon erstaunte über diese Freymüthigkeit eines Unbekannten, ließ ihm antworten, es stünde ihm besser an, sich Freunde in seinem Vaterlande zu machen. Ein, dem Anschein nach, so unhöfliches Compliment, machte den Anacharsis nicht abwendig. Er gieng herzhaft in das Zimmer hinein, wo Solon war, und sagte zu ihm, da er sich ihm näherte: „Weil du in deinem Vaterlande bist, so schickt es sich vor dich, dir Freunde darinnen zu machen, und Fremde darinnen aufzunehmen.“ Solon, welcher von einer so eiligen und schicklichen Antwort eingenommen war, machte den Anacharsis tausend Schmeicheleyen, nahm ihn in sein Haus auf,

und

und setzte ihn bald darauf unter die Zahl seiner vertrautesten Freunde. (Diog. Laert. S. 102. p. 65. Plutarch Solon, Tom. I. p. 80. Diog. Laert. S. 101. 102. p. 65.)

Auf diese Art erzehlet Plutarch und Diogenes Laertius diese Begebenheit. Lucian erzehlt sie auf eine etwas unterschiedene Art. Er sagt, daß Anacharsis, als er an dem Pirenäischen Hafen angelandet war, so gleich einen Scythen, Nahmens Toxaris, angetroffen habe, welcher die Arzney-Wissenschaft in dieser Stadt trieb, und ihn beschworen habe, im Nahmen der gemeinschaftlichen Götter, ihn in sein Hauß aufzunehmen; daß ihn hierauf dieser Toxaris als einen Mann von hoher Geburt dem Solon anempfohlen, der viele Sorgfalt vor ihn getragen habe. (Lucian. Scyth. p. 340-344.)

Man könnte vielleicht diese Schriftsteller vergleichen, wenn wir voraussetzen wollten, daß Solon den Anacharsis nicht ehe in seine Wohnung und an seinen Tisch genommen, als bis Toxaris ihn von der Geburt und den guten Eigenschaften dieses jungen Menschen benachrichtiget habe. Allein im übrigen müssen wir bekennen, daß Lucian nicht die Wahrheit, oder auch nur die Wahrscheinlichkeit, in dem was er von dem Anacharsi erzehlet, auf seiner Seite zu haben scheint. Er sagt, zum Exempel, daß Anacharsis kein Griechisch gesprochen, als er nach Athen gekommen sey, und läst ihn indessen doch gleich mit dem Solon in Gesellschaft kommen. Er sagt auch noch, daß Solon alt und arm gewesen, als Toxaris ihm den Scythischen Philosophen vorgestellt habe. Unterdessen war da Solon zu An-

fang

fang der XLVIIsten Olympiade noch nicht funfzig Jahre alt, und dieses war die Zeit seines blühensten Wohlstandes.

Dem sey wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß Anacharsis, entweder von sich selbst, oder durch die Anempfehlung eines Freundes, alles erhalten hat, was er wünschte. Er hatte in dem Hause des Solons einen freyen Zutritt, und wurde nicht als ein Schüler, sondern als ein Freund und Gesellschafter in den Wissenschaften behandelt. Der Lehrer zog zuweilen die Schüler zu Rath, und nahm ihren Ausspruch, selbst in den wichtigsten Sachen, an. Wir finden ein Beyspiel davon in dem, was Plutarch erzählt: „Als Anacharsis, sagt dieser Schriftsteller, vom Solon gehört hatte, daß er sich beschäftige, eine Sammlung von Gesetzen zum Besten der Athenienser zu verfertigen, so hielt er sich über sein Unternehmen auf, und sagte ihm, daß er sich sehr irrete, wenn er glaubte, er könne den Ungerechtigkeiten und Lüsten, welche die Ursache davon sind, durch geschriebene Gesetze abhelfen. Dieses sind, sagte er, Spinnewweben. Die kleinen Fliegen werden darinen gefangen; die grossen zerreissen das Gewebe. Solon antwortete ihm: Da die Menschen, welche einen Vertrag eingegangen sind, nicht gewohnt sind, sich solchem zu entschlagen, so lang' sie alle einerley Interesse haben, die Bedingungen derselben treulich zu erfüllen; so werde ich auch Sorge tragen, meinen Mitbürgern so weise und nützliche Gesetze zu geben, daß sie gestehen müssen, es sey ihr eigener Vortheil sie zu beobachten. Indessen bemerkt Plutarch, daß der Erfolg mehr dem Urtheil des Anacharsis

als

als der Hofnung des Solons entsprochen habe. (Plutarch. Solon. Tom. I. p. 81. Siehe auch Valer. Max. Lib. VII. cap. 2. n. 14.)

Diese Anmerkung des Anacharsis war nur allzurichtig. Die besten Gesetze helffen nichts gegen das Verderben des menschlichen Herzens, noch gegen die unordentliche Begierden, welche die Quellen aller Ungerechtigkeiten sind. Die Straffe, welche die Gesetze gegen das Unrecht bestimmen, rühren blos die Geringen und Kleinen. Ein Philosoph, welcher die Menschen vernünftig, gerecht und tugendhaft machte, würde gewiß mehr Verdienst haben, und dem menschlichen Geschlecht einen weit grössern Dienst erwerben, als alle Gesetzgeber. Diese setzen blos der Unordnung des Herzens und den aufgebrachten Leidenschaften Dämme und Mauren entgegen. Allein, wir müssen aller dieser Anmerkungen ohnerachtet bekennen, daß die Idee des Anacharsis, im Grund betrachtet, nichts als ein philosophisches Hirngespenst war, das demjenigen beynahe ähnlich war, welches wir in der Platonischen Republick antreffen. Da es ungerechte und gottlose Menschen giebt, welche weder die Weltweißheit, noch die Religion jemahls bessern wird; so ist es unumgänglich nothwendig, daß man sie bey ihrer Schuldigkeit zu erhalten, und das Vermögen und Ruhe der Rechtschaffenen durch gute Gesetze in Sicherheit zu setzen suche. Reichthum und Gewalt sind zwar sehr oft eine Verschanzung, hinter welcher man ungestraft die gerechtesten und strengsten Gesetze übertritt. Dieses sind die Unbequemlichkeiten, welche mit allen menschlichen Anordnungen verknüpft sind. Allein, weil es

noch

noch weit mehr Uebel nach sich ziehen würde, wenn man alle Gesetze abschaffen wollte, so müssen wir bekennen, daß Solon recht hatte, und der Schüler stimmte hernachmahls selbst damit überein, indem er seinen Lehrer nachahmte, und auch Gesetze schrieb, oder wenigstens Betrachtungen über die Gesetze der Scythen und Griechen, und über die Mittel machte, wie man sie nützlich einrichten könnte, um die Aufführung der Menschen zu verbessern.

Nachdem sich Anacharsis einige Zeit zu Athen aufgehalten hatte; so besuchte er die vornehmste Städte von Griechenland. Man hat Beweiße, daß er zu Corinth, zu Lacedämon, und in einigen andern Gegenden gewesen ist. Es ist auch noch nicht ganz unwahrscheinlich, daß er seine meisten Reisen in der Gesellschaft des Solons gethan hat, welcher, nachdem er die Athenienser so weit gebracht hatte, daß sie seine Gesetze angenommen hatten, die Erlaubniß erhielt, sich auf zehen Jahr lang von seinem Vaterlande zu entfernen. Unter dem Vorwand in fremden Ländern seine Geschäfte zu treiben, suchte er sich von einem Schwarm überlästiger Menschen zu entreisen, welche alle Augenblicke kamen, ihn um die Erklärung oder Verbesserung eines Gesetzes zu fragen. Anacharsis kam hernach wieder nach Athen, und es mag nun seyn, daß in seinem Land eine Unruhe entstanden war, die ihn hinderte dahin zurück zu kehren, oder er mag sich nicht haben entschliessen können seinen Herrn zu verlassen, oder es mag ihm auch wohl der Auffenthalt in Athen so wohl gefallen haben; so nahm er hier seinen beständigen Auffenthalt, und gieng nicht von

da weg, bis nach dem Tode des Solons, den man in das zweyte Jahr der 55sten Olympiade setzt. Daraus ist ersichtlich, daß Anacharsis erst etlich und dreyßig Jahre nach seiner Abreise wieder in sein Vaterland zurückgekehret ist. (Plutarch. in Solone cap. 22.)

[Solon war gebohren im Lauff der XXXVsten Olympiade, und lebte 80 Jahre. Wir setzen also mit Recht seinen Tode in die LVste Olympiade. Siehe Plutarch. Solon. am Ende. Diogen. Laert. in vita Solon. in fine. Petav. Rat. Temp. p. 104. Anacharsis kam im ersten Jahre der XLIIsten Olympiade nach Athen, welches in das Jahr 592 vor Christi Geburt fällt. Er begab sich von Athen weg, nach dem Tode des Solons, der sich in dem zweyten Jahr der LVsten Olympiade ereignete, welches das 559ste vor Christi Geburt ist. Bey seiner Rückreise in sein Vaterland, kam er an den Hof des Königs Crösus, der von Cyrus überwunden worden, im ersten Jahr der LVIIIsten Olympiade. Wir können also die Rückkunft des Anacharsis in Scythien nicht später hinaus setzen.]

Während des Aufenthalts unsers Philosophen zu Athen, erhielte er daselbst das Bürger-Recht, und wurde zu den eleusinischen Geheimnißen eingeweyhet. Wir dürfen nicht zweifeln, daß die genaue Freundschaft in welcher er mit dem Solon beständig lebte, so wohl als seine eigene Verdienste, vieles beygetragen haben, ihn zu diesen Vorzügen zu verhelfen, wel-

che man in jenen Zeiten sehr selten den Fremden, und vornemlich den Barbaren ertheilte. Wir wollen indessen dadurch die vortreflichen Eigenschaften des Anacharsis gar nicht vermindern. Es ist gewiß, daß solche nicht nur in Athen, sondern auch in ganz Griechenland erkannt worden, wo man ihn liebte und allenthalben verehrte. Vorzüglich bewunderte man seine Weißheit, seine Frömmigkeit, seine Bescheidenheit und über alles die Kürze, Aufrichtigkeit und den ausgesuchten Verstand seiner Antworten; so, daß es zum Sprüchwort geworden ist, das ist ein Scythischer Gedanke, wenn man sagen wolle, das ist eine aufrichtige bestimmte und verständige Rede. (Diog. Laert Sect. 101. p. 65. Suidas giebt diesem Sprichwort einen andern Ursprung. Siehe Suidas in Voce ἡ ἀπο Σκυθων ῥησις, nnd Menage ad Diog. Laert. Loc. supra citat.)

Man erzehlt zum Exempel, daß, als er mit dem Solon und verschiedenen andern Weisen, bey dem Periander, dem Tyrannen der Stadt Corinth, an Tafel gewesen, man zu Ende der Mahlzeit eine Weibsperson hinein gebracht habe, auf der Flöte zu blasen. Nachdem sich diese entfernt hatte, so fragte Ardalaus den Anacharsis, ob die Scythen solche Tonkünstler hätten? Dieser antwortete ohne Anstoß, wir haben nicht einmahl Weinberge; das will so viel sagen, es scheine ihm unschicklich eine Frau kommen zu lassen, die Mannspersonen, welche an der Tafel wären, zu erlustigen, und das um so viel mehr, weil selbst das Vergnügen, so sie ihnen schaffte, seiner Meynung nach, den Weisen

weni-

weniger anstünde, als betrunkenen Leuten. Als Ardalaus nachmahls unsern Philosophen fragte, ob die Scythen eine Gottheit erkenneten; so gab dieser die Antwort, welche wir in einem der vorhergehenden Capiteln angeführt haben. „Ja sagte er, wir erkennen Götter, und glauben auch, daß sie die Sprache der Menschen verstehen. Unsere Vorstellungen sind in diesem Stück, ganz von den eurigen unterscheiden. Ihr behauptet uns in Ansehung der Beredsamkeit zu übertreffen, und doch stellet ihr euch vor, daß die Götter weniger Vergnügen an der Stimme des Menschen, als an dem Schall der Instrumenten haben. Cap. V. §. 3.

Um das Feine in dieser Antwort zu empfinden, müssen wir bemerken, daß sie auf eine sehr feine Art die Eitelkeit des Ardolaus tadelt, daß, weil er vortreflich die Flöte bließ, und die Einwohner seines Lands ihn deswegen zum Priester der ardalischen Musen gemacht hatten, gern wissen wollte, ob man bey den Scythen auch Leute von seiner Kunst und Verdienst habe. Habt ihr, sagte er, in Scythien Tonkünstler? Wir können, gab Anacharsis zur Antwort, die Musik, den Wein und viele andere unnützliche Dinge gar leicht entbehren. Ihr erkennet doch wenigstens Götter? sagte hierauf Ardalaus: Allerdings; gab ihm Anacharsis zur Antwort, allein wir bringen ihnen Gebete und keine musicalische Töne.

Es ist aus den verschiedenen sinnreichen Reden des Anacharsis, welche uns die Alten aufbehalten haben, wahrscheinlich, daß er über alles, was er sahe und hörte, reiflich nachdach-

te. Ob er gleich zum Vortheil der Griechen eingenommen war; ob er gleich einsahe, daß sie grosse Vorzüge vor den barbarischen Völkern hatten: so mißbilligte er doch öffentlich vieles in ihren Gewohnheiten und in ihrer Lebensart.

Erstlich waren die Schulen (γυμνάσια) wo die junge Leute und selbst erwachsene Männer hingiengen, sich in dem Singen, im Laufen und in andern Spielen zu üben, nicht nach seinem Geschmack, weil daselbst Dinge vorgiengen, welche ihm, den Gesetzen des Wohlstandes zuwider schienen. Er druckte sich darüber auf folgende Art aus: „Man hat, sagte er, in jeder Stadt in Griechenland, einen bestimmten Ort, wo sich die Einwohner hinbegeben, den Narren am hellen Tag zu spielen. Wenn sie an diesem Ort zusammen kommen, ziehen sie sich ganz nackend aus, und lassen sich mit einer Salbe schmieren, welche die Kraft hat, sie wütend zu machen. So bald man sie gerieben hat, fangen einige an zu laufen, die andern schlagen sich mit Fäusten und werfen sich einander auf die Erde. Man siehet auch solche, welche die Aerme ausstrecken, und in den Wind schlagen: andere martern ihren Leib durch Schläge mit Panzer-Handschuhen. Wann diese Handlung einige Zeit lang gedauert hat, so reibet man sie aufs neue, ihnen die Salbe, die sie auf dem Leibe hatten, wieder weg zu nehmen, worauf sie zu sich selbst kommen, und einander wieder freundschaftlich begegnen, wobey sie doch die Augen beständig zur Erden niederschlagen, weil sie sich desjenigen schämen, was sie eben gethan haben." (Dio Chrysost. Or. 32. p. 37. Diog. Laert. Sect. 103. p. 166.)

[Die-

[Dieser Ausfall des Anacharsis ist ganz besonders. Es war allerdings Grausamkeit, seines Gleichen mit frohen Herzen zu verwunden oder gar zu tödten; aber diese Raserey war kein wesentliches Stück, das mit den Uebungen des Ringens und des Laufens u. s w. verbunden war. Wenn diese Uebungen in ihren gehörigen Schranken gehalten wurden; so musten sie sehr geschickt seyn, den Menschen munter und stark, und ihren Leib fähig zu machen, alle Arten von Arbeit zu ertragen. Denn alles, was den Leib biegsam macht, muß man nicht als etwas schädliches ansehen.

Die Panzer - Handschuhe ausgenommen, tadelte Anacharsis, sonst gar keine von den Uebungen, die bey den Griechen gebräuchlich waren. Aber er konnte nicht leiden, daß man sich ganz nackend auszog, um zu laufen und zu ringen, und daß man solches an einem öffentlichen Platz zur Schau that. Aus dem nemlichen Grund fällte er von den Olympischen Spielen, und andern Spielen dieser Art, die man mit vielem Aufwand an verschiedenen Orten in Griechenland hielte, kein günstiges Urtheil. Ausserdem, daß der meiste Theil der Kämpfer nackend dabey erschien, konnte er nicht begreifen, daß die Griechen, welche das Unrecht und die Streitigkeiten nicht leiden konnten, hingiengen, Leuten zuzusehen, die sich schlugen, und daß sie sogar Preisse [für diejenigen Kämpfer ausgesetzt hatten, welche ihre Gefährden schlugen und verwundeten. Anacharsis zielte auf das Spiel mit den Panzer-Handschuhen, wobey die Kämpfer oft durch die Stöße, welche sie sich mit

Handschuhen von Bley oder hartem Leder anbrachten, auf ihr ganzes Leben unbrauchbar worden. Es kam ihm noch befremdender vor, daß die Kämpfer, welche sich den Preiß im Laufen oder Ringen streitig machten, Leute vom Handwerk waren, und daß die Richter, welche den Preiß austheilten, solches nicht verstunden. (Ding. Laert. Sect. 103. p. 66.)

[Die Sitten waren damahls schon ziemlich verdorben: denn welcher schlimme Eindruck konnte ein nackender Leib auf wohl erzogene Menschen machen, auf Menschen, bey denen eine verdorbene Einbildungskraft die Reitze der Natur noch nicht erniedrigt hat? Und wie viele Verfeinerung setzet nicht der eingebildete Wohlstand voraus, der nur darauf abzielet, denjenigen Dingen einen gewissen Werth zu ertheilen, die an sich selbst nichts sind? Wie konnten sich diese Vorstellungen mit der wilden Art der Scythen vereinigen? Es war allerdings ein grosser Mißbrauch, daß man einige Leute von diesen Uebungen ausschloß, und ein Handwerk daraus zum Vergnügen des gemeinen Haufens daraus machte. Da sie bestimmt waren, den Cörper stark zu machen, solten sie billig allen Menschen ohne Unterschied frey gestanden haben.]

Zum andern, führte man den Anacharsis in eine Versammlung des Volks zu Athen, welche zusammen gerufen worden war, einige Geschäfte zu entscheiden. Als er aus dieser Versammlung hinweg gieng, so sagte er, er erstaune über eine solche Einrichtung, wobey die Vernünf-

nünftigen redeten, und die Unverständigen die Entscheidung gäben; das will so viel sagen: er billige die democratische Regierung gar nicht. Dann es ist ganz natürlich, daß in einem Lande, wo das Volk die oberste Gewalt besitzet, die Weisen die Mühe haben, die Unverständigen zu unterrichten, und ihnen die Materien verständlich zu machen, worüber diese dereinsten ihren Ausspruch thun sollen. (Diog. Laert. Sect. 103. p. 66. Plutarch. Solon Tom. I. p. 81.)

[Diese Verwunderung konnte blos die Frucht eines grossen Eifers vor das gemeine Beste seye, aber es war ein übel verstandener Eifer. „Ein Volk, sagt Montesquieu im Geist der Gesetze B. II. c. 2. sehr vortreflich, ein Volk, das die höchste Gewalt hat, muß durch sich selbst alles dasjenige thun, was es thun kann; und, was es nicht selbst thun kann, das muß es durch seine Staatsbedienten thun." Alles dasjenige, was eine Betriebsamkeit erfordert, ist in diesem letztern Fall; aber sonsten ist es vortreflich, wenn man sieht, daß das Volk seine Entscheidung nach der Vorstellung der Verständigern giebt, und diese müssen gegen ihre Mitbürger sehr viele Hochachtung haben, wann sie sich nicht das Recht der höchsten Gewalt anmassen. Ein jeder Mensch hat das Recht seines Gleichen zu unterrichten; aber es stehet ihm nicht zu, ihre Handlungen zu regieren.]

Anacharsis hatte den ganzen Plan einer platonischen Republick in seinem Kopf. Er woll-

te, daß die Welt blos durch Weise regieret würde. Aber die Schwierigkeit ist nur, solche zu finden, und sie als solche denjenigen vorzusetzen, die ihnen Gehorsam leisten sollten. Er sagte um uns der Uebersetzung des Amyot, Banquet. de Sept. Sages. p. 505. zu bedienen. „ Die am besten eingerichtete Republic ist diejenige, wo alle Dinge auf gleiche Art unter die Einwohner vertheilt sind, wo der Vorzug sich blos auf die Tugend, und die Verachtung auf das Laster gründet. „ Wir können die Schönheit dieses Plans nicht tadeln, aber die Ausführung desselben, ist moralisch unmöglich. (Conpiv. Sept. Sapient. Tom. II. p. 157.)

Zum dritten, tadelte Anacharsis mit mehrerm Recht, unter andern Gegenständen, die Lebensart der Athenienser, und der Griechen überhaupt. Er ereiferte sich oft auf dem öffentlichen Platz, wo man die Lebensmittel verkauffte. (Dieser Platz war zu Athem eine Art von Börse, wohin diejenigen, welche etwas wichtiges abzuthun hatten, giengen, ihren Kauff zu schliessen.) Da er alles besah, was auf diesem Platz vorgieng, so sagte er, ihr mißbilligt die Lügen, und lüget, so offt ihr etwas zu verhandeln habt, öffentlich. Eure Marktplätze sind Orte, welche bestimmt sind zu betrügen, und sich auf Kosten der andern zu bereichern. Diese Anmerkungen könnten auch noch in unsern Zeiten gelten. Ob gleich die Redlichkeit so zu reden die Seele des Handels ist; so gehet doch Betrug dabey vor, so gut wie an allen andern Orten. Diog. Laert. Sect. 104. c. 5. p. 66. & sq.)

Zum vierten, mißfielen auch die griechischen Gastereyen unserm Philosophen mit Recht. Da er an ein sparsames Leben gewöhnt war, so konnte er sich nicht in die Verschwendung, welche dorten herrschte, schicken. Es schien ihm noch auffallender, daß Völker, welche sich schmeichelten die Vernunft auszubilden, mit einer Art von Wuth in diese Ausschweifungen verfielen, die dem Menschen den Gebrauch der Vernunft benahmen, und welche diejenigen ganz sinnlos machte, welche offt darein verfielen. Anacharsis machte hierüber tausenderley Betrachtungen, voller Scharfsinn und Verstand. Zu Anfang der Mahlzeit, sagte er zu den Griechen, trinket ihr aus kleinen Bechern; wann ihr bereits schon mehr getrunken habt, als die Vernunft erlaubt; so laßt ihr euch grössere bringen. Der erste Trunk, den ihr den Gästen zubringt, ist der Nothwendigkeit gewidmet, weil solches zur Erhaltung der Gesundheit gehört: der andere ist überflüßig, weil er blos zum Vergnügen geschiehet: der dritte macht euch zanksüchtig, und der letzte macht euch gar rasend." (Diog. Laert. ubi supra. Stobæus Serm. 44. p. 155. & Serm. 88. p. 302. Man sagt auch noch vom Anacharsis, er habe gesagt, der Weinstock brächte drey Trauben, der erste diene zum Vergnügen, der andere mache betrunken, und der dritte versetze die Seele in Traurigkeit. Diog. Laert. Sect. 104 c. 5. p. 66. & sp. Stobæus schreibt diesen Gedanken dem Pythagaras zu; Serm. 88. p. 302.)

Anacharsis konnte gar nicht ausstehen, daß man für diejenigen Preiße aussetzte, welche am meisten tränken. Als einstens Periander

eine solche Belohnung seinen Gästen ausgesetzt hatte, verlangte sie Anacharsis vor allen andern, und zwar aus der Ursache, weil er sich zuerst betrunken habe. Als man über seine Forderung lachte; so sagte er: „Ich sehe nicht ein, daß, wenn man Gäste zum trinken bittet, ihr euch einen andern Zweck vorsetzet, als um sie betrunken zu machen. Ich habe solchen am ersten erreicht; es ist also billig, daß mir der Preiß zu erkannt wird, so gut wie der Preiß des Wettlaufs demjenigen zukommt, der zu erst das Ziel erreicht." Diese Bemerkung war allerdings zweydeutig; allein sie zeigte auf eine sehr sinnreiche Art, die Unvernunft des Menschen, der fähig ist, sich eine Ehre daraus zu machen, mehr zu trinken oder zu essen als andere. (Athen. Lib. x. c. 10. Plutarch. Conviv. Sept. Sapient. T. II. p. 156.)

Weil Anacharsis glaubte, eine tugendhafte Unterredung sey die schönste Zierde einer Mahlzeit, so billigte er auch nicht, daß man Tonkünstler oder Lustigmacher dabey hatte, noch auch, daß man solche Vergnügungen, welche die Gäste ihrer Vernunft beraubten, oder die zum allerhöchsten sie bloß belustigten, andern vorzöge, die sie unterrichten könnten. Man ließ einsmals bey einem Gastmahl, worauf er eingeladen war, solche Lustigmacher kommen; allein er blieb ganz ernsthaft, während dem daß die andern Gäste über laut lachten, indem sie die Späße dieser Harlequinen bewunderten. Einige Augenblicke darauf brächte man einen Affen zum Vorschein, dessen Geberden den Anacharsis laut lachen machte. Da man ihn um die Ursache eines so verschiedenen Betragens gegen das

erste-

erstere fragte, so gab er zur Antwort, „der Affe wäre von der Natur gebildet worden, dem Menschen Vergnügen zu verschaffen; da es indessen gegen die Natur wäre, daß der Mensch sich ein Geschäfte und eine Kunst daraus machte, seines gleichen durch die Geberden eines Affen zu erlustigen." (Athen. Lib. XIV. c. 2.)

Fünftens konnten sich die Weltweisen selbst, welche Anacharsis für seine Lehrer erkannte, nicht rühmen, seinen Beyfall in allem Betracht zu erlangen. Er sagte, ihre Weißheit wäre wortreich, und bestünde mehr in schönen Worten, als in großen Handlungen. Und er hatte allerdings Recht; da es die Mode der damaligen Zeit war, alle Arten von spitzfindigen Fragen denjenigen, die den Ruf hatten besonders weise zu seyn, vorzulegen, so war die Haupt-Beschäftigung der Weisen, auf diese Fragen, auf eine witzige und sinnreiche Art zu antworten. Anacharsis muste so wohl als die andern sich diesem Gesetz unterwerfen, und wir werden sogleich sehen, daß er sich sehr glücklich von den Fragen los machte, welche man ihm vorlegte; aber er konnte nicht billigen, daß einige Späße, oder einige geschwinde und glückliche Antworten fähig wären, jemanden den Nahmen und das Ansehen eines Weißen zu erwerben. Nach seiner Meynung bestund das Wesen der Weißheit in einem gesetzten Verstand in einer Geschicklichkeit, wenig und mit Ueberlegung zu reden, und vorzüglich seinen Lebenswandel gut einzurichten. Dasjenige was Maximus Tyrius Diss. XV. p. 176. über diesen Gegenstand anführt, verdient allerdings gelesen zu werden. Anacharsis hatte in einem kleinen

Win-

Winkel von Griechenland einen Mann gefunden, der zu gleicher Zeit ein guter Vater, ein rechtschaffener Ehemann, ein guter Lehrer und ein ehrlicher Haußhalter war, und erklärte sich, daß dieses der Weise wäre, den er suchte. „Ich habe, sagte er, bey diesem Menschen wenige Worte, aber zu gleich einen Ueberfluß von guten Handlungen gefunden.

Hier sind einige Fragen, die man an den Anacharsis that, mit den Antworten, die ihm den Nahmen eines Weissen erwarben. Man fragte ihn, wie und durch welche Mittel ein König würklich berühmt werden könne? Dieses geschiehet, sagt er, wann er erkennet, daß er nicht der einige Verständige in seinem Königreich ist, das will sagen, wann er, anstatt alles nach seinem Kopf zu thun, fähig ist, einen guten Rath anzunehmen und zu befolgen. Die Antwort war allerdings sehr gut, allein sie war auch sehr frey, wenn es wahr ist, wie Plutarch versichert, daß sie an der Tafel des Periánders, Königs von Corinth, gegeben wurde. (Stobæus Serm. 17. Plut. Conv. S. Sap. T. II.)

Man fragte zu einer andern Zeit den Anacharsis, was dem Menschen am meisten entgegen wäre. Er gab zur Antwort: „Der Mensch hätte gewöhnlich keinen grössern Feind, als sich selbst.“ Auf die Frage, warum der gröste Theil der Menschen beständig verdrüßlich wäre, antwortete er: „Weil sie sich nicht allein über ihr eigenes Unglück bekümmern, sondern auch um das Glück und die Wohlfarth der andern.“ Was ist Gutes und Böses an einem

Men-

Menschen, sagte einer zu ihm? „Die Zunge, antwortete Anacharsis.“ Ein anderer fragte ihn, welches das beste Mittel sey, die Menschen von der Trunkenheit abzuhalten? „Man muß sie, sagte er, alle Thorheiten einsehen lassen, die ein Betrunkener begehet.“ Man fragte ihn, wozu das Geld den Griechen nützlich wäre? Er antwortete: „Das Geld ist gut es zu zählen.“ Er wollte dadurch, sagt Eustathius, den Geiz vieler Griechen tadeln, welche keinen andern Nutzen von ihrem Gelde zögen, als es vom Morgen bis zum Abend zu zählen. Diese Erläuterung rettet die Antwort des Anacharsis: Denn in der That ist das Geld zu vielen Dingen gut, wenn man es wohl anzuwenden weiß. (Stobæus Serm. 16. p. 58. Serm. 140. p. 408. Diog. Laert. Serm. 104. p. 67. Stobæus Serm. 44. p. 155. 88. p. 302. Diog. Laert. Sect. 103. p. 56. Athen. lib. IV. c. 15. p. 119. Eustath. ad Iliad. XIV. p. 992.)

Unter der grossen Anzahl von Fragen, welche man dem Anacharsis vorlegte, fanden sich zuweilen auch lächerliche, und deren Auflösung für einen Philosophen unschicklich waren. Ein Uebermüthiger kam eines Tags zu ihm, und fragte ihn: Welche unter beyden die gröste Zahl ausmachten, die Todten oder die Lebendigen? Anacharsis, anstatt auf eine so nichtswürdige Frage zu antworten, legte ihm diese Frage vor: „Unter welche Zahl er diejenigen setzte, welche auf dem Meere wären?“ Ein anderer, der sich auf eine Reise schickte, hatte ihn gefragt: Auf welche Art von Schiffen man sich am sichersten begeben könnte? Er antwortete: „Auf diejenige, so man auf das Land gezogen hat.“

Auch

Auch damals sagten, wie heut zu Tag, zuweilen grosse Männer grosse Nichtswürdigkeiten. Was hierbey den Anacharsis entschuldigen kann, ist, daß er durch seine Antwort zu verstehen geben wollte, man sollte eine solche Frage eher an einen Kaufmann oder Steuermann, als an einen Philosophen, ergehen lassen. (Diog. Laert. Sect. 104. p. 67.)

Hier sind noch einige andere Denksprüche des Anacharsis. Er sagte: „ Es sey besser einen einzigen gut gewählten Freund zu haben, als viele dutzendweiß. Als er eines Tags eine Reise auf dem Meere that, so fragte er den Steuermann, wie dick die Seitenbretter des Schiffs wären. Als ihm dieser antwortete, sie wären vier Finger dick, versetzte Anacharsis darauf: „ Wir sind also nur vier Finger breit vom Tod entfernt. “ Wir sehen aus dieser Rede, daß die Wort-Spiele, welche zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts so sehr im Schwange waren, den alten Griechen auch nicht unbekannt gewesen sind. Es sagte jemand zum Anacharsis, er habe eine barbarische Aussprache: „ Und ich, gab er zur Antwort, finde, daß alle Griechen etwas Barbarisches an sich haben. “ Ein anderer warf ihm vor, daß er ein Scythe sey, und glaubte ihn sehr zu beleidigen, wenn er ihn bey diesem Nahmen nennte. „ Ihr habt recht, versetzte Anacharsis, mein Vaterland macht mir Schande, und ihr macht sie eurem Vaterlande; ich gehöre meinem Vaterlande durch die Geburt zu, und ihr habt die Neigungen und das wilde Wesen davon an euch. “ Es geschahe eines Tags auf einem Gastmahle, daß ihn ein junger Mensch beleidigte:

digte; Anacharsis sagte zu ihm, ohne sich zu erzürnen: „Kleiner Knabe, wann du in deiner Jugend den Wein nicht vertragen kannst, so wirst du in deinem Alter Wasser tragen müssen.“ (Diog. Laert. Sect. 105. p. 67. Sect. 103. p. 66. Eustath. ad Iliad. XV. p. 1034. Clem. Alex. Strom. l. c. 16. p. 364. Diog. Laert. Sect. 104. p. 67. Ibid. 105. p. 67. Stob. Serm. 201. p. 128. d. i. Du wirst Wasser tragen müssen, das will sagen, du wirst ein Lastträger, ein Bettler werden.)

Was noch endlich die Bewunderung des Anacharsis bey den Griechen anlangt, so war sie so groß, daß sie geglaubt haben, sie müsten so gar die Stellung, in welcher er seiner Ruhe gewöhnlich pflegte, auf die Nachkommenschaft bringen. Wenn wir ihnen glauben dürfen, so war unser Philosoph ein Weiser, und gab selbst im Schlafe Unterweisung zur Tugend. Pherecides erzählt in allem Ernst, daß Anacharsis gewohnt gewesen, im Schlaf seine linke Hand auf den Bauch, und die rechte auf den Mund zu legen, damit anzuzeigen, daß diese beyden Theile des Menschen, eins so wohl als das andere, müsten im Zügel gehalten werden; allein die Zunge ist unterdessen derjenige Theil, welcher den mächtigsten Zügel nöthig hat. Wir wissen nicht, ob die Mahler den Anarcharsis in dieser Stellung gemahlet haben, allein, wenigstens ist es gewiß, daß diese vortrefliche Lehren auf allen seinen Gemählden gezeichnet gewesen. Dieses war, so zu reden, das Sinnbild, woran man das Gemählde dieses Philosophen erkannte. (Clem. Alex. Strom. lib. V. p. 672. Stobæus Serm. 128. p. 389. Diog. Laert. Sect. 104. p. 64.)

Es ist unangenehm, daß die Griechen, welche so viele Kleinigkeiten erzählen, so gar wenig von der Lehre des Anacharsis sagen. Und dieses ist der Hauptpunkt, den man an einem Philosophen zu kennen wünscht. Unterdessen ist dieses vielleicht nicht der Fehler der griechischen Schriftsteller. Aus dem, was wir gesagt haben, erhellet deutlich, daß Anacharsis die nehmliche Grundsätze mit dem Socrates hatte. Da er die wahre Weltweisheit nicht in tief ausgesonnenen Untersuchungen setzte, welche den Menschen weder vollkommener noch glücklicher machten, sondern in ein vernünftiges und wohl eingerichtetes Leben, so hat er uns fast nichts hinterlassen, als moralische Grundsätze, welche bestimmt waren, das Verhalten der Menschen zu bilden. Und dieses war auch der erhabene Zweck, den er sich bey der geringen Anzahl der Werke, welche er geschrieben hat, vorsetzte.

Wenn Plutarch die Meynungen unsers Philosophen richtig erzählt hat, so entfernte er sich, in der Lehre von dem Daseyn GOttes, oder von der Vorsehung, von seiner Nation gar nicht. Er sagt: „Es wäre eine Seele in den Haupttheilen der Welt; wie der Leib das Werkzeug der Seele ist, so ist die Seele auch ein Werkzeug GOttes, der sie leitet, führet, und wendet wie er will.“ Dieses war, wie wir anderswo gezeigt haben, die Lehre der Scythen. Sie erkannten Unter-Gottheiten, welche mit den verschiedenen Theilen der Materie verbunden waren, und das Element, worinnen sie wohnten, regierten, und ein höchster Geist, der Vater und Herr der Geister, regierte sie wieder nach eigenem Gutbefinden. Wir glauben aus

dem

dem Plutarch zu ersehen, daß Anacharsis den Beschwörungen Glauben beymaß, womit die Scythen ihre Krankheiten zu heilen gewohnt waren. (Plutarch. Conv. Sept. Sap. cap. 33. ibid. Tom. II. p. 28.)

Dieses ist alles, was wir von dem Scythischen Weltweissen wissen; die Abhandlungen, welche er heraus gegeben hat, und die uns vielleicht ein mehreres lehren würden, sind alle verlohren gegangen. Diogenes Laertius schreibet ihm ein Gedicht von 800. Versen zu. Es war solches eine Vergleichnng zwischen den Scythischen und Griechischen Gesetzen und Gebräuchen, worinnen er den Griechen, so wohl in Ansehung ihrer Lebensart, als in Absicht auf die Kriegskunst, den Vorzug gab. Suidas gedenket auch dieses Gedichts des Anacharsis, und noch eines andern, das eine Lobrede auf die Sparsamkeit war. Der Geschichtschreiber Ephorus hat irgendwo erzählt, daß die Welt dem Anacharsis über verschiedene Stücke, welche zum Leben nüzlich wären, Dank schuldig sey. Z. E. wegen der Erfindung der Blaßbälge, und des doppelten Ankers. Strabo stimmt nicht damit überein, besonders in Ansehun des ersten, indem solches schon zu Homers Zeiten bekannt gewesen wäre. Und er hat auch recht. Der Scholiast des Apollonius macht sich auch über den Ephorus lustig, weil er dem Scythischen Philosophen die Erfindung des doppelten Ankers zuschreibt; da der Anker schon zur Zeit des Argonauten bekannt gewesen. Allein diese Anmerkung scheinet uns nicht so billig zu seyn, als des Strabo seine, weil Ephorus von dem doppelten Anker, (αμφισβολος) das ist, von einem

Anker mit verschiedenen Hacken redet, welche Plinius Wieder-Hacken, (harpago) nennet, und deren Erfindung man beständig dem Anacharsis zuschrieb. (Diog. Laert. Sect. 101. p. 64. Suid. T. I. p. 186. Strabo VII. 203. Diog. Laert. Sect. 105. p. 67. Plin. Hist. Nat. lib. VII. cap. 65. Suidas in Voce αγκυρα. T. I. p. 50. Senec. Epist. lib. I. p. 90. Iliad. XVIII. v. 600. Appollon. Argonaut. I. v. 1277. Schol. ad h. l.)

Wir wollen jetzo die Lebensgeschichte unsers Philosophen vollends zu Ende bringen. Aller Wahrscheinlichkeit nach, brachte ihn der Tod des Solons auf den Entschluß, Griechenland zu verlassen, und in sein Vaterland zurück zu kehren, welches etwa zwey- oder drey und dreyßig Jahr nach seiner Abreise erfolgte. Er begab sich sogleich nach Lydien, den König Crösus zu besuchen, der ihn sehr freundschaftlich ersucht hatte, an seinen Hof zu kommen. Das Schreiben, wodurch Anacharsis diese Einladung beantwortet hat, verdient gelesen zu werden, weil es einen guten Beweis von der Uneigennützigkeit dieses Philosophen, und dem Zweck, den er sich bey seinen Reissen vorgesetzt hatte, enthält. Ich bin nach Griechenland gekommen, schreibt er, die Sitten und Wissenschaften der Griechen kennen zu lernen. Ich habe das Gold nicht nöthig, das du mir anbietest; mein Wunsch wird völlig erreicht, wenn ich besser nach Scythien zurück komme, als ich abgereiset bin. Doch dieses soll mich nicht hindern, dich zu Sardis zu besuchen, weil ich das Glück, unter die Zahl deiner Feunde aufgenommen zu werden, sehr hoch schätze. (Diog. Laert. Sect. 105. p. 68.)

Nach-

Nachdem Anacharsis den König von Lydien besucht hatte, so schiffte er sich ein, um in sein Vaterland zurück zu kehren. Die Geschichtschreiber sind nicht einig, wegen dem was ihm, nachdem er nach Scythien zurück gekommen war, begegnet ist. Hier ist die Erzählung des Herodots davon: „Die Scythen haben eine grosse Abneigung gegen auswärtige Gewohnheiten, und vornehmlich gegen Griechische. Das Beyspiel des Anacharsis und des Scyles geben davon einen deutlichen Beweis. Der erste hatte viele Länder gesehen, und sich einen Schatz der Weisheit auf seinen Reisen gesammlet. Da er über den Hellespont gegangen war, um nach Scythien zurück zu kehren, kam er in die Stadt Cisium, wo man gerade ein herrliches Gastmahl, zur Ehre der Mutter der Götter feyerte. Bey dieser Gelegenheit that er eine Gelübde, daß, wenn er frisch und gesund in sein Vaterland zurück käme, er dieser Göttin ein vollkommen gleiches Opfer bringen, und ihr eine feyerliche Nacht heiligen wollte. Als er hierauf nach Scythien gekommen war, begab er sich heimlich in einen Wald, der voller Bäume aller Arten stund. Man nennte ihn Hylæa, und er ist in der Nachbarschaft desjenigen Orts, den die Griechen in ihrer Sprache den Lauf, oder die Laufbahn des Achilles nennten. In dieser Einsamkeit feyerte Anacharsis das Fest so, wie er sich dazu anheischig gemacht hatte, indem er die Trommel schlug, und die Bildnisse der Göttin an die Bäume hieng. Ein Scythe, der ihn sahe, als er sich mit diesen Andachts-Uebungen beschäftigte, erzählte es dem König Saulius, der, als er sich an diesen Ort begeben, und den Anacharsis in diesen Beschäftigungen gefunden hatte,

denselben mit einem Pfeil erlegte. Wenn man heutiges Tags die Scythen nach dem Anacharsis fragt, so geben sie zur Antwort, sie kennten ihn nicht, und dieses thun sie, weil dieser Philosoph nach Griechenland gegangen war, und dorten fremde Sitten angenommen hatte. Ich habe den Tymnes, den Vormund des Spargapithes sagen hören, daß Anacharsis ein Oheim des Indathyrses, des Königs der Scythen, und ein Sohn des Gnurus, ein Enkel des Lucus, und ein Ur-Enkel des Spargapythes gewesen sey. Wann es wahr ist, daß Anacharsis aus diesem Hauße gewesen ist, so wäre er von seines Bruders Sohn getödet worden, indem Indathyrses der Sohn des Saulius gewesen, der den Anacharsis ermordet hat. (A Patruele, von seines Vaters Bruders Sohn. Ohnerachtet dessen ist ein Fehler in dem Herodoto. Wenn Anacharsis der Oheim, Patruus des Indathyrsis war, so muste er ein Bruder des Saulii gewesen seyn. Herodot. lib. IV. cap. 76.)

Diogenes Laertius erzählt die nehmliche Begebenheit mit einer geringen Veränderung; aber er kommt doch damit überein, daß Anacharsis vom Könige Saulius getödtet worden sey. Man sagt, daß, als er auf der Rückreise nach Scythien war, er die Gesetze des Landes habe verändern wollen, um griechische Gebräuche einzuführen; dieses war die Ursache, daß ihn sein Bruder, da sie mit einander auf der Jagd waren, mit einem Pfeilschuß ermordete. Sterbend sagte er, die Weisheit, welche er erlernet habe, hätte ihn in Griechenland erhalten, und der Neid, den sie ihm zugezogen, brächte ihn in seinem eigenen Vaterlande um. Andere geben vor,

vor, er wäre bey einem Opfer umgebracht worden, das er nach griechischer Gewohnheit gebracht hätte. Was Herodot und Diogenes Laertius von dem traurigen Ende des Anacharsis erzählen, bestättiget auch Clemens von Alexandrien, welcher sogar diese Ermordung zu vertheidigen scheinet. (Diog. Laert. Sect. 102. Clem. Alex. Coh. ad Gent. p. 120. Cyril. adv. Jul. lib. IV. p. 131. Casaubonus hat angemerkt, daß, aus Unwissenheit eines Abschreibers, diese Worte, qui aliquando Anacharsis erat, welche jemand an den Rand der Stelle des Clemens von Alexandrien gesetzt habe, in den Text eingetragen worden. Casaub. ad Diog. Laert. Sect. 102.) Wir haben unterdessen doch auch Schriftsteller, welche behaupten, daß Anacharsis an den Hof des Königs von Scythien zurückgekehrt, und bey seinen Landsleuten ganz ruhig gestorben sey, nachdem er beynahe hundert Jahre alt geworden wäre. Drey Umstände scheinen diese letzte Meynung zu begünstigen:

Erstlich, ein Schriftsteller, den Suidas anführt, versichert, daß Anacharsis den Scythen Gesetze gegeben habe. Dieses würde allerdings ein starker Beweis seyn, daß er von seinen Landsleuten gut aufgenommen worden sey. Allein diese Gesetze der Scythen, welche Anacharsis entworfen, oder errichtet haben soll, kommen uns als ein blosses Hirngespinste vor. Die Scythen hatten nicht eher geschriebene Gesetze, als einige Jahrhundert nach der Zeit unsers Philosophen, dessen Werk, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Vergleichung der griechischen Gesetze, mit den Gesetzen seiner Nation war.

Zum andern ist es gewiß, daß Anacharsis, bey seiner Zurückkunft in sein Vaterland, den König besuchte, und ihm Rechnung ablegte, von der ihm übertragenen Verrichtung. Er sprach, z. E. mit ihm von dem Wein, der bisher den Scythen unbekannt gewesen, und zeigte ihm eine Weinrebe, welche er mitgebracht hatte, und sagte dabey, daß dieses Gewächs schon bis nach Scythien würde Zweige getrieben haben, wenn sie die Griechen nicht jährlich abschnitten. Herodot gestehet ausserdem selbsten, daß man in Peloponnes öffentlich gesagt habe, daß Anacharsis, als er dem Könige Bericht erstattet habe, von dem, was er auf seinen Reisen beobachtet hatte, ihm unter andern gesagt habe, daß die Griechen sich auf alle Wissenschaften legten, ausgenommen die Lacedemonier, welche, als geschickte Kaufleute, sich mit nichts abgäben, als zu schicklicher Zeit zu geben und zu nehmen. (Athen. lib. X. p. 320. Eustath. ad Odyss. V. p. 1524. Herodot. IV. 77.)

Drittens, haben wir auch noch anderwärts Gelegenheit gehabt, zu beweisen, daß die Scythen die Mutter der Götter verehrten, und ihr Feste heiligten, die beynahe denjenigen völlig ähnlich waren, welche die Phrygier und Mysier der nehmlichen Göttin zu Ehren feyerten. Wir können also kaum begreiffen, worinnen das Verbrechen des Anacharsis sollte bestanden haben. Es ist wahr, daß die Scythen nicht erlaubten, daß man die Gottheit unter der Gestalt eines Menschen vorstellte. Aber es ist sehr ungewiß, ob das Bildnis, welches unser Philosoph aus Cizikum mitgebracht hatte, diese Gestalt gehabt habe, weil dasjenige, welches

die

die Phrygier einige Jahrhundert hernach nach Rom schickten, ein blosser Stein war.

Ohne deswegen über den Tod des Anacharsis einen entscheidenden Ausspruch zu thun, müssen wir dennoch gestehen, daß die Erzählung des Herodots die meiste Wahrscheinlichkeit vor sich habe, und dieses um so viel mehr, weil er eben das erzählt, was er aus dem Munde eines vornehmen Scythischen Herrn gehört hatte, der der Vormund des Königs Spargapithes gewesen war. Wir können uns leicht vorstellen, daß Anacharsis sogleich nach seiner Zurückkunft, an den Hof des Königs der Scythen wird gegangen seyn. Allein, da er sich heimlich in einen Wald begeben, und daß er da gefunden worden, als er eben ein griechisches Fest und nach Art der Griechen begieng, so brauchte es nichts mehr, um ihn als einen Gottlosen anzusehen, und das bey solchen Leuten, welche überhaupt allen fremden Aberglauben verabscheueten. Der falsche Eyfer hat öfters Menschen, wegen noch andern Kleinigkeiten umgebracht.

Im übrigen, wann auch Anacharsis eines natürlichen Todes gestorben ist, so müssen wir dennoch gestehen, daß er wenigstens keine Schüler bey seiner Nation gemacht habe: da doch Orpheus und Zamolxis unter ihren Mitbürgern, ja selbst von den benachbarten Völkern, Schüler und Nachfolger gehabt haben. Der Grund dieser Verschiedenheit ist merklich, und macht dem Anacharsis Ehre. Er war weder ein Schwärmer noch Betrüger. Er war ein ehrlicher Mann, der das menschliche Geschlecht verbessern wollte, und es zur Tugend zu führen

suchte, indem er es zur Vernunft zurück rief. Es gieng ihm hierbey nicht besser als dem Socrates, dessen Ende beynahe eben so traurig war, als das seinige. Anacharsis hatte einen richtigen und scharfsinnigen Verstand, ein gutes und großmüthiges Herz. Er war lebhaft und lustig in Gesellschaften, seine Aufführung war die allerordentlichste. Er war gerecht, uneigennützig, mäßig, keusch und bescheiden. Es ist gewiß ein grosses Lob für ihn, daß er, ob er gleich aus königlicher Familie war, sich dennoch den grösten Beschwerlichkeiten und der Unruhe einer weiten Reise aussetzte, und das in der bloßen Absicht, seinen Verstand zu bilden, und die Weltweisheit so zu erlernen, daß er dadurch ein rechtschaffener Mann würde.

Wir wissen nicht, wo Aelianus mag gefunden haben, daß er sich oft an der Tafel des Periánders, des Königs von Corinth, sollte betrunken haben, und daß er diesen Fehler mit in sein Vaterland gebracht, und die Scythen gleichfalls angewöhnt hätte, den Wein pur zu trinken. Diese Beschuldigung hat gar keine Wahrscheinlichkeit. Es ist wahr, wie wir auch schon erzählt haben, daß sich Anacharsis auf einer Mahlzeit, welche Periander verschiedenen Weisen, die er nach Corinth beruffen hatte, gegeben hatte, berauschte. Allein, unser Philosoph war ein Feind von aller Ausschweifung, und seine Lebensart war die eingezogenste und sparsamste. „Ich bin, sagte er zu einem seiner Freunde, in gemeinen Stoff gekleidet, ich gehe barfuß, und schlafe auf der Erde. Ich kenne kein anderes Gewürz zu meinen Speisen, als den Hunger. Meine Nahrung ist Milch, Käß

und

und Fleisch." (Aelian. V. H. lib. II. c. 11. p. 125. Cicero Tuscul. Quæst. lib. V. cap. 90. p. 3600.)

Die Griechen bestättigen dieses Zeugniß, welches Anacharsis sich selbst giebt. Sie bekennen, daß er ihnen oftmals die Verschiedenheit und Kostbarkeit ihrer Gerichte vorwarf, die Verschwendung, welche bey ihren Gastereyen herrschte, und vorzüglich die Ausschweifungen, welche man dabey mit dem Wein begieng, heftig tadelte. Ist es wohl wahrscheinlich, daß er sich sollte unterstanden haben, den Griechen solche Regeln vorzuschreiben, und ein Gedicht über die Sparsamkeit heraus zu geben, wann er selbst in solche Ausschweifungen der Unmäßigkeit gerathen wäre? Sollte sich überdies nicht jemand gefunden haben, der ihm vorgeworffen hätte, daß er durch seine Aufführung die herrlichen Lehren, die er durch seine Reden und Schriften ertheilte, wieder verläugnete. Wir glauben, daß Aelianus dem Anacharsis und den Scythen gleiches Unrecht thue; dem Anacharsis, weil er von den Neigungen dieses Philosophen, nach seiner Landsleuten ihren urtheilte, welches doch nicht stets untrüglich ist; den Scythen, weil er in Ansehung der Zeit keinen Unterschied macht, und diese Völker beschuldigt, sie tränken blossen Wein, zu einer Zeit, da dieses Getränk ihnen noch ganz unbekannt war.

Wir behaupten endlich noch, daß Anacharsis gestorben sey, ohne verheyrathet gewesen zu seyn. Wann man ihn fragte, warum er keine Frau nähme? so gab er zur Antwort: Er befürchtete, er möchte seine Kinder allzusehr

lieben. Wann diejenigen, die diesen besondern Umstand anführen, hiervon hinlänglich unterrichtet gewesen sind, so ist klar, daß Athenäus auf die Rechnung unsers Philosophen, ein Geschichtgen sehr unrecht erzählte: „Ein Mann, der mit ihm an der Tafel war, sagte zu ihm, da er seine Frau ansahe: Ihr habt eine sehr häßliche Frau genommeu. Anacharsis gab zur Antwort: Das weiß ich so gut als ihr; aber lasset uns puren Wein einschenken, so werden wir sie schön finden." (Stobæus Serm. 201. p. 688. Athen. lib. X. cap. 13.)

Zamolxis, der Hohepriester der Geten, von dem wir jetzo reden wollen, wird für einen Schüler des Pythagoras gehalten. Wann dieses wahr ist, so muß er wenigstens ein halbes Jahrhundert jünger seyn, als Anacharsis. Herodot sagt: Die Geten, die man Unsterbliche nannte, führen diesen Nahmen deswegen, weil sie sich in der That für unsterblich halten. Sie sind der Meynung, daß ein Mensch, welcher stürbe, zum Zamolxis gehe, welchen einige mit dem Gebeleisis für einerley halten. Sie haben die Gewohnheit, alle fünf Jahre einen Gesandten an den Zamolxis zu schicken, den sie unter sich selbst durch das Loos wählen, und dem ein jeder einen Auftrag an seine Familie in der andern Welt mit giebt. Ich habe von den Griechen, die am Hellespont und am schwarzen Meere wohnen, gehört, daß dieser Zamolxis ein Sclave des Pythagoras, und ein Sohn des Mnesarchis von Samos gewesen sey. Da er in der Folge aus der Knechtschaft loskommen war, und grosses Vermögen zusammen gebracht hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, und fand die Thra-

cier,

cier, seine Landsleute, tief in Laster und Unwissenheit versunken. Da ihn sein Aufenthalt bey den Jonischen Griechen und bey dem Pythagoras, der ein vortreflicher Philosoph war, Lebensart und feinere Sitten hatte kennen lernen, so ließ er ein Hauß bauen, wo er oft die vornehmsten Herrn seiner Nation speißte, und während der Zeit, da sie an der Tafel bey ihm wären, lehrte er sie, daß weder er, noch sie, noch diejenigen, so nach ihnen gebohren würden, sterben, sondern an einen Ort kommen würden, wo sie täglich einen Zufluß von allen möglichen Gütern haben würden. (Zamolxis lehrte also, wie wir sehen, die Unsterblichkeit der Seele, und die Hofnung eines zukünftigen Lebens nach dem Tode. Die schwachsinnigen Griechen aber bildeten sich ein, daß er gelehrt habe, die Scythen stürben niemahls.) Unterdessen, als er diesen Unterricht ertheilte, machte er sich, zu gleicher Zeit, eine unterirdische Wohnung. Als sie fertig war, verschwand er auf einmahl, und begab sich in diesen verborgenen Aufenthalt, wo er drey ganzer Jahr lang blieb. Die Thracier beklagten und beweinten ihn, weil sie ihn für todt hielten. Als diese drey Jahre verflossen waren, so kam er wieder zum Vorschein, und die Thracier glaubten ihm nun in demjenigen, was er ihnen von einem andern Leben gesagt hatte, vollkommen. Dieses sagt man von dem Zamolxis. Ich getraue dasjenige, was man von ihm und seinem Aufenthalt unter der Erde sagt, weder zu behaupten noch zu läugnen. Ich halte ihn indessen doch vor viel älter, als den Pythagoras. (Herodot. IV. 94. 95. 96.)

[Einige Ausgaben haben Σαμολξιν δαιμονα, den Gott oder Schutzgeist des Zamolxis. Das Wort χαιρετα, welches Herodot braucht, bedeutet hier, nach dem Gebrauch der Heyden, eine Art von Entschuldigung, welche der Geschichtschreiber dem Zamolxis macht, im Fall er ihm nicht die Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so er ihm schuldig wäre, und wann er auf eine solche Art gesprochen, die seiner Grösse nicht würdig wären.]

Was hier Herodot vor gewiß angiebt, ist die Meynung der Geten, welche glauben, daß die Todten zu dem Zamolxis kommen. Aber er will dasjenige, was ihm die Griechen, welche längs dem Hellespont wohnen, erzählt haben, weder behaupten noch verwerfen, nemlich, daß ein Mann, Nahmens Zamolxis gelebt habe, der ein Sclave und hernach ein Schüler des Pythagoras gewesen, und der sich eines frommen Betrugs bedient habe, bey seiner Nation die Lehre von einem andern Leben einzuführen. Man muß dem Geschichtschreiber danken, daß er, da er starke Gründe hatte, an der Wahrheit und Zuverläßigkeit dieser Erzählung zu zweifeln, meldet, er gäbe sie für das aus, was sie werth sey.

Indessen waren die nachfolgende Schriftsteller, welche meistens keinen andern Führer als den Herodot gehabt zu haben scheinen, nicht damit zufrieden, dasjenige, was diesem Geschichtschreiber verdächtig vorkam, für gewiß auszugeben, sondern sie setzten auch zu seiner Erzählung noch unendlich viele Umstände hinzu, woran er gar nicht gedacht hatte. Man hat, z. E. erzählt,

zählt, daß Zamolxis, ein Sclave des Pythagoras, nach seinem Tode unter die Zahl der Helden, der Halbgötter, und sogar der Götter wäre versetzt worden. Man hat gesagt, daß er von den Geten für den grösten Gott wäre gehalten worden. Andere haben versichert, er habe selbst vor seinem Ende, die Ehrenbezeugungen und Titel der Gottheit genossen. Strabo selbst, der hier mehr Einsicht als die andern gehabt zu haben scheinet, sagt dennoch, daß die Geten von langen Zeiten her, einen Schüler des Pythagoras, Nahmens Zamolxis, unter die Götter versetzt hätten. (Unter die Halbgötter, welche auf den Inseln der Glückseligen sind, setzet Lucian die beyden Cyrus, den Anacharsis und Zamolxis. Lucian. V. Hist. lib. II. p. 396. Lucian. Deor. Concil. p. 1098. Lucian. Jov. Frag. p. 699. Jamblich. Vit. Pythag. Sect. 173. Phavorinus ap. Stobæum. Serm. CLXXIV. p. 600. Strabo lib. XVI. p. 762.)

Um dasjenige zu erklären, was in diesen verschiedenen Erzählungen unordentlich und widersprechend ist, müssen wir hier eine Anmerkung wiederholen, welche wir an einem andern Ort angebracht haben:

Erstlich, die Geten geben den Nahmen Zamolxis, dem höchsten Gott. Dieses versichert der Geschichtschreiber Mnaseas ausdrücklich. „Er sagt, daß die Geten den Gott Saturnus unter dem Nahmen Zamolxis verehrten.“ Wir finden die nehmliche Anmerkung bey dem Hesychius. Nachdem dieser eben das erzählt hat, was Herodot sagt, daß er nemlich von den Griechen, die an dem schwarzen Meere wohnten, gehört habe, daß Zamolxis ein Sclave des Pythagoras gewe-

sen sey, so setzt er hinzu: „Andere behaupten indessen, daß dieser Nahme den Gott Saturnus bedeute.“ Man siehet leicht, daß der Saturnus hier der Teut oder Odin, der Scythisch- und Celtischen Völker gewesen, den sie den allerältesten Gott nannten, und dem sie Menschenopfer schlachteten. (Suidas in Zamolxi. Hesych. in Zamolxi.) Porphyrius hat irgendwo gefunden, daß der Zamolxis der Geten über den Krieg gesetzt sey, und aus diesem Grund hält er ihn für den Hercules der Griechen. Wir haben schon anderswo gezeige, daß, nach der Götterlehre der Celten, dieses der höchste Gott war, welcher dem Krieg vorstund; daß man sich also nicht verwundern darf, daß man, unter den verschiedenen Nahmen, womit ihn die Ausländer belegt haben, ihm auch den Nahmeu Mars und Hercules gegeben. Diesem Zamolxis opferten die Geten Menschen. Wann sie jemanden todt schossen, so hiessen sie solches einen Boten an den Zamolxis abschicken, weil sie in der Meynung waren, daß alle diejenige, so eines gewaltsamen Todes stürben, zum Odin in den Valhalla kämen. Wir haben erst kürzlich eine Stelle des Lucians angeführt, worinnen Anacharsis eingeführt worden ist, daß er einen Scythen bittet, den er zu Athen findet, ihn in sein Hauß aufzunehmen, indem er ihn bey dem Zamolxis und bey seinem Degen beschwur. Es ist offenbahr, daß in dieser Stelle Zamolxis der Gott ist, den die Scythen vorzüglich vor den andern verehrten, als bey dessen Nahmen sie schwuren, und dessen Bildniß ein Degen war. (Porphyr. vid. Pythag. Sect. 14.)

Zum andern, die Geten legten den Nahmen Zamolxis auch noch dem Hohenpriester bey, der den Dienst dieses Gottes besorgte. Dieses erhellet ganz deutlich aus einer Stelle des Strabo, welche wir schon angeführt haben. Er sagt: „Daß Zamolxis, der ein Sclave des Pythagoras gewesen, sich bey den Geten durch seine Weissagungen berühmt gemacht habe, daher er den König dahin beredet hätte, ihm als einen getreuen Ausleger des göttlichen Willens, zum Mitregenten anzunehmen; daß er hierauf sogleich als ein Priester Gottes erklärt worden, den die Geten vorzüglich verehrten, daß er den Nahmen eines Gottes bekommen, und daß nach diesem, jederzeit bey den Geten ein Mann gewesen, von dem Stand des Zamolxis, der dem Könige in seinem Rath beygestanden, und dem das Volk den Nahmen eines Gottes beygelegt habe." In dieser Stelle wird offenbahr von einem Hohenpriester geredet, der, weil er den Nahmen des Gottes führte, dessen Diener er gewesen, diesen Tittel, nebst den Dienst, den er auf sich hatte, seinem Nachfolger überließ.

Das nemliche müssen wir von der Stelle des Platon sagen, wo ein Thracischer Arzt eingeführt wird, der zu dem Griechischen Philosophen sagt: „Zamolxis, unser König, der zugleich Gott ist, sagt: Man müsse sich nicht versprechen, die Augenkrankheiten zu heilen, wo man nicht zugleich den ganzen Kopf zurecht brächte." Der Hoheprieſter, der diesen Ausspruch gethan hatte, wurde König genannt, weil ihn der König zum Mitregenten annahm, und sein Nahme unter allen Befehlen neben dem Nahmen des Regenten geschrieben war.

Er

Er führte auch den Nahmen eines Gottes, weil dieser Tittel mit seiner Würde verbunden war, und die Geten seine Ausspräche, als eben so viele Orakel des Gottes selbst annahmen, dessen Diener er war.

Wir wollen jetzo unsere Entscheidung geben. Weil die Geten den Nahmen Zamolxis, nicht allein ihrem höchsten Gott, sondern auch dem Obersten ihrer Druiden gaben, so können wir sagen, daß der Gesetzgeber der Geten ein berühmter Philosoph war, der den Nahmen Zamolxis bekam, weil er die Würde eines Hohenpriesters bey seiner Nation begleitete. Von diesen Philosophen ist die Stelle des Diodors von Sicilien zu verstehen, welcher sagt, daß sich Zamolxis rühme, von der Göttin Vesta Gesetze empfangen zu haben, die er den Geten gegeben. Vielleicht suchte dieser Gesetzgeber, weil er die Lehre von den Straffen und Belohnungen eines zukünftigen Lebens, für die stärkste Stütze der Gesetze hielt, solche mit möglichstem Fleiß in Gang zu bringen. Vielleicht bediente er sich, um bessern Fortgang zu bekommen, eines Betrugs, welcher seine Landsleute glauben machte, er wäre gestorben, und in drey Jahren wieder auferstanden. Indessen wollen wir gar nicht läugnen, daß Pythagoras nicht sollte einen Schüler gehabt haben, der sein Glück in seinem Vaterlande gemacht hätte, und daselbst zum Priester des höchsten Gottes gemacht worden, weswegen er auch den Nahmen Zamolxis bekam, anstatt daß er zuvor Thales geheissen. (Diodor. Sicil. lib. I. p. 59. Jornandes setzte den Zeuta, Diceneus und Zamolxis unter die Zahl der Philosophen, welche bey den Gothen in Ansehen gestan-

gestanden, nachdem sie nach Thracien gegangen. Jornand Get. IV. p. 613. Porphyr. Vit. Pythag. Sect. 14.)

Allein die Griechen haben hier zwey Hauptfehler begangen. Erstlich haben sie den Gott Zamolxis, mit den Priestern, welche diesen Nahmen führten, verwechselt. Diesen Priestern schrieben sie dasjenige zu, was eigentlich dem Gott gehörte, dessen Diener sie waren. Sie haben, z. E. gesagt, daß die Geten dem Zamolxis opferten, das heißt, Menschenopfer brächten, der doch ein Sclave des Pythagoras gewesen; und daß sie ihn für den Gott Saturnus hielten. Sie sagten, daß dieser Sclave, da er die Geten von der Unsterblichkeit der Seele überredet, und ihnen Gesetze gegeben habe, für den höchsten Gott angesehen worden sey. Dieses ist alles in den Wind geredet. Wir haben anderswo gezeigt, daß die Geten diese Vergötterung nicht kannten, vermöge welcher ein grosser Mann nach seinem Tode unter die Zahl der Götter versetzt worden. Sie gaben ihren Priestern den Nahmen eines Gottes, selbst wann sie noch lebten, und noch würklich die Verrichtungen ihres Amts versahen. Der Nachfolger des Hohenpriesters erbte auch seinen Titel. (Diog. Laert. in Pythag. lib. VII. Sect. 2. p. 488. Jamblich. Vit. Pythagor. Sect. 173.)

Der andere Fehler der griechischen Schriftsteller bestehet darinnen, daß sie nicht genugsam auf dasjenige geachtet haben, was Herodot angeführt hat; nemlich, daß der Philosoph

Zamolxis, welcher die Geten in der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele unterwiesen, älter seyn müsse als Pythagoras. In der That, wann Zamolxis ein Schüler des Pythagoras gewesen wäre, so müste er beynahe ein Zeitgenosse des Herodots gewesen seyn, der zu Anfang der LXXIVsten Olympiade gebohren worden, dreyzehn oder vierzehn Jahre vor dem Tode des Pythagoras, den Hermippus gegen die Mitte der LXXVII. Olympiade setzet. Statt dessen war die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bey den Thraciern weit älter. Dieses war, wie wir gezeigt haben, ein Hauptpunct in der Lehre des Orpheus, der neun bis zehn Jahrhunderte vor dem Herodot lebte, und da die Gesetze der Geten schon zur Zeit des Anacharsis da waren, so war es unmöglich, daß der Gesetzgeber dieses Volks ein Schüler des Pythagoras gewesen seyn sollte. (Diog. Laert. vita Pythag. L. VIII. S. 40. Brucker. Hist. Crit. Philos. lib. II. cap. 10. p. 1021.)

Lucian hatte sicher nicht daran gedacht. Er behauptet, daß Zamolxis, ein Sclave des Pythagoras, von den Geten in die Zahl der Götter versetzt worden sey, und er führt den Anacharsis an, wie er einen seiner Landsleute im Nahmen des Gottes Zamolxis beschworen, ihm einen Aufenthalt zu verschaffen. Pythagoras war erst einige Jahre nach der Ankunft des Anacharsis zu Athen, gebohren. Strabo hatte also auch nicht sagen können, daß die Celten zu seiner Zeit das Gesetz beobachtet hätten, welches Zamolxis, ein Schüler des Pythagoras,

ihnen ertheilt hätte, sich des Fleisches der Thiere zu enthalten. Dieser Aberglaube war bey den Geten schon von den Zeiten des Orpheus an eingeführet. Wir müssen also dasjenige behaupten, was Herodot sagt, daß der Zamolxis der Geten weit älter als Pythagoras gewesen sey. (Anacharsis kam nach Athen im ersten Jahre der XLVIIsten Olympiade. Man setzet die Geburth des Pythagoras, höchstens in das dritte Jahr der XLVIIIsten Olympiade, und auf das weiteste, in das erste Jahr der LIIIsten Olympiade. Brucker Histor. Crit. Philos. lib. II. cap. 10. p. 998.)

In Ansehung der Wort-Erklärung des Nahmens des Zamolxis, den einige Zalmoxis, oder Salmoxis geschrieben haben, ist es unmöglich, etwas gewisses davon zu bestimmen, weil dieses Wort aus einer Sprache entlehnet ist, welche uns beynahe ganz unbekannt ist. Strabo sagt, daß die Insel Samos, (wo die Thracier ein sehr berühmtes Heiligthum hatten) ihren Nahmen von den hohen Gebürgen, wovon sie umgeben ist, und welche die Einwohner des Landes in ihrer Sprache Samnos nannten, erhalten habe. Es könnte also seyn, daß Zamolxis den Gott Tis bedeutete, der auf hohen Gebürgen angebetet wurde. Wenn diese Wort-Erklärung dem Leser nicht gefällt, so kann er dasjenige beurtheilen, was Porphyrius bemerkt hat. Diese Herleitungen der Worte sind jenem Gewölke ziemlich ähnlich, worinnen das gemeine Volk Pferde, Wagen, schlagende Armeen, nebst allen andern Bildern, die eine verdorbene

Einbildungskraft ausbildet, findet. (Einige Handschriften des Herodots haben Zamolxis. In dem Hesichius heist es bald Salmoxis, Saturnus, bald Saltatio, und Cantilena. Strabo lib. X. p. 457. Porphyrius giebt vor, daß man diesen Philosophen Zamolxis genennt habe, weil man ihn gleich nach seiner Gebnrth in eine Bärenhaut gewickelt habe. Er setzt noch hinzu, daß, nach anderer Meynung, Zamolxis einen Fremdling bedeute. Porphyr. Vit. Pythag. Sect. 14. 15.)

Die Geten hatten auch noch einen andern sehr berühmten Weltweisen, den Diceneus. Wir wollen hier nur etwas weniges von ihm erwähnen, weil schon an verschiedenen Orten dieses Buchs Meldung von ihm geschehen ist. Strabo versichert, daß dieser Diceneus bey den Geten die nehmliche Ehre gehabt habe, welche Zamolxis einige Jahrhunderte zuvor genossen hatte. Er setzet also voraus, daß diese beyde Philosophen unter einerley Nation berühmt gewesen. Was er aber davon sagt, ist doch nicht ganz ohne Schwierigkeiten. Die Geten, unter denen Zamolxis der oberste Priester war, wohnten jenseits der Donau, auf der Seite von Griechenland. Darius Hystaspes fiel in ihr Land ein, und überwältigte sie, ehe er an die Donau kam. Diceneus im Gegentheil, führte sein Priesteramt in dem Königreich des Berebistes, der sein Land disseits dieses Flusses hatte, auf der Seite von Sarmatien. Wir glauben indessen, daß diese Schwierigkeit durch eine Anmerkung, welche Strabo irgendwo gemacht hat, gehoben werden könne. Er sagt,

daß

daß die Geten ein nomadiſches Volk wären, welches über die Donau gieng, und wieder zurück käme, nachdem es das Beſte ihrer Geſchäfte erfordere. (Strabo lib. VII. p. 298. Herodot. IV. 93. Strabo lib. VII. p. 305.)

Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſcheinet der Erdbeſchreiber, den wir eben angeführt haben, ſehr vernünftig von dem Diceneus zu urtheilen. „Dieſer war, ſagte er, ein Betrüger, der, als er einige Wahrſagungskünſte, bey ſeiner Reiſe durch Egypten gelernt hatte, ſolcher ſich bediente, dem Volk weiß zu machen, daß die Götter durch ſeinen Mund Orakel-Sprüche ertheilten.“ Jornandes, der den Diceneus in einer weiten Entfernung ſahe, und überdieſes ſein Landsmann war, urtheilt weit vortheilhafter von ihm. Nach dieſem, war Diceneus ein vortreflicher Philoſoph, ein rechtſchaffener Theolog, ein weiſer Geſetzgeber, und mit einem Wort, ein in allen Fällen brauchbarer Mann.

Wir glauben zwar, daß es uns ganz wohl erlaubt ſey, an allem dieſem zu zweifeln, oder wenigſtens an dieſen Lobſprüchen etwas abzubrechen. Allein wir können doch auch nicht läugnen, daß Dicencus ein groſſer Mann geweſen, und daß er ſeinem Volk ausgezeichnete Dienſte geleiſtet habe. Er ermunterte den Muth der Geten ſo ſehr, daß die Zeit ſeines Hohenprieſterthums durch beſtändige Siege, ſo ſie über die benachbarte Völker davon trugen, ausgezeichnet wurde. Das Geſetz, wodurch er

den Geten den Gebrauch des Weins verbot, scheinet zu erkennen zu geben, daß er ernstlich darauf bedacht gewesen, die Laster seiner Landsleute zu verbessern. Wir dürfen uns also gar nicht wundern, daß die Gothen noch zur Zeit des Jornandes, einen tiefen Respect gegen sein Andenken behalten haben, und daß sie, um ihren Gesetzen ein desto grösseres Ansehen zu geben, deren Einführung diesem Hohenpriester zuschrieben. (Wenn Strabo Lib. VII. p. 303. 304. die Siege des Königs Berebistes erzählt, so versichert er, daß er solche sämmtlich den Anschlägen des Diceneus zu verdanken habe.)

Wir könnten noch von vielen andern Scythischen Weltweissen reden, deren die Alten Erwähnung thun. In diese Zahl gehören Zeuta, Abaris, Tamyris, Linus, Toxaris, Prometheus, und einige andere. Allein, auf einer Seite wissen wir gar nichts von ihrer Lehre; auf der andern Seite ist dasjenige, was man von ihrer Person erzählt, in so viele Fabeln verhüllt, worinnen man so viele Widersprüche findet, daß das sicherste ist, nichts davon zu sagen. Wir wollen also nur noch ein paar Worte von der Uebereinstimmung der Pythagoräischen und Celtischen Weltweisheit reden.

Man behauptet, daß Pythagoras die Celtischen Weltweisen gekannt, und viele von ihren Meynungen angenommen habe. Ein Schriftsteller, den Clemens von Alexandrien anführt, versichert zum Exempel, „Pythagoras habe die

die Gallier zu Lehrern gehabt.“ Ein anderer, wovon uns Suidas Auszüge liefert, sagt: „Daß dieser Weltweise zuerst den Wissenschaften, unter Anführung des Pherecydes von Scyros, und hernach unter Abaris den Hyperboräer, obgelegen habe. (Clem. Alex. Strom. lib I. cap. 15. p. 358. Suidas in Pythag. Tom. III. p. 231.)

Da Pythagoras ein Thracier war, wo er sich in die Geheimnisse aufnehmen lassen, welche Orpheus gestiftet hatte, und den übrigen Theil seines Lebens in Italien zubrachte, so dürfen wir nicht zweifeln, daß er Gelegenheit gehabt habe, die Religion der Celten kennen zu lernen. Allein die Frage ist nur: ob er auch würklich etwas davon entlehnet habe. Hermippus glaubt solches. Er sagt, Pythagoras habe in vielen Stücken die Meynung der Juden und Thracier angenommen. Jamblichius versichert das nemliche. „Man behauptet, sagt er, daß Pythagoras sich bestrebt habe, die Schreibart des Orpheus nachzuahmen, und seinen Meynungen vornemlich in Absicht auf die Religion zu folgen. Die Götter Lehre, worinnen er seine Schüler unterrichtete, und die Religions-Gebote, welche er ihnen ertheilte, waren theils aus der Lehre des Orpheus und der Egyptier; theils von den Chaldäern und Magern; theils von den Geheimnissen von Eleusis, von Imbrus, von Samothracien, von Delos entlehnt: und überdieses auch noch von den Geheimnissen, welche die Celten und Iberer gemeinschaftlich hatten. (Hermipp. ad Joseph.

contr. Appionem. l. I. c. 8. Jamblich. Vita Pythagoræ. S. 151. p. 127. & sq.)

Ohne etwas in einer Frage zu entscheiden, welche so sehr zweifelhaft ist, scheinet doch Hermippus und Jamblichius Recht zu haben. Wir wissen, daß die Lehrsätze des Pythagoras viele Lehren enthielten, welche in der That von den Celten angenommen wurden, welche aber dieser Philosoph aus andern Quellen konnte geschöpft haben. Er sagte zum Exempel, „daß die Gottheit ein Geist sey, welcher in allen verschiedenen Theilen der Materie ausgebreitet sey, und den Thieren das Leben ertheile.“ Er erkannte einen höchsten Gott, welchem er den Ursprung aller Dinge zuschrieb, und den er den Gott der Schlachten nannte. Er wollte nicht, daß man die Gottheit unter der Gestalt eines Menschen, oder irgend eines Thieres vorstelle. (Eustath. ad Iliad. II. p. 187. Clem. Alex. Strom. l. I. c. 15. p. 358.)

Wir haben in dem vorhergehenden Buch weitläufig erwiesen, daß die Celten die nemlichen Grundsätze hatten, und daß sie sich beynahe mit den nemlichen Worten ausdrückten. Aber Pythagoras konnte alle diese Gedanken von den Juden, oder selbst von den Egyptiern entlehnt haben, wenn es wahr ist, daß sie einen Theil der geheimen Lehrsätze der Egyptier ausmachten, welche sie niemand als den Eingeweyheten anvertrauten. Eben dieses kann man von der Unsterblichkeit der Seele sagen.

Pytha-

Pythagoras und die Druiden trugen diese Lehre auf gleiche Weise vor. Unterdessen kommen die Meynungen, die man diesem Philosophen in diesem wichtigen Stücke zuschreibt, der Lehre der Egyptier weit näher, als den Lehrsätzen der Celten.

Aber es sind noch einige andere Sätze in der Lehre des Pythagoras, welche er, aller Wahrscheinlichkeit nach, von den Celtischen Völkern entlehnet hatte. Dieser Weltweise machte viel aus den Weissagungen und der Magie; und diese schöne Wissenschaften gehörten zu der geheimen Lehre, welche er niemanden anvertraute, als seinen allervertrautesten Schülern. Die Weissagungen, womit er sich abgab, waren gar nicht von denjenigen unterschieden, welche wir in einem der vorhergehenden Capiteln angeführt haben. Er weissagte nicht nur aus dem Flug der Vögel, sondern auch noch durch Hülfe gewisser Zweige von Bäumen, welches ein, den Scythisch- und Celtischen Völkern ganz eigenes Loos war. Eben dieses muß man von der Magie des Pythagoras gestehen. „Er rühmte sich, gewisse Krankheiten durch Beschwörungen zu heilen;" ein Aberglaube, dessen Ursprung Plato den Thraciern zuschreibt. (Clem. Alex. Strom. S. I. p. 399. Plin. Hist. Nat. lib. XX. c. 1. Suidas in Pythag. T. III. p. 231. Jamblich. Vit. Pythag. S. 164. p. 139.)

Ausser dem, trug Pythagoras seine Lehre in Versen vor, die man nicht aufschreiben durfte. Er verfertigte Gesänge, zum Lob der Gottheit und tugendhafter Leute; er lehrte seine

Schüler diese Loblieder singen, und sie mit einem übereinstimmenden Instrumente zu begleiten. (Cicero Tuscul. Quæst. lib. IV. p. 3535. Suidas Tom. III. p. 231.)

Endlich darf man nur die Schriftsteller lesen, welche das Leben des Pythagoras beschrieben haben, und man wird einsehen, daß dieser Weltweise ein grosser Schwärmer war, der sich durch alle Einbildungen der Celten, in Ansehung dessen, was die Celten die Physiologie nannten, hintergehen ließ. Er war aufmerksam auf den Flug eines Vogels, auf das Bellen eines Hundes, weil er in den Gedanken stund, daß die Stimme der Natur die Stimme der Gottheit selbst sey, welche dem Menschen durch Hülfe der Thiere, und selbst durch unbelebte Wesen, die nur durch einen blossen natürlichen Antrieb würksam wären, heilsame Anweisungen ertheilte. Er glaubte, daß alle Dinge Werkzeuge oder Gliedmassen eines vernünftigen und klugen Wesens wären.

Dieses alles scheinet die Meynung derjenigen zu bestättigen, welche geglaubt haben, daß Pythagoras die Celten gekannt, und einige Stücke von ihnen entlehnet habe. Unterdessen ist es eine blosse Muthmassung, welche eben so ungewiß kann angesehen werden, als alles dasjenige, was man von dem Leben und den Lehren dieses Weltweisen gesagt hat.

Achtes Hauptstück.

Von der Einführung des Christenthums unter den Celten.

Es ist nichts mehr übrig, als noch einige Anmerkungen zu machen, über die Art und Weise, wie die Celtischen Völker das Christenthum angenommen haben. Unsere Absicht ist nicht, eine Geschichte von der Bekehrung dieser Völker zu schreiben. Dieses würde ein Werk von unermeßlicher Arbeit seyn, und wir bekennen auch ohne Rückhalt, daß dieses Unternehmen über unser Vermögen gehe. Wir wollen blos einige allgemeine Anmerkungen machen, welche eine natürliche Verbindung mit dem Vorhergehenden haben.

Man hatte frühzeitig christliche Gemeinden in Spanien, in Ober- und Unter-Deutschland, in Großbrittanien, und in allen andern Celtischen Gegenden, die den Römischen Kayfern unterworfen waren. Der heilige Irenäus und Tertullianus erwähnen schon dieser Gemeinden, und des Fortgangs, den die christliche Religion täglich, in den verschiedenen Theilen der Länder, die wir eben genannt haben, gemacht hatte. Die allerältesten Bekehrungen machen dem Christenthum die meiste Ehre.

Weder

Weder Furcht, noch Vortheil, noch andere menschliche Absichten hatten dabey einen Einfluß. Die Vortreflichkeit der Religion, welche die Diener des Evangelii predigten, die Wunder, womit sie ihre Predigten unterstützten, die Sorgfalt, welche sie anwanden, durch gute Beyspiele die heilsamen Lehren zu befestigen, die heilsame Lehren, die sie dem menschlichen Geschlecht ertheilten, die Gedult der Bekenner und Märtyrer; alles dieses trieb die Menschen an, das Christenthum, selbst gegen das Vorurtheil ihres zeitlichen Nutzens, anzunehmen. (Irenæus adv. Hæres. Lib. I. c. 3. Tertull. adv. Juct. cap. 7.)

Natürlicher weise muste die Lehre des Evangelii weniger Widerstand bey denjenigen Celtischen Völkern finden, welche ihre alte Religion noch beybehielten, als bey den andern Heyden. Die Celten erkannten einen höchsten Gott, der unsichtbar, ewig, der Schöpfer der Welt und des Menschen und der Thiere wäre. Ob sie gleich Unter-Gottheiten annahmen, so wollten sie doch nicht, daß man von ihrer Geburt, von ihren Verrichtungen, von ihrem Tode redete, noch auch, daß man einen Unterschied der Geschlechter an diesen geistlichen Naturen annehme, die das erste Wesen mit den Elementen verbunden habe, solche zu ihrem bestimmten Endzweck zu leiten. Sie hatten auch die Lehre von Belohnungen und Strafen eines künftigen Lebens. Ob gleich diese Vorstellungen mit Irrthümern und falschen Sätzen untermischt waren, so waren sie doch eine Vorbereis

bereitung, die Bekehrung dieser Völker zu erleichtern. Man brauchte sie nicht auszurotten, sondern durfte sie nur ordentlich einrichten und reinigen.

Verschiedene Celtische Völker ergriffen das Christenthum, während des vierten und fünften Jahrhunderts. In diese Zahl gehörten die Gothen, die Vandalen, die Sueven, die Gepiden, die Lombarden, die Burgundier, die Heruler und noch andere. Es ist offenbahr, daß das Interesse einen grossen Antheil an der Bekehrung dieser Völker hatte. Sie waren Nachbarn von solchen Provinzen des Reichs, wo christliche Prinzen regierten. Sie wollten alle gern Bundesgenossen dieser Staaten (Foederati) seyn, vermöge dessen man ihnen ansehnliche Subsidiengelder bezahlte, entweder damit sie dem Reiche Truppen geben, oder dessen Gränzen beschützen, oder auch wohl gar sich anheischig machen möchten, mit den Römern in Frieden zu leben, und keine Einfälle mehr in die Länder des Reichs zu thun. Es gab selbst solche Völker, denen die Morgen- und Abendländische Kayser in den Ländern des Reichs Wohnplätze ertheilten, sie gegen die Wuth der Hunnen, oder einer andern mächtigen Nation, welcher sie selbst nicht widerstehen konnten, zu schützen. Alles dieses verband diese Völker, von denen wir geredet haben, die Kayser zu schonen, die Mißionarien, die man ihnen schickte, anzunehmen, und zuweilen selbst Unterweisung und die Taufe zu begehren. Socrates, zum Exempel, bemerkt, daß Phritigernus, ein König der West-Gothen, da sie von dem Kay-

ser

ser Valentius Beystand gegen die Ost-Gothen erhalten hatten, die christliche Religion angenommen, und seine Unterthanen ermahnet habe, seinem Beyspiele zu folgen. Der nemliche Geschichtschreiber erzählt auch, daß die Burgunder, als sie von den Hunnen gedruckt worden, sich in eine Provinz der Gallier begeben, und von dem Bischoffe dieses Kirchen-Gebiets die Taufe erlangt hätten. (Socrat. Hist. Eccles. lib. IV. cap. 33. Socrat. lib. VII. cap. 30.)

Ob wir gleich nicht zweifeln, daß menschliche Absichten und zeitliche Vortheile, einigen Antheil an der Bekehrung dieser Völker gehabt haben, so müssen wir doch auch bekennen, daß solche wenigstens freywillig war. Man zwang keinen Menschen, das Christenthum anzunehmen. Diejenige, welche bey ihrer alten Religion blieben, behielten ihre Güter und ihre Ehrenstellen, und man findet bis in das siebende Jahrhundert einen Fürsten der Lombarden, welcher das Heydenthum öffentlich bekannte. (Ariulf, Prinz von Spoleto, unter Agilulf, König der Lombarden, war ein Heyde. Paul. Diac. rer. Longob. lib. IV. c. 5. p. 396.)

Uebrigens wurden alle diese Völker durch Griechische Mißionarien bekehrt, und solches geschahe grösstentheils unter der Regierung des Valens, das heißt, zu einer Zeit, wo der Arrianismus die Oberhand im Orient hatte. Daher kam es auch, daß sie alle Arrianer waren. Man behauptet zwar, daß sie vorher

Rechtglaubige gewesen wären, ehe sie in diese Ketzerey verfallen wären. Allein dieses ist nicht ganz ausgemacht. Wir brechen diese Untersuchung ab, weil sie nicht zu unserm Zweck gehöret. (Procop. Vand. lib. I. cap. 11. p. 178. Paul. Diac. Hist. Visc. l. XIV. p. 182.)

Diejenigen Völker, welche in Groß-Deutschland wohnten, nachdem die Gothen, Vandalen, Sueven, Lombarden und Burgunder solches verlassen hatten, wurden unvermerkt durch die Sorgfalt der Merovingischen und Carlovingischen Könige bekehret. Die Nachfolger des Clovis fingen das Werk an; Carl der Grosse und seine Nachkommen vollendeten es. Die Franken, zum Exempel, die Deutschen, und die Bayern, bekamen das Christenthum unter den Königen vom ersten Stamme. Die Friesländer, die Westphäler, die Sachsen, bekamen es nicht eher, als unter den Königen vom zweyten Geschlecht. Hier siehet man beynahe nichts, als widerwillige und erzwungene Bekehrungen. Die Mißionarien verwüsteten die heiligen Wälder. Sie fälleten die Bäume, welche der Gegenstand des heydnischen Aberglaubens waren, und setzten an ihre Stelle Creuze, welche sie dem Volk, als einen Gegenstand einer neuen Anbetung, vorstellten. Sie konnten dieses ohngestraft wagen, weil sie beständig eine starke Bedeckung zur Seite hatten, und zuweilen durch zahlreiche Armeen unterstützt wurden, die den Lehrlingen in der Religion (Cathechumenis) die Wahl zwischen Tod und Taufe liessen. Zwischen diesen beyden muste man sogleich wählen.

Unter den Capitularien, Carls des Grossen, ist eine, welche diese erschreckliche Wahl den Sachsen ankündigte, indem sie befiehlt, „daß diejenigen, welche sich versteckten, um sich nicht taufen zu lassen, mit dem Tode sollten bestraft werden.“ Dieses Gesetz war eine Folge von dem vesten Entschluß, den Carl der Grosse schon lange gefaßt hatte, die Sachsen zu bekehren, oder sie aus dem Lande zu verjagen. Die Geschichte der ältern Zeiten liefert uns eine grosse Menge solcher Beyspiele von einem gleichen Verfahren. (Capitul. de Partib. Saxon. cap. 7. Eginhard. ad Ann. 776. Baluz. not. ad Abailard. p. 36. & seq. Keysler. p. 343. 344.)

Im Grunde hatten weder die Sachsen, noch die andern Celtischen Völker Ursache, sich über die Strenge zu beschweren, womit man gegen sie verfuhr. Wann sie die Oberhand hatten, so zerstöhrten sie die Tempel, und zerbrachen die Götzenbilder der andern Heyden. Sie opferten ihren Göttern die Kriegsgefangenen. Man nahm blos ihre Grundsätze und ihr Beyspiel, und behandelte sie selbsten darnach, indem man gleiches mit gleichem vergalt. Demohngeacht waren diese erzwungene Bekehrungen, wovon hier die Rede ist, der Vernunft und dem Geist des Christenthums gleich zuwider, und wir werden gleich sehen, daß sie gemeiniglich die häßlichsten Christen erzeugten. Es bleibt gewiß, wie wir schon oft bemerkt haben, daß die christliche Religion weit rühmlichere und sichere Bekehrungs-Anstalten machte, wann sie ihre Märtyrer ihr Blut vergiessen

sen ließ, als wann ihre Geistlichen die Waffen ergriffen, oder sie den Händen der Glaubigen übergaben, die Feinde Jesu Christi zu erwürgen.

Unter denjenigen Celtischen Völkern, welche das Christenthum angenommen hatten, fanden sich auch viele, welche deswegen doch nicht von dem Götzendienst und dem heydnischen Aberglauben abstunden. Procopius sagt solches von den Franken. „Ob diese Barbaren gleich die christliche Religion bekannten, so unterliessen sie doch nicht, viele Gebräuche ihrer alten Religion zu beobachten, indem sie Menschen opferten, und andere Abscheulichkeiten begiengen, auch sehr begierig auf Wahrsagungen waren. Das nemliche wird in einer Vorrede, die wir vor den alten Bayerischen Gesetzen finden, gesagt. „Theodorich (König von Austrasien) hatte in den Gesetzen der Franken, der Allemannen, und der Bayern, alles geändert, was noch nach Heydnischen Gebräuchen schmeckte. Er hatte diese Gesetze durch die Gesetze des Evangelii verbessert. Es gab indessen noch Gebräuche, die er nicht abschaffen konnte. Childebert unternahm diese Ausführung, Clotarius vollendete sie, und Dagobertus ließ hernachmals die Gesetze jedes Volks schriftlich verfassen.“ Wir haben oben, ausser diesem, eine grosse Menge von Gesetzen und Kirchen-Ordnungen angeführt, die den Franken, den Galliern, den Lombarden, den West-Gothen und den Sachsen verboten, sich des Nachts in die Wälder zu begeben, oder unter die Bäume, an die Quellen und zu den Steinen, um da-

selbst Lichter anzuzünden, zu opfern, Mahlzeiten anzustellen, und da, oder anderswo, Wahrsagungen und Beschwörungen, nach Art der Heyden anzustellen. Dieses alles läßt uns nicht zweifeln, daß der heydnische Götzendienst sich noch lange Zeit in einem ansehnlichen Theil bey den Celten, wo gleichwohl das Christenthum eingeführt zu seyn schien, erhalten habe. Es konnte bey solchen Völkern, welche das Evangelium aus keinem andern Grund, als aus Nutzen oder Furcht angenommen hatten, nicht anders seyn. Da sie beständig die alte Religion in ihrem Geist und Herzen behielten, so kehrten sie so oft zu ihrem Dienst und Ceremonien zurück, wenn sie es ohne Furcht, bey den Christlichen Verfolgern angegeben zu werden, thun konnten.

Das Merkwürdigste hierbey ist, daß die Irrländer, da sie die christliche Religion annahmen, aufrichtig genug waren, sich die Freyheit vorzubehalten, erstlich, ins geheime ihren alten Gottheiten zu opfern, zum andern, ihre Kinder auszusetzen, und endlich noch, Pferde-Fleisch zu essen. Letzteres Stück hätte ihnen ohne Bedenken können bewilliget werden. Allein diese Kleinigkeiten wurden damals vor wesentliche Pflichten des Christenthums gehalten. Es war als gewiß angenommen, daß dieses Fleisch unrein und abscheulich sey. (Epist. Gregor. III. in Epist. Sancti Bonifacii ap. Serarium. Ep. 117. p. 168. & apud Othonem lib. I. c. 32.)

Es ist allerdings merkwürdig, wenn man die Frage liest, welche Bonifacius, der Apostel der Deutschen, etlichemahl dem Pabst vorlegte, und die Leutseligkeit, mit welcher dieser höchste Priester diese Fragen, welche mehr die Küche, als die Gewissen betraffen, beantwortete. Hier ist der Befehl des Pabstes Zacharias an diesen Prälaten, in einem seiner Briefe. „Ihr fraget bey mir an, wie lange man den Speck aufheben sollte, ehe man ihn esse. Die Väter haben nichts hierüber verordnet. Die Nachricht, so ich euch indessen in diesem Stück, auf eure Anfrage ertheilen kann, ist, daß man ihn nicht essen soll, ehe man ihn im Rauch getrocknet, oder am Feuer gekocht hat. Will man ihn aber doch roh essen, so muß man so lange warten, bis die Fastenzeit vorüber ist. (Epist. Zachar. Papæ in Epist. Bonifac. ap. Serar. Ep. 142. & ap. Othon. lib. I. c. 14.)

[Unter den Briefen des Pabstes Zacharis, die man im 2ten Band der Consilien findet, siehet man einen, der an den Bonifacius geschrieben ist, welcher Erz-Bischof von Mainz gewesen, worinnen den Christen befohlen wird: „sich vor allen Dingen vom Fleisch der Nußheher, der Krähen, der Störche, der Haasen, der Biber, und der wilden Pferde zu enthalten.“ Dieses Verbot ist ein Beweiß von der Unwissenheit und dem Aberglauben

des damaligen römischen Pabstes. Es ist ohne allen Zweifel gut, kein Krähen- oder Storchs-Fleisch zu essen, weil solches einen sehr übeln Geschmack hat; allein es kommt einer jeden Privatperson zu, seine Küche zu bestellen, wie sie es vor gut findet. „ Es ist erlaubt alles zu benutzen, was GOtt geschaffen hat, sagt der heilige Paulus, und man darf nichts verwerfen von allem dem, was mit Danksagung genossen wird, weil es durch das Wort GOttes und das Gebet geheiligt wird. 1 Cor. IV, 4. 5.]

In der Folge der Zeit kam man doch endlich zum Zweck, auch diese Ueberbleibsel des heydnischen Götzendienstes unter den Celtischen Völkern gänzlich auszurotten, deren die alten Canonen Erwähnung thun. So viel wir davon urtheilen können, war das sicherste Mittel, dessen man sich bedienen konnte, darinnen glücklich zu seyn, daß man die Anhänger der alten Religion als Zauberer abbildete, welche einen Bund mit dem Teufel gemacht hätten. Weil sie ihre Andachten bey Nachtzeiten auf Bergen oder in Wäldern verrichteten, wo die Heyden ihre Heiligthümer hatten, so nahm man daher Gelegenheit, sie für Lasterhafte auszugeben, welche zu der Zeit durch die Wälder und Felder schwärmten, wann die andern Leute schliefen, um daselbst zu tanzen, und sich in

Gesell-

Gesellschaft des Teufels zu erlustigen, oder auch daselbst vielleicht solche Bosheiten zu begehen, welche auf den Untergang des menschlichen Geschlechts abzielten, und die folglich die strengste Strafe, d. i. die Strafe des Feuers verdienten. Von dieser Zeit an entschlossen sich die Heyden, in ihren Wohnungen zu bleiben, und einem Dienst zu entsagen, der sie nicht nur zum Abscheu des Volks machte, sondern der sie auch noch in Gefahr setzte, ohne Barmherzigkeit verbrennt zu werden.

Es gab aber auch noch andere heydnische Aberglauben, welche sich weit länger unter den Celtischen Völkern erhtelten, nachdem sie bereits das Christenthum angenommen hatten. Zum Exempel, der Zweykampf, den man als eine Wahrsagung, und als ein Mittel, die Unschuld von dem Laster zu unterscheiden, ansahe. Hieher gehört auch die Probe des Feuers, des kalten- und siedenden Wassers, und die andern Arten von Wahrsagungen, wovon wir gelegenheitlich geredet haben. Es ist leicht zu errathen, warum dieser Aberglaube sich so lange Zeit erhalten hat. Man fand ein Mittel, sie von dem Heydenthum abzusondern, und sie, so zu reden, der christlichen Religion einzuverleiben. Die Geistlichkeit, welche über diese verschiedene Wahrsagungen gesetzt war, nnterstützte solche aus allen Kräften, weil sie dazu dienten, ihr Ansehen zu unterstützen, und weil sie überdies ein ansehnliches Stück ihrer Einkünfte ausmachten. Die Geistlichen waren Schuld daran, daß man mit diesem Aberglauben

ben nicht zum Ende kam. Wir sind in diesem Stück den Rechtsgelehrten allen Dauk schuldig, und vornemlich denjenigen, die das Römische Recht lehrten, wie wir leicht erweisen könnten, wenn diese Untersuchung zu unserm Zweck gehörte.

Wir schliessen jetzo die weitläuftige Abhandlung von der Religion der Celten, mit dem Wunsch, daß wir der Wißbegierde der Leser Genüge möchten geleistet haben.

Ende des vierdten und letzten Buchs.

Bayerische Staatsbibliothek München

1-3 = 1000.-

März 84

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pelloutier, Simon

Aelteste Geschichte der Celten insonderheit der Gallier und Deutschen

Bd.: 3. (1784)

Frankfurt a. M. 1784

H.ant. 304 r-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10432872-1
VD18 80318797-001